

GEORGICA

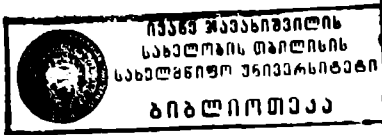
Zeitschrift für Kultur, Sprache und Geschichte
Georgiens und Kaukasiens

Herausgeber:

Heinz Fähnrich, Jena (verantwortlich)
Gert Hummel, Saarbrücken
Mariam Lortkipanidse, Tbilisi
Winfried Orthmann, Halle
Surab Sardshweladse, Tbilisi
Wolfgang Schuller, Konstanz

Unter Mitarbeit von:

Niko Berdsenischwili, Tbilisi
Winfried Boeder, Oldenburg
Elgudsha Chintibidse, Tbilisi
Bernardo Christophe, Jena
Angelika Geyer, Jena
Erhard Lange, Jena
Fairy von Lilienfeld, Erlangen
Marina Lortkipanidse-Piel, Jena
Steffi Macher, Jena
Günther Mansfeld, Tübingen
Roin Metreweli, Tbilisi
Stefand Plaggenborg, Jena
Parmen Sakaraia, Tbilisi
Manfred Schmeling, Saarbrücken
Karl Horst Schmidt, Bonn
Rüdiger Schmitt, Saarbrücken
Kora Singer, Jena
Guram Tewsadse, Tbilisi



GEORGICA

Jahrgang 2001

Heft 24

UVK · Universitätsverlag Konstanz

Erscheinungsweise: Jährlich. Bezugspreis: Einzelheft € (D) 24,-, Jahresabonnement € (D) 20,-, Jahresabonnement für Studenten € (D) 10,-, jeweils zuzüglich Porto und Versandkosten. Die Bezugsdauer verlängert sich jeweils um ein Jahr, sofern nicht Abbestellung bis zum 15. November erfolgt. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt beim Verlag.

Anschrift der Redaktion: c/o Prof. Dr. Heinz Fähnrich, Obere Zense 20, D-07616 Bürgel

Die mit Namen gezeichneten Artikel sind Originalbeiträge. Sie brauchen nicht in jedem Fall die Meinung der Redaktion wiederzugeben. Nachdruck bedarf der Genehmigung, Anfragen sind zu richten an den Verlag. Für unverlangt eingehende Manuskripte und Rezensionsexemplare wird keine Gewähr übernommen.

Sämtliche Beiträge dieser Zeitschrift sind urheberrechtlich geschützt. Unter den Schutz des Urheberrechtsgesetzes fällt auch die Vervielfältigung von einzelnen Beiträgen einschließlich der Vervielfältigung durch Fotokopien.

© UVK Universitätsverlag Konstanz GmbH, Konstanz 2002

Einbandgestaltung: Riester & Sieber GmbH, Konstanz

Druck: Druckerei Konstanz GmbH, Konstanz

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft

INHALT

Archäologie

- G. Narimanišvili, N. Šanšašvili: Zu den zyklischen Siedlungen in Trialeti 5
Š. Mamulaze, E. Kaxize, M. Xalvaši: Die Römer in Südwestgeorgien 35

Geschichte

- N. Žavaxišvili: Eine Finanzvereinbarung zwischen Deutschland und Georgien (1918) 47

Ethnographie

- F. Mühlfried: Robert Bleichsteiners „Kaukasische Forschungen“ 51
I. Kviciani: „Volksdiplomatie“ – zur Geschichte traditioneller Konflikt-schlichtung in Georgien 59

Sprache

- T. Gamqrelize: Die Gruppierung der Konsonanten im Georgischen:
Zum Status der Phoneme *q* und *q̄* im Georgischen und in den kauka-sischen Sprachen 63
Z. Saržvelaze: Forschungen zur Lexik der Kartwelsprachen 69
M. Krebernik: Zu den georgischen Bezeichnungen der Himmelsrichtungen 74
H. Fähnrich: Kartwelischer Wortschatz VII 77

Literatur

- M. Cherchi: Die „Divina Commedia“ in der georgischen Übersetzung von Konstantine Gamsaxurdia und Konstantine Čičinaze 84
L. Magarotto: Der Sturmlauf des Merani 101
N. Kaķabaze: Österreichische und deutsche Stücke auf georgischen Bühnen 109

Kunst

I. Arsenišvili: Die Kunst des Selbstporträts im Schaffen georgischer Maler (zweites Jahrzehnt des 20. Jh.)	1 15
G. Blankoff-Scarr: Einige Überlegungen zum Wertesystem der Georgier	1.23

Rezensionen	1.35
--------------------------	------

Berichte	1.39
-----------------------	------

Tafeln

ARCHÄOLOGIE

Goderzi Narimanišvili, Nino Šanšašvili

Zu den »zyklopischen« Siedlungen in Trialeti

Einführung

Trialeti, eine historische Region Südgeorgiens, umfaßt den nördlichen Teil des Kleinen Kaukasus und liegt 1500–2200 m über dem Meeresspiegel (Abb. 1). An den Abhängen der Berge von Trialeti gibt es Siedlungen oder Festungen, die aus großen, unbearbeiteten oder kaum behauenen Steinen ohne Bindemittel errichtet wurden. Solche »zyklopischen« Bauten verkörpern eine architektonische Form der Megalith-Bauweise.¹

»Zyklopische« Bauwerke waren im Mittelmeerraum weit verbreitet und werden unterschiedlich benannt (Nurage, Navetta, Talayot, Torre).² In Griechenland treten Festungen, die in »zyklopischer« Bauweise errichtet sind, in der zweiten Hälfte des 2. Jts. v. Chr. in Erscheinung, zumeist an jenen Orten, die schon vor dem Trojanischen Krieg bestanden haben (Pylos, Mykene, Tiryns, Athen, Theben, Iolkos u. a.).³ Reste von in zyklöpischer Bauweise errichteten Anlagen finden sich in der südlichen Türkei auf dem Territorium des alten Karien.⁴

Die archäologischen Ausgrabungen in Südkasien ergaben, daß es in der Architektur der Bronzezeit (3.–1. Jt. v. Chr.) drei Grundtypen gegeben hat: Holz-, Lehm- und Steinbauten. Unter den Steinbauten nimmt die »zyklopische« Architektur einen besonderen Platz ein. Ihre Monumentalität und die großen Ausmaße der Siedlungen unterscheiden sie deutlich von anderen Bauten Südkasians aus dieser Zeit. Jedoch heben sich die für die ältesten Zivilisationen des mediterranen Raumes charakteristischen Megalithbauten von den »zyklopischen« Bauten von Trialeti dadurch ab, daß bei ihnen größere Steine verwendet wurden als bei den südkasischen Bauten dieses Typs. Das Bauen mit unbehauenen Steinen ohne Mörtel ist in Südkasien seit dem 3. Jt. v. Chr. anzutreffen.

¹ Mohen, J.-P.: Megalithkultur in Europa, Geheimnis der frühen Zivilisation, Stuttgart-Zürich 1989; Reden, S. von: Die Megalith-Kulturen, Zeugnisse einer verschollenen Urreligion, Köln 1989.

² Derartige Bauwerke kann man auch in anderen Teilen der Welt, so beispielsweise bei den Inka und anderen Andenvölkern, antreffen: Brej U., Tramp D.: Archeologičeskij slovar', Moskva 1990.

³ Istorija Drevnego Vostoka, čast' vtoraja, pod red. G. M. Bongrad-Levina, Moskva 1988.

⁴ Bean, J.: Turkey beyond the Meander, London 1968.

Das Hauptmerkmal der »zyklopischen« Ruinen ist, daß sowohl die befestigten Mauern der Wohnbauten in den Siedlungen als auch einzeln stehende Befestigungen aus unbehauenen Steinen großen Formats erbaut sind.

Nach der Mitte des 1. Jts. v. Chr. ist diese Bautechnik fast nicht mehr anzutreffen. Stein wird nur noch für die Fundamente der Mauern von Gebäuden verwendet., während das aufgehende Mauerwerk aus luftgetrockneten Lehmziegel besteht. Gleichzeitig tritt die Holzarchitektur in den Vordergrund. Holz findet sowohl als Fachwerk als auch als Ummantelung Verwendung. Als Füllmaterial dienen kleine Steine und Lehmmasse.

Auch im Mittelalter ist für die Dörfer und selbst für große Siedlungen in einer ganzen Reihe von Regionen Südkaukasiens die mörtellose Bauweise kennzeichnend, aber es gibt keine Festungen oder Befestigungssysteme, die ohne Bindemittel erbaut wurden, vielmehr wurden diese aus Stein mit Kalkmörtel als Bindemittel errichtet.

Das Studium der »zyklopischen« Ruinen Südkaukasiens hat eine über hundertjährige Geschichte: es begann 1881 in Zusammenhang mit dem V. Archäologischen Kongreß und es wird mit unterschiedlicher Intensität bis heute fortgesetzt. Solange sie archäologisch nicht erforscht waren, gelang es den Wissenschaftlern, die sich mit dieser Frage beschäftigten⁵, nicht, ihr Alter zu ermitteln. Der erste, der versuchte, sie archäologisch zu untersuchen, war B. Kuftin. Er zog vier Suchgräben durch die »zyklopische« Ruinensiedlung Beštašeni, dabei wurden Schichten aus der Kura-Araxes-Kultur, der Spätbronzezeit und dem Mittelalter festgestellt. In der unmittelbaren Nachbarschaft wurden Gräberfelder und Kurgane aus dem 3.–1. Jt. v. Chr. ausgegraben.⁶ Auf der Grundlage dieser Ergebnisse wurde die untere zeitliche Begrenzung der »zyklopischen« Ruinensiedlungen in das 3. Jt. v. Chr. gelegt. Es gab aber auch Überlegungen, diese Denkmäler in die urartäische Zeit oder in das Mittelalter zu datieren. V. Cincaze und R. Mepisašvili datierten sie in das 2.–1. Jt. v. Chr.⁷, G. Melikišvili verband sie mit der politischen Einheit von Diauxi.⁸ Die in Armenien und Aserbaidžan entdeckten »zyklopischen« Ruinensiedlungen und Befestigungen wurden ebenfalls hauptsächlich in die Zeit vom 3.–1. Jts. v. Chr. datiert.⁹

Neue Forschungen

Um eine Datierung der »zyklopischen« Siedlungsanlagen vornehmen zu können, führte die Archäologische Expedition von Trialeti an mehreren bedeutsamen Denkmälern Ausgrabungen durch. Parallel dazu wurde ein großer Teil der Siedlungen und Befestigungen vermessen (Abb. 2).

⁵ Melikset-Begi, L.: Megalituri kultura sakartveloši, Tbilisi 1938; Gurko-Krjažin, V.: Ciklopiičeskie sooruženija Zakavkaz'ja (in: Novyj Vostok. Nr. 5, 1926); Ivanovskij, A. A.: Po Zakavkaz'ju (in: Materialy po archeologii Zakavkaz'ja, VI, Moskva 1911); Meščaninov, I.: Ciklopičeskie sooruženija Zakavkaz'ja (in: Izvestija GAIMK, Bd. XIII, vyp. 4–7, Moskva 1932).

⁶ Kuftin, B.: Archeologičeskie raskopki v Trialeti, Tbilisi 1941.

⁷ Mepisaschwili R., Zinzadse W.: Georgische Wehrbauten und Kirchen, Leipzig 1986; Mšvenie:radze, D.: Stroitel'noe iskusstvo v Drevnej Gruzii, Tbilisi 1959.

⁸ Melikišvili, G.: K istorii Drevnej Gruzii, Tbilisi 1959.

⁹ Esajan, S.: Drevnjaja kul'tura plemen Severo-Vostočnoj Armenii (III-I tys. do n. e.), Erevan 1976.

1. Sabečdavi

Diese »zyklopische« Ruinensiedlung liegt 2 km nordöstlich von dem Dorf Beštašeni im Kreis Çalka am linken Ufer des Baškov-Su auf der Höhe und an den Hängen des Berges Eli-Baba (1674m über NN.). Auf dem Südostteil des Berges befindet sich eine Dorfruine aus dem 12.–18. Jh. (Abb. 3: A).

Die »zyklopische« Siedlungsruine erstreckt sich auf der Höhe des Berges und an seinem Westhang. Sie stellt einen Komplex dar, der aus inneren und äußeren Teilen eines Festungssystems besteht.

Die Mauern der im Westteil des Komplexes liegenden Befestigung (untere Burg) sind aus großen, unbearbeiteten Basaltblöcken ohne Verwendung von Mörtel errichtet. Die Stärke der Mauern erreicht 3–4 m. Im gesamten Verlauf der Umfriedung sind Wohnhäuser an sie angebaut, während die Mitte unbebaut zu sein scheint (Abb. 3: B; 4).

Die untere Burg besitzt zwei Eingänge. Durch das 5 m breite Südtor gelangt man in den unbebauten Westteil der Anlage. Dieser wird von dem Ostteil der Festung durch eine Mauer mit einem 1,3 m breiten Durchgang getrennt. Dieser hat einen ovalen Grundriß. Hier sind an die Umfassungsmauer etwa dreißig Häuser angebaut, zwischen denen Ausgänge und Straßen freigelassen wurden. Die Mauern sind bis zu einer Höhe von 0,8–1,5 m erhalten.

In der unteren Burg wurden bislang zehn Häuser ausgegraben, deren Fläche jeweils 12–15 m² umfaßt. Das archäologische Fundmaterial besteht im wesentlichen aus Keramik. Darunter befindet sich eine grobe, handgemachte Ware mit Obsidianbeimischungen. In fast allen Häusern wurden Herde nachgewiesen, die aus dem gleichen grobkörnigen Ton hergestellt sind. Ihr Durchmesser beträgt 30–35 cm, die Höhe 5–10 cm. Auch fand sich dünnwandige, glänzende Keramik aus schwarzem Ton. An Steingeräten sind Basaltmörser, Stößel aus Flußstein und Wetzsteine hervorzuheben. In großer Zahl wurden Obsidiankerne und -abschläge gefunden.

Vom Osteingang der unteren Burg, dessen Breite 6 m beträgt, führt eine »Allee« aus großen Basaltsteinen ostwärts. Sie teilt sich nach 100 m in zwei Teile und zieht sich um den Berg Eli-Baba herum. An den Hängen und auf der Spitze des Berges befinden sich in einem umfriedeten Raum einzelne Häuserviertel (Abb. 3: C,D), eine Befestigungsanlage (Abb. 3: F; 5) und ein umfriedeter Kultplatz (Abb. 3: E). Die in den Wohnvierteln gefundenen Häuser unterscheiden sich von denen in der unteren Festung: Sie bestehen aus zwei Räumen und haben größere Abmessungen. Von den 40 Häusern im Wohnviertel II wurden bisher vier ausgegraben (Abb. 6). Ihre Grundfläche umfaßt jeweils 150–160 m². Die Mauern sind bis zu einer Höhe von 1,0–1,5 m erhalten. Jedes dieser Häuser besteht aus einem kleinen und einem großen Raum. In dem kleinen ist der Herd untergebracht, der Boden besteht aus gestampftem Lehm. Die Hälfte des Bodens in dem großen Raum ist mit Basaltplatten ausgelegt (Stallboden). Das Haus Nr. 1 verfügt über zwei Eingänge, die anderen besitzen einen einzigen. In den Häusern wurden 45 Tongefäße gefunden, darunter vier Butterfässer. Alle vier Butterstampfgefäße und ein Teil des Tongeschirrs sind aus gut geschlammtem Ton gefertigt, der schwarzgebrannt ist. Manche haben eingedrückte Verzierungen, die um den Gefäßkörper herumführen, es begegnen auch Töpfe und Trinkgefäße, die mit polierten Bändern verziert sind. Ein großer Teil der Keramik ist handgemacht, aus mit Obsidian gemagertem Ton hergestellt und ungleichmäßig grau gebrannt.

Auch wenn von der Dachkonstruktion keine Reste erhalten sind, kann man annehmen, daß die Häuser Flachdächer gehabt haben. Darauf deuten die im Haus Nr. 5 des I. Viertels gefundenen Pfostenlöcher und die im Haus Nr. 1 des II. Viertels gefundene Doppelreihe von jeweils sechs Unterlegsteinen für Pfosten hin.

Die Ergebnisse der archäologischen Grabungen gestatten eine Datierung der Siedlung in das 13.–12. Jh. v. Chr.

2. K̄nole

Der Ort liegt 1,5 km nordöstlich des Dorf Beštašeni im Kreis Çalka gegenüber der Siedlungsruine »Sabečdavi«, von der ihn eine kleine Schlucht trennt, auf dem Kamm eines namenlosen Berges in 1601 m Höhe über NN.

Die Anlage (Abb. 7) besteht aus einem befestigten Kernbereich, der um diesen liegenden Siedlung und einem Gräberfeld. Ihre Gesamtfläche beträgt etwa 8 ha. Innerhalb der Befestigung wurde ein Haus ausgegraben, dabei fanden sich Scherben eines Tongefäßes, gebogene Eisenmesser und steinerne Wirtschaftsgeräte. Südlich der Befestigung wurden etwa 30 Gräber ausgegraben. Das Fundmaterial datiert die Siedlung und das Gräberfeld in das 7.–6. Jh. v. Chr.

3. Beškenašeni

Diese »zyklopische« Ruinensiedlung liegt 0,5 km nordwestlich des Dorfes Beštašeni am Zusammenfluß des Beiuk-Čai (Baškov-Su) und des Čil-Čili (Geriak Čai) in einer Höhe von 1550 m über NN. Ihre Fläche beträgt 4 ha.

Der Vorsprung zwischen den beiden Flüssen wird durch eine »zyklopische« Mauer und einen Graben gesichert. Die archäologische Erforschung des Siedlungsplatzes (1939 und 1990–93) erbrachte Kulturschichten vom 4. Jt. v. Chr. bis in das Mittelalter. Diese beschränkten sich nicht auf den Bereich der Befestigung. Unmittelbar an den Ufern der Flüsse und im weiteren Umfeld stieß man auf Siedlungsreste und Gräberfelder des Paläolithikums, des Mesolithikums, verschiedener Abschnitte der Bronzezeit, der Antike und des Mittelalters. Der Fundort wurde nach den dreißiger Jahren erheblich zerstört (die auf der von B. Kufin gezeichneten Karte [Abb. 8] eingetragenen Mauern sind heute nicht mehr erkennbar).

4. Zemo Beškenašeni.

Diese »zyklopische« Befestigung liegt 3 km westlich des Dorfes Sapar-Xaraba in 1683 m Höhe auf dem Gipfel des Hl. Ilia-Berges.

Sie stellt ein aus großen Basaltblöcken ohne Bindemittel aufgeschichtetes längliches Befestigungssystem dar (Abb. 9), um die sich eine kleine Siedlung gruppiert. Auf dem Gebiet der Befestigung steht eine moderne Hallenkirche.

Der Fundplatz ist stark zerstört. Material für eine Datierung liegt nicht vor.

5. Uçqlo.

Diese »zyklopische« Siedlung liegt auf der Höhe eines Berges nördlich des Dorfes Santa in 1739 m Höhe über NN. am Ufer eines natürlichen Sees.

Sie hat eine längliche Form mit Ost-West-Ausrichtung und besteht aus mehreren Abschnitten (Abb. 10). Die bei den archäologischen Grabungen der Jahre 1991–1992 gefundenen Materialien datieren sie in das 13.–12. Jh. v. Chr.

Südlich des zentralen Teils der Siedlung steht auf der ersten Terrasse eine ohne Bindemittel aufgeschichtete Befestigungsmauer, die sich in ihrer Bauweise von den Festungsmauern auf der Höhe des Berges unterscheidet, was auf eine andere Entstehungszeit hindeuten könnte. Aus der unteren Festung liegt kein Material für eine Datierung vor.

6. Axaldaba

Der Fundort liegt auf dem Kamm und dem Südhang eines Berges nördlich des Dorfes Kariaki über dem linken, felsigen Ufer des Čil-Čili (Geriaĭ-Čai) in 1750 m Höhe. Es handelt sich um eine befestigte Siedlung städtischen Typs, die aus 3,5–4 m breiten großen Steinen erbaut wurde, mit einer trocken aufgeschichteten Befestigungsmauer, in die vier Tore und eine kleine Tür eingelassen sind. Die großen Tore schließen die Straßen der Siedlung ab, deren Breite zwischen 4 und 5 m schwankt (Abb. 11).

Die Siedlung gliedert sich in die Zitadelle und eine Unterstadt. Die Gebäude sind eng aneinandergelagert, die Mauern dienen mehreren Häusern gemeinsam und sind ohne Verwendung von Mörtel errichtet. Innerhalb der Befestigung trennt eine mächtige Mauer die Siedlung in zwei unabhängige Teile. Auch die Zitadelle ist in zwei Hälften geteilt. Durch ein Tor ist sie mit der Siedlung verbunden.

Östlich schließt an diese Stadtruine eine verhältnismäßig locker bebaute Siedlung anderer Typs an.

An diesem Fundort wurden bisher keine Grabungen durchgeführt. Die Oberflächenfunde gehören zwei Perioden an: der späten Bronze- und frühen Eisenzeit sowie dem frühen Mittelalter.

7. Baretı.

Diese Ruine liegt auf der Höhe eines Bergkamms zwischen den Dörfern Başkoi und Livadi, auf dessen Südhang und der angrenzenden Ebene in 1726 m Höhe.

Der Fundplatz weist »megalithische« Bauwerke verschiedener Zeit und unterschiedlichen Charakters auf (Abb. 12). Besonders beeindruckend sind drei auf der Höhe gelegene, voneinander unabhängige, von Befestigungen umgebene Viertel, deren Mauerstärke zwischen 2,2 und 3 m schwankt.

Der auf dem Südhang außerhalb des Befestigungssystems gelegene Teil der Ruine gliedert sich in fünf Terrassen. Diese werden durch Basaltmauern abgestützt, deren Breite zwischen 0,5 und 1,8 m schwankt. Außer den Terrassen gibt es in diesem Teil der Ruine noch Steinschichtungen, die verschiedene Wirtschafts- und Wohnkomplexe voneinander trennen. Manche haben eine ovale Form, andere sind eckig. Im Mittelteil der Siedlung befindet sich eine von großen Steinblöcken kreisförmig begrenzte Fläche, die Teil des Befestigungssystems gewesen sein muß. Dieser Wall hat zwei Eingänge. Im zentralen Teil der umwallten Fläche konnten vier aneinandergelagerte Gebäude festgestellt werden, an deren Fassade ein »Menhir« aufragt. Neben ihm liegt ein gewaltiger Basaltblock (Altar?) mit einer Vertiefung in der Mitte, der möglicherweise kultischen Zwecken diente. Dieses ganze befestigte System scheint auf einer Schicht noch früherer Bauten großen Ausmaßes errichtet worden zu sein.

Innerhalb der Siedlungsruine finden sich außer Wohn- und Wirtschaftsbauten auch runde Steinsetzungen und Steinkreise vom Cromlech- und Kurgantyp. Ebenso sind Steinkistengräber zu erkennen.

Der zweite Teil der Ruinensiedlung, der südlich der Autostraße Baškoi-Livadi liegt, ist ganz in der Ebene angelegt und stellt die unmittelbare Fortsetzung jener Siedlung dar, die sich auf dem Hang ausbreitet. In seiner Anlage sind jedoch gewisse Unterschiede erkennbar. So sind im Zentrum dieses Siedlungsteils vielräumige standardisierte Komplexe systematisch miteinander verbunden, die in ihrer Gesamtheit ein Wohnviertel mit quadratischem Grundriß bilden.

Am Südwestrand der Siedlung steht wieder ein »Menhir«, der von einer Cromlech-Anlage umgeben ist. In der Mitte eines der aus Steinblöcken bestehenden Kreise liegt ein Steinblock großen Formats mit kleinen Vertiefungen, möglicherweise ein Altar. Von der Nordseite ist an diesen Kreis ein Bau mit rechteckigem Grundriß angefügt, von dem ein Weg oder eine Mauer aus Stein nach Norden führt.

Das auf dem Siedlungsgebiet gefundene archäologische Material zeigt ebenso wie die Anlage der Gebäude, daß die Siedlung aus vielen Schichten besteht und daß sie vom 14. Jh. v. Chr. bis in das frühe Mittelalter bestanden hat. In dieser Zeit wurde vieles gebaut und überbaut.

8. Lipi

Die »zyklopische« Befestigungsmauer, die 300 m südwestlich des Dorfes Težisi in 1775 m Höhe gelegen ist, weist einen rundem Grundriß auf (Abb. 13). Im Inneren steht im Nordteil eine Hallenkirche mit einem südlichen Vorbau, die unter Verwendung von Mörtel aus großen behauenen Steinen errichtet wurde. Die im 9. Jh. erbaute Kirche erhielt ihren Anbau noch im Mittelalter. Letztmals haben die Einheimischen die Kirche im 19. und 20. Jh. instandgesetzt. Im Nordostteil der Hallenkirche steht vor der Apsis ein »Menhir«, ein 3,75 m hoher Monolith mit bearbeiteter Oberfläche. Er wurde in eine Vertiefung in einer ebenfalls aus Basalt bestehenden Basis eingesetzt. Die Oberfläche des »Menhirs« wurde bei der letzten Instandsetzung der Kirche bearbeitet und mit der Darstellung eines Kreuzes versehen.

Die Hänge des Hügels, auf dem die Festung steht, nimmt eine Siedlung ein. Auf dem gleichen Gelände entdeckte man westlich der Kirche einen kleinen Kurgan.

9. Xevyrma.

Der Fundplatz liegt am Südostrand des Dorfes Nardevani am rechten Ufer eines Fließchens in 1610 m Höhe. Es handelt sich um eine in »zyklopischer« Bauweise errichtete quadratische Festung (Abb. 14). Die Ecken der Festung und die Mauern im mittleren Teil sind verdickt und tragen den Charakter von Türmen. Vom Westen, Süden und Norden grenzen umfriedete Außenhöfe oder befestigte Flächen an die Burg an. In die Nordwand des Westanbaus ist ein Eingang (Tor) eingelassen, an gleicher Stelle befindet sich in der Nordwestecke des Mittelteils eine Tür.

Von Westen ist die Burg durch schroffen Fels geschützt, dessen einzelne Stufen, um die Unzugänglichkeit zu verstärken, durch trocken aufgeschichtete Basaltbrocken ausgefüllt sind.

Eine Datierung dieser Anlage ist bis heute nicht möglich. Die unmittelbar an der Festungsmauer aufgefundenen Scherben gehören in das hohe Mittelalter.

10. Tezi.

Der Fundplatz liegt nordwestlich des Dorfes Avranlo am linken Ufer des Kcia in einer Höhe von 1640 m.

Der Festungskomplex wurde am Steilufer einer Flußterrasse errichtet, dessen steil abfallende Hänge zusätzlich durch ein System trocken aufgeschichteter Mauern befestigt sind. Die Burg besteht aus der Zitadelle und dem ihr untergeordneten System einzelner befestigter Höfe und kleiner Terrassen, die durch schmale Ausgänge und Tore miteinander verbunden sind (Abb. 15).

Die Zitadelle wiederholt im Grundriß die Form des Felsvorsprungs. Sie besitzt zwei Tore, auf der Nordwestseite und auf der Südseite (Abb. 16). Die Mauern sind aus großen unbearbeiteten Basaltblöcken errichtet, an deren Innen- und Außenseite der zwischen den Blöcken freigebliebene Raum mit verhältnismäßig kleinen Steinen ausgefüllt wurde. Die Nordwestmauer der Zitadelle besitzt an den Ecken und in der Mitte vorspringende Pfeiler.

Am Flußufer, am Fuß des steilen Felsens, gibt eine selbständige Befestigungsmauer, innerhalb derer man im Mittelalter eine Kirche erbaut hat. In unserer Zeit hat man die Kirche und die Wehrmauer rekonstruiert. Im Westteil des Hofes vor der Kirche sind unterirdische Zufluchtsräume angelegt.

Am linken Ufer des Kcia, im Osten und Westen des Komplexes, sind in dem steilen Felsen entlang des Flusses Höhlen ausgehauen. Westlich des Komplexes, an einer Stelle, an der Höhlen dicht beieinander angeordnet sind, wurde eine kleine Kirche errichtet. Der Höhlenkomplex ist unter dem Namen »Abibo-Kloster« bekannt.

Unterhalb der Höhlen auf der Uferterrasse wurden in großer Zahl Scherben aufgefunden, die für die Kura-Araxes-Kultur kennzeichnend sind. Hier fanden sich auch Keramikfragmente, die in das Mittelalter zu datieren sind. Auf dem Gebiet der Befestigung, und zwar auf einer Terrasse südwestlich der Zitadelle, wurden kleine Fragmente von Keramik aus der späten Bronze- und frühen Eisenzeit gefunden.

Im Norden des Festungskomplexes wurde auf einer ausgedehnten Ebene auf der linken Seite der Schlucht eine ausgedehnte Siedlung der Kura-Araxes-Kultur nachgewiesen, deren Fläche bis in die letzte Zeit bepflanzt wurde, weshalb die Schicht recht zerstört ist. Scherben von Tongefäßen, steinerne Stößel, Wetzsteine und Mahlsteine können an der Oberfläche aufgefunden werden.

Im Südosten der Burg, unmittelbar oberhalb des Dorfes Avranlo, wurde eine kleine Hügelsiedlung aus der späten Bronze- und frühen Eisenzeit entdeckt. Diese Siedlung setzt sich außerhalb des Hügels auch auf den Hängen der Schlucht fort und reicht bis zum Flußufer. Die Kulturschichten an dieser Stelle sind durch starke Erosion und Trampelpfade zerstört.

11. Ҷохаҷи.

Der Fundplatz liegt in 1650 m Höhe nordwestlich des Dorfes Gumbati am rechten Ufer des Flusses Gumbati. Es handelt sich um einen Komplex, der aus Siedlung und Zitadelle besteht. Die Siedlung breitet sich auf dem Abhang aus, die Zitadelle steht auf dem Gipfel des Berges, der im Osten steil zum Flußufer abfällt.

Der Festungskomplex besteht aus zwei Teilen: der Hauptburg (Zitadelle) und einer an sie auf der Südseite angebauten Vorburg (Abb. 17).

Die Siedlung schließt sich auf der Südseite unmittelbar an den Festungskomplex an und stellt mit ihrer kleinen Einfriedungsmauer den Teil eines einheitlichen Systems dar.

Später wurde an die Nordseite der Zitadelle ein Pferch zum Eintreiben des Viehs angebaut.

Die Anlage ist stark beschädigt. Die Mauern der Zitadelle und der Umfriedung sind fast nur auf Bodenhöhe erhalten geblieben. Spuren von der Befestigung der Siedlung haben sich nur stellenweise erhalten.

12. Crici.

Der Fundort liegt in 1770m Höhe nordwestlich des Dorfes Aşkala am Südhang eines Berges (Abb. 18). Hier befindet sich eine aus großen Basaltblöcken ohne Verwendung von Mörtel aufgeschichtete Befestigung, die eine langgestreckte Form hat und dreigeteilt ist. Die Dicke der Mauern schwankt zwischen 2 und 4 m.

Die Südmauer der Burg ist eingerissen, und die Kulturschicht liegt frei. Das aus dieser Schicht und an der Oberfläche des Fundplatzes gesammelte Material gehört ausschließlich der späten Bronze- und frühen Eisenzeit an. Nördlich der Befestigung lassen sich deutlich sowohl die Mauern eines Bauwerks als auch Steinaufschüttungen kleiner Kurgane erkennen.

13. Lošo.

Diese »zyklopische« Festung liegt in 1660m Höhe südwestlich des Dorfes Ozni auf einem Hochplateau. Der Komplex besteht aus einem befestigten Zentralteil (der Festung) sowie der innerhalb und außerhalb angelegten Siedlung. 40–50 m nördlich der Festung liegt eine frühmittelalterliche Hallenkirche, die im 19.–20. Jh. umgebaut wurde.

Die Festung hat einen viereckigen Grundriß und gegenwärtig drei Eingänge. Zwei Eingänge sind in die Nordmauer eingelassen, einer in die Westmauer (Abb. 19). Es entsteht der Eindruck, als sei ursprünglich nur in der Westmauer ein Tor angebracht gewesen. Die Befestigungsmauern wurden aus unbearbeiteten Basaltblöcken in der sogenannten Schalenbauweise errichtet. Auf dem Gelände wurden Scherben spätbronzezeitlich-früheisenzeitlicher Tongefäße gefunden.

Östlich der Festung ist die Hauptsiedlung terrassenförmig angelegt, sie ist in das heutige Dorf einbezogen. Nördlich davon wurden an den Berghängen künstlich große Terrassen angelegt.

Im Westen der Festung wurde gegenüber dem Eingang eine weitere Befestigung angebaut, die sich in ihrer Bautechnik deutlich von dem zentralen Teil unterscheidet. Ihre Mauern sind aus großen unbehauenen Basaltsteinen errichtet, aber der Zwischenraum weist keine Füllung aus kleinen Steinen auf. Die großen Steine sind dicht aneinandergelegt. Dieser Unterschied in der Bautechnik ist offenbar durch eine andere Entstehungszeit zu erklären. In der gleichen Technik wurden die Häuser jener Siedlung erbaut, die sich unmittelbar südlich an die zweite Festung anschließt und die ebenfalls terrassenförmig zum Dorf hin abfällt, wo B. Kufin eine Siedlung der Kura-Araxes-Kultur ausgrub.¹⁰

¹⁰ Kufin, B. A.: Archeologičeskie raskopki 1947 goda v Calkinskom rajone, Tbilisi 1948.

Ergebnisse

Anhand der auf der Trialeti-Hochebene ausgegrabenen »zyklopischen« Siedlungsruinen läßt sich sagen, daß solche Denkmäler in diesem Gebiet seit dem 15. Jh. v. Chr. bestanden (Beškenašeni) und vom 13.–6. Jh. v. Chr. eine beherrschende Stellung einnahmen (Sabečdavi, K̄nole, Crici, Bareti, Axaldaba, Lošo u. a.).¹¹ Vier Grundtypen¹² lassen sich unterscheiden:

1. »zyklopische« Ansiedlungen, die am Zusammenfluß von Flüssen errichtet sind und keine vollständige Umfriedung besitzen. Von zwei Seiten schützt sie das steile Flußufer, während der offene Teil durch eine mächtige Mauer und einen tiefen Graben befestigt ist (Beškenašeni);

2. Siedlungen, bei denen eine Zitadelle und eine außerhalb der Zitadelle angelegte Siedlung ohne Befestigungssystem zu erkennen sind (Sabečdavi, K̄nole, Uçqlo, Bareti, Lošo);

3. einzeln stehende Befestigungen, in deren Innerem sich Wirtschafts- und Wohngebäude befinden, während außerhalb keine Siedlung nachzuweisen ist (Crici, Zemo Beškenašeni);

4. einzeln stehende Befestigungen, bei denen im Inneren der Burganlage keine Spur von Bauwerken zu erkennen ist (K̄oxaži, Tezi, Xevyrma).

Mit der Erforschung der Siedlungen des ersten Typs begann B. Kuftin, und wir setzen sie fort. Trotzdem fällt es noch heute schwer, die Bauzeit der Befestigungsanlagen festzulegen. Die Situation gestattet es hier hypothetisch, ihre Errichtung bereits in der M̄tkvari-Araxes-Kultur (3. Jt. v. Chr.) anzunehmen. Es gibt Daten, nach denen man vermuten darf, daß sie auch in der mittleren Bronzezeit (erste Hälfte des 2. Jts. v. Chr.) besiedelt waren. Gegenwärtig kann man nur sagen, daß derartige Befestigungssysteme in der sogenannten »Baiburt«-Zeit (15.–14. Jh. v. Chr.) tatsächlich vorhanden waren.

Die archäologischen Daten der Siedlungen des zweiten Typs geben die Möglichkeit, ihr Bestehen auf die Zeit vom 13. bis 6. Jh. v. Chr. einzugrenzen.

Die Anlagen des dritten und des vierten Typs sind noch nicht archäologisch erforscht, und es fällt schwer, sie zu datieren.

Die Kartographierung der »zyklopischen« Ruinensiedlungen und Festungen ergibt ein interessantes Bild. Sie sind in Südgeorgien¹³, Südwest-Aserbaidžan¹⁴, Armenien¹⁵, in der Nordosttürkei¹⁶ sowie im Gebiet um den Van- und Urmia-See¹⁷ verbreitet.

¹¹ Šanšašvili N., Narimanišvili G.: »Ciklopuri« namosaxlarebis gaxtrebi čalkis raionši (in: Kavkasiis arkeologiuri konperencia, I, Tbilisi 1998); Narimanishvili G., Makharadze Z., Khimshiasvili K., Shanshashvili N.: To the Studies of »Cyclopic« Settlements (in: The Mein Scientific-Industrial Board of Protection an Usage of the Relics at History and Culture of Georgia, Annual II, Tbilisi 1996).

¹² Narimanishvili G., Shanshashvili N.: The »Cyclopean« settlement sites of Trialeti in the light of new archaeological discoveries (in: Archaeology of Caucasus: new discoveries and perspectives, International Scientific Session abstracts of Papers, Tbilisi 1997); Šanšašvili N., Narimanišvili G.: Trialetis »ciklopuri« namosaxlarebi (in: Žeglis megobari 4, Tbilisi 1996).

¹³ Melikset-Begi, L. 1938; Šanšašvili N., Narimanišvili G. 1998.

¹⁴ Adžjan A., Gjuzal'jan L., Piotrovskij B.: Ciklopičeskie kreposti Zakavkaz'ja (in: Soobščeniya GAIMK, Nr. 1–2, Moskva 1932); Mikaeljan, G.: Ciklopičeskie kreposti Sevanskogo bassejna, Erevan 1968; Mikaeljan G., Esajan S.: Ciklopičeskie kreposti Šamšadina i Krasnopošel'ka (in: Istoriko-filologičeskij žurnal 3, Erevan 1968); Piotrovskij, B.: Archeologija Zakavkaz'ja, Leningrad 1949;

Interessant ist die Situation im Gebiet um den Van- und den Urmia-See. Die absolute Mehrzahl der hier gefundenen »zyklopischen« Ruinensiedlungen und Festungen ist archäologisch kaum erforscht, obgleich alle Wissenschaftler, die archäologisches Material fanden (Kleiss, Kroll, Belli), darauf hinwiesen, daß ein Teil von ihnen in vorurartäischer Zeit erbaut wurde und alle in urartäischer Zeit fortbestanden. Es wird eine deutlich nicht-urartäische Architektur festgestellt. Einige Festungen, als deren Baudatum das 13. Jh. v. Chr. gilt, werden zur Zeit des urartäischen Königs Argišti I. zerstört (Kroll), andere zur Zeit von Sarduri II. umgebaut (Kleiss).

Besonders bedeutsam sind die Ergebnisse der Forschungen O. Bellis in Ostanatolien.¹⁸ Bei Erkundungen südlich des Van-Sees stieß er auf Anlagen »zyklopischen« Charakters, die er im wesentlichen in die erste Hälfte des 1. Jts. v. Chr. datierte. Aus ihrer Untersuchung folgerte er, daß sie nicht Stämmen mit einer nomadischen oder halbnomadischen Kultur zuzurechnen sind und daß sie nicht als zeitweilige Wohnsitze anzusehen sind. Diese in 2500–2650 m Höhe gelegenen Befestigungen sind aus riesigen Steinen trocken aufgeschichtet, es wurden weder Lehmörtel noch Holzstämme verwendet.

O. Belli unterscheidet bei den 108 in dieser Region gefundenen Denkmälern drei Typen:

1. Festungen, welche die Funktion hatten, Grenzen zu verteidigen. Sie sind entweder in den befestigten Städten oder gesondert angelegt;

2. befestigte Städte, die sich durch monumentale Mauern auszeichnen. Die Fläche einer großen Stadt beträgt 24000 m²;

3. *Dirhes*, d.h. zyklöpische Gebäude, gigantische Paläste, die von der einheimischen Bevölkerung als Paläste von Riesen bezeichnet werden und die aus 6 bis 9 Tonnen schweren, grob behauenen Steinen erbaut sind.

Bei der Charakterisierung der befestigten Städte vermerkt O. Belli: »...[Sie] unterscheiden sich in ihrer Bautechnik, Anlage und Lage merklich von den urartäischen

Petrovskij B., Guzal'jan L.: Kreposti Armenii dourartskogo i urartskogo vremeni (in: GAIMK, Problemy istorii material'noj kul'tury, Nr. 5–6, Moskva 1933); Čilingarjan, S.: Ciklopičeskie sooruženija i Novemberjanskogo rajona (in: Istoriko-filologičeskij žurnal 1, Erevan 1968).

¹⁵ Džafarzade, I.: Drevnejšij period istorii Azerbajdžana (in: Očerki po drevnej istorii Azerbajdžana, Baku 1956); Džafarzade, I.: Ciklopičeskie sooruženija Azerbajdžana (in: Azerb. FAN SSSR, Nr. 55, Baku 1938); Achundov, D.: Architektura drevnego i srednevekovogo Azerbajdžana, Baku 1986; Alliev, V. G.: Kul'tura epochi srednej bronzy Azerbajdžana, Avtoreferat dissertacii na soiskanie stepeni doktora istoričeskich nauk, Tbilisi 1983.

¹⁶ Melikset-Begi, L.: 1938; Taqaišvili, E.: Arkeologičeski ekspedicia kola-oltiši da sop. čangliši 1907 čels (in: Dabruneba, Bd. 1, Tbilisi 1991).

¹⁷ Kroll, S.: Archäologische Fundplätze in Iranisch-Ost-Azarbaidjan (in: Archäologische Mitteilungen aus Iran 17, 1984); Brown, T. W.: A report on the discovery of a line of ancient fortifications on a ridge to the east of Rania Plain, Sulaimaniah liva (in: Sumer 14, 1958); Kleiss, W.: Bericht über zwei Erkundungsfahrten in Nordwest-Iran (in: Archäologische Mitteilungen aus Iran 2, 1969); Kleiss W., Kroll S.: Frühgeschichtliche und mittelalterliche Burgen in Iran (in: Archäologische Mitteilungen aus Iran 11, 1978); Belli, O.: Ruinen monumentaler Bauten südlich des Van-Sees in Ostanatolien (in: Istanbuler Mitteilungen, 43, 1993); Kleiss, W.: Bericht über Erkundungsfahrten in Iran im Jahre 1971 (in: Archäologische Mitteilungen aus Iran 5, 1972).

¹⁸ Belli, O. 1993.

Städten«, und er folgert: »Die urartäischen Städte entwickelten sich später als diese befestigten Städte.«

Die *Dirhes* standen in der Regel am Rand metallurgischer Zentren, von Quellen, Seen und Abgründen, an Pässen und alten Straßen und hatten die Funktion, diese zu schützen.

Die »zyklopischen« befestigten Städte hatten die Hauptfunktion, eine militärische Kontrolle auszuüben und die Bevölkerung und den Besitz schwach befestigter oder unbefestigter Orte zu schützen.

Nach den Beobachtungen von O. Belli schützten die *Dirhes* (die einzeln stehenden Festungen) außer Straßen und Kreuzungen auch die metallverarbeitenden Zentren. Das gleiche ist von den in Trialeti entdeckten einzeln stehenden Befestigungen zu sagen, die an den Kupfervorkommen von Xando-Rexa-Ozni standen sowie an der Magistrale Kartli-Trialeti-Žavaxeti.

Das Verbreitungsgebiet der »zyklopischen« Denkmäler ist recht groß und umfaßt das Gebiet um den Van- und Urmia-See, den Nordostirak, Ostanatolien, die Nordosttürkei, Armenien, Südwest-Aserbaidžan und Südgeorgien. Chronologisch ordnen sie sich größtenteils in die zweite Hälfte des 2. Jts. v. Chr. und in die erste Hälfte des 1. Jts. v. Chr. ein.

Dieses Territorium wird in assyrischen Quellen jener Zeit als »Nairi« bezeichnet. »Nairi« wird stets in ein und derselben Bedeutung gebraucht: Es ist die allgemeine, unbestimmte Bezeichnung für jenes Territorium, das nördlich von Assyrien gelegen ist. Die Vereinigung der Nairi-Länder war deutlich gegen die nordwärts gerichtete Expansion Assyriens gedacht. Die Führung dieser Vereinigung hatte zu verschiedener Zeit jeweils ein Land oder der König des betreffenden Landes inne. Eines dieser Länder stellte das Königreich Daiaeni-Diauxi dar, das lange Zeit hindurch, mindestens seit dem Ende des 12. Jhs. v. Chr., an der Spitze der Vereinigung der Nairi-Länder stand.¹⁹

Sein Territorium umfaßte einen Großteil des heutigen wie des historischen Georgien und schloß auch einen Teil jenes Gebietes ein, in dem die »zyklopischen« Denkmäler verbreitet waren.

Seit dem 9. Jh. v. Chr., vielleicht schon etwas eher, trat Urartu in den Vordergrund, das eines der Nairi-Länder bildete. Seine politische, wirtschaftliche und militärische Macht ist in der ersten Hälfte des 1. Jts. v. Chr. offenkundig. Urartu trat an die Spitze des Kampfes gegen Assyrien. Gleichzeitig ist aus urartäischen Inschriften ersichtlich, daß es seine ehemaligen Verbündeten zu unterwerfen trachtete und seinen Einfluß allmählich nach Norden ausdehnte, was letztlich mit der Eroberung eines großen Teils der Nairi-Länder (wenn nicht aller) und der Vernichtung von Daiaeni-Diauxi endete.

Die Geschichte des Reiches Daiaeni-Diauxi ist ein weißer Fleck in der Geschichte des Alten Orients. Obwohl es viele Anhaltspunkte dafür gibt, dieses Land den altorientalischen Reichen zur Seite zu stellen, fällt es schwer, es ohne die archäologische Erforschung seiner Hauptzentren oder neue epigraphische Materialien genauer zu beurteilen.

¹⁹ Melikišvili, G. 1959.

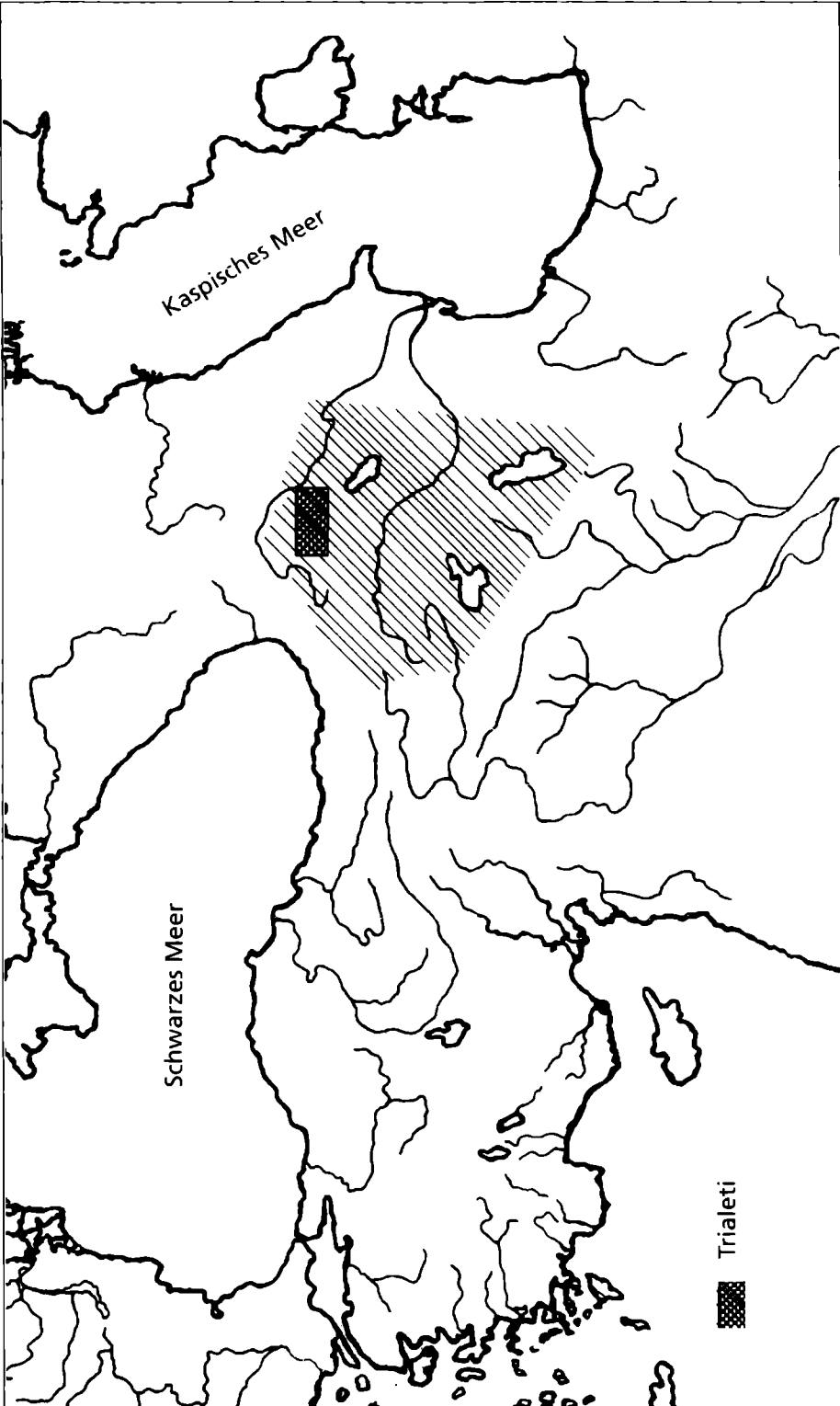
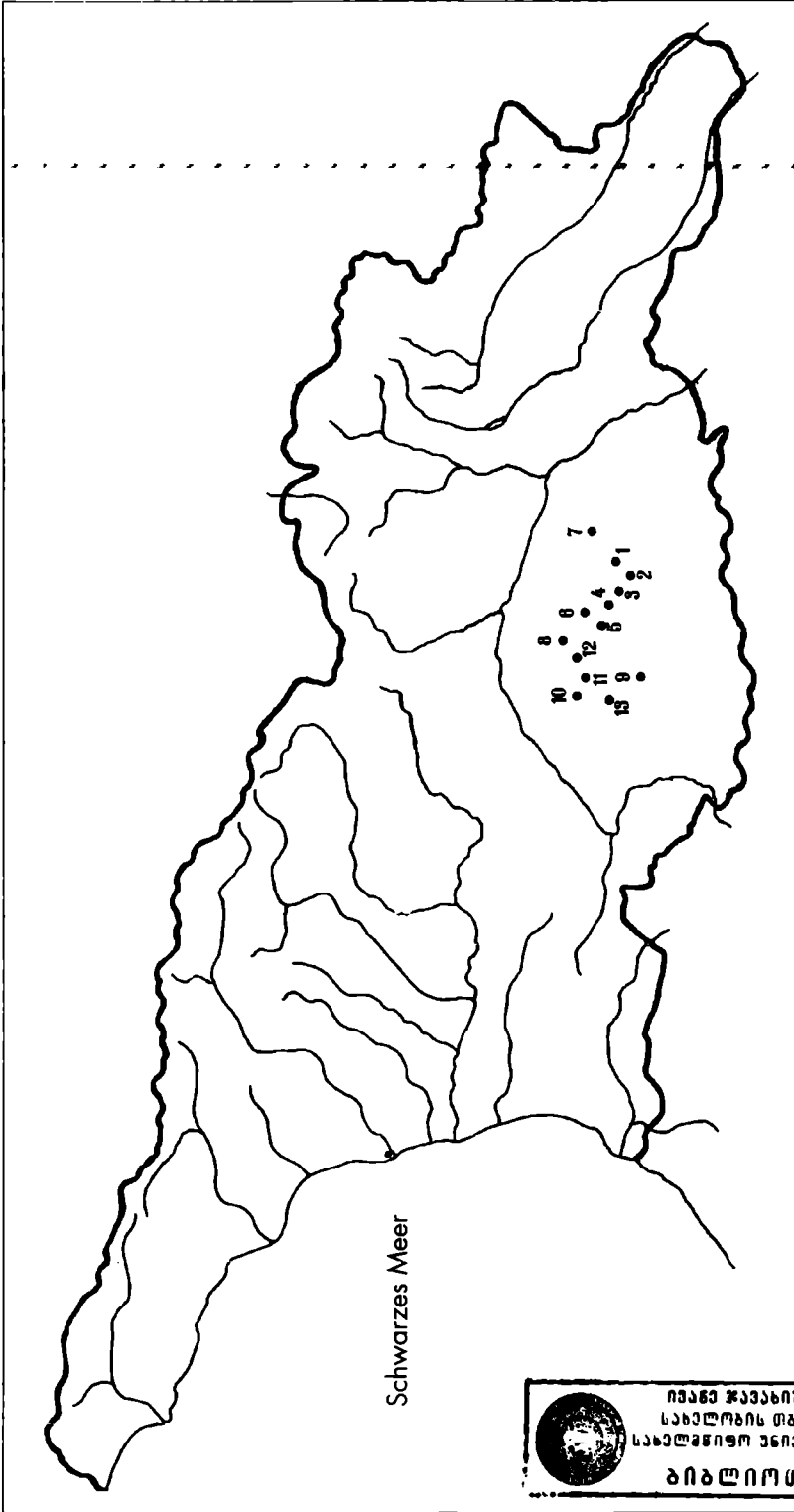



Abb.1: Verbreitungsgebiet der »zyklopischen« Bauwerke



Schwarzes Meer

Abb.2: Die »zyklopischen« Bauten in Trialeti

- | | | | |
|--------------|-------------|----------------|---------------------|
| 1. Sabečđavi | 2. K'bole | 3. Beškenašeni | 4. Zemo Beškenašeni |
| 5. Učqlo | 6. Axaldaba | 7. Bareti | 8. Lipi |
| 9. Xevyrma | 10. Tezi | 11. Koxaži | 12. Zrizi |
| 13. Lošo | | | |


 იმერეთის რეგიონის
 ენციკლოპედიის
 რედაქციის
 გამომცემი

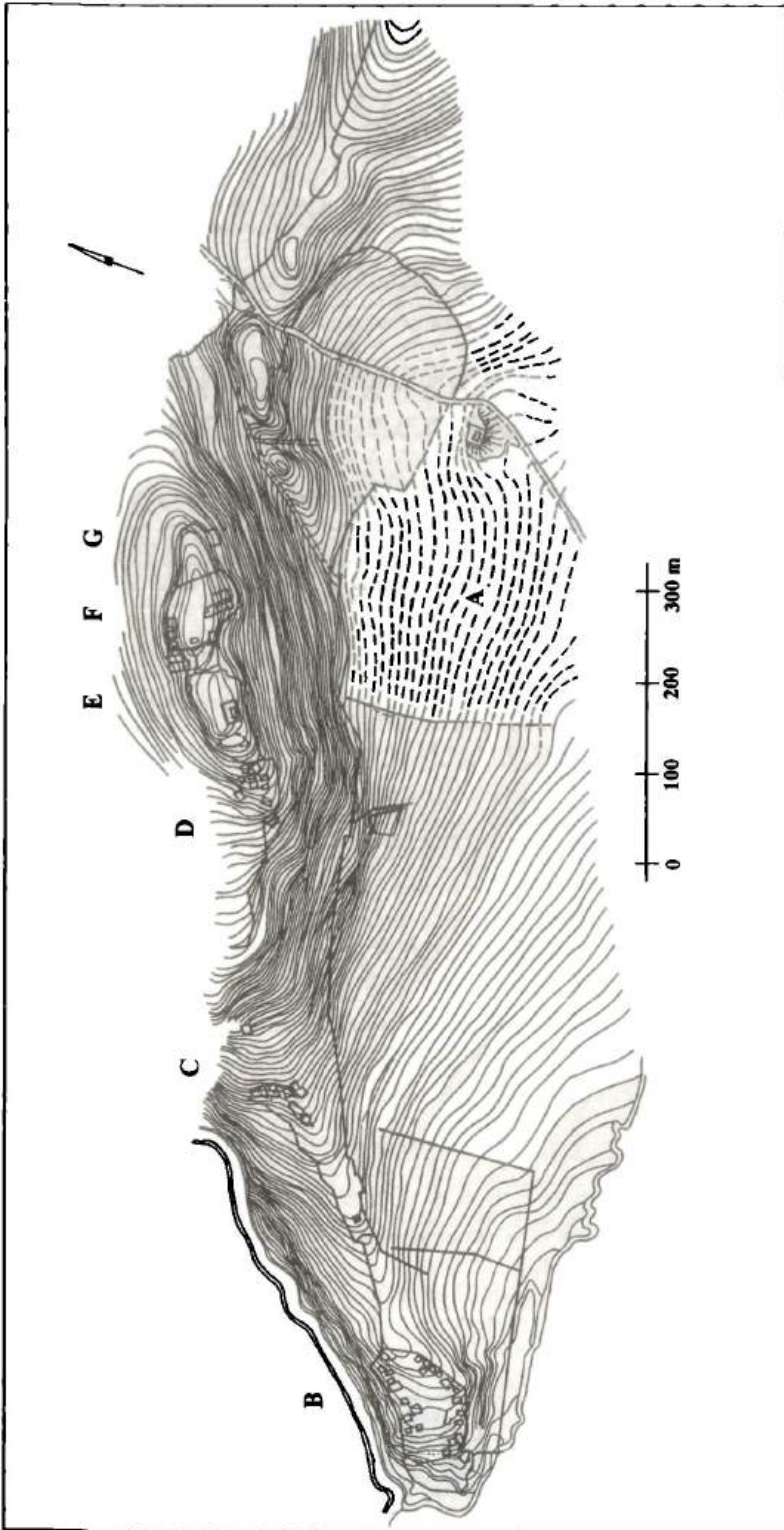


Abb. 3: Sabečdavi, Übersichtsplan

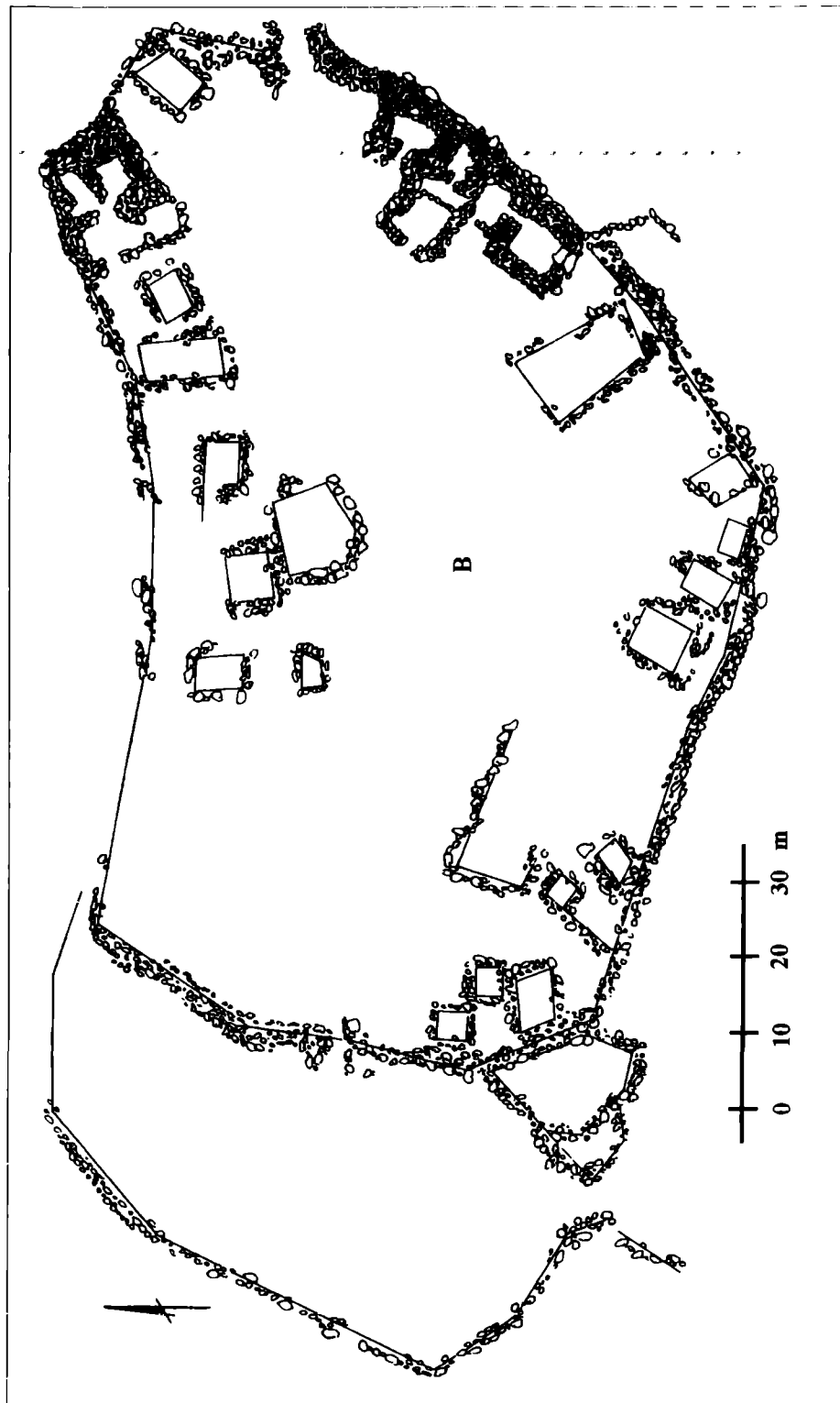


Abb. 4: Sabečdavi, untere Befestigung

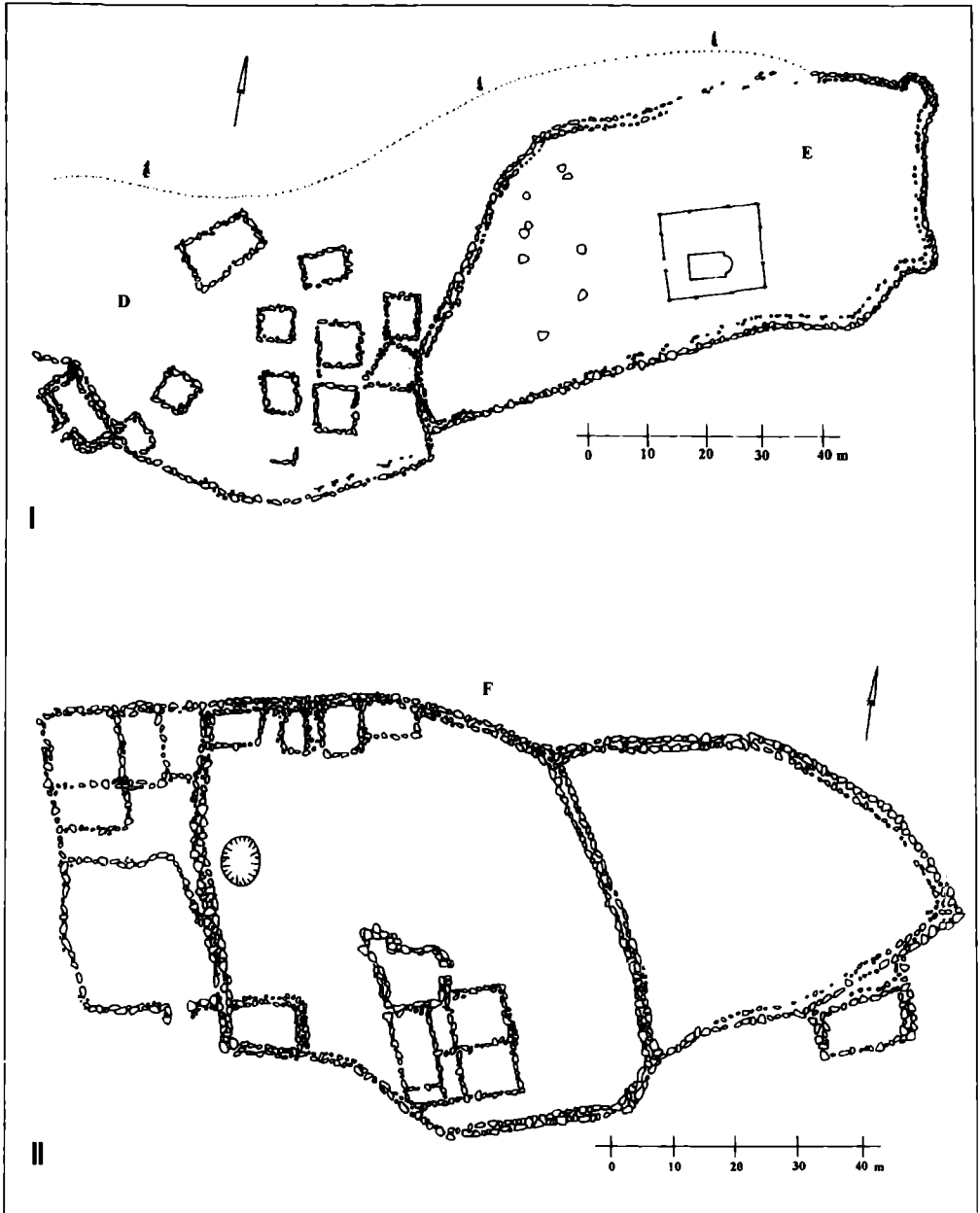


Abb. 5: Sabečdavi. I: Wohnviertel und Kultplatz. – II: Obere Befestigung.

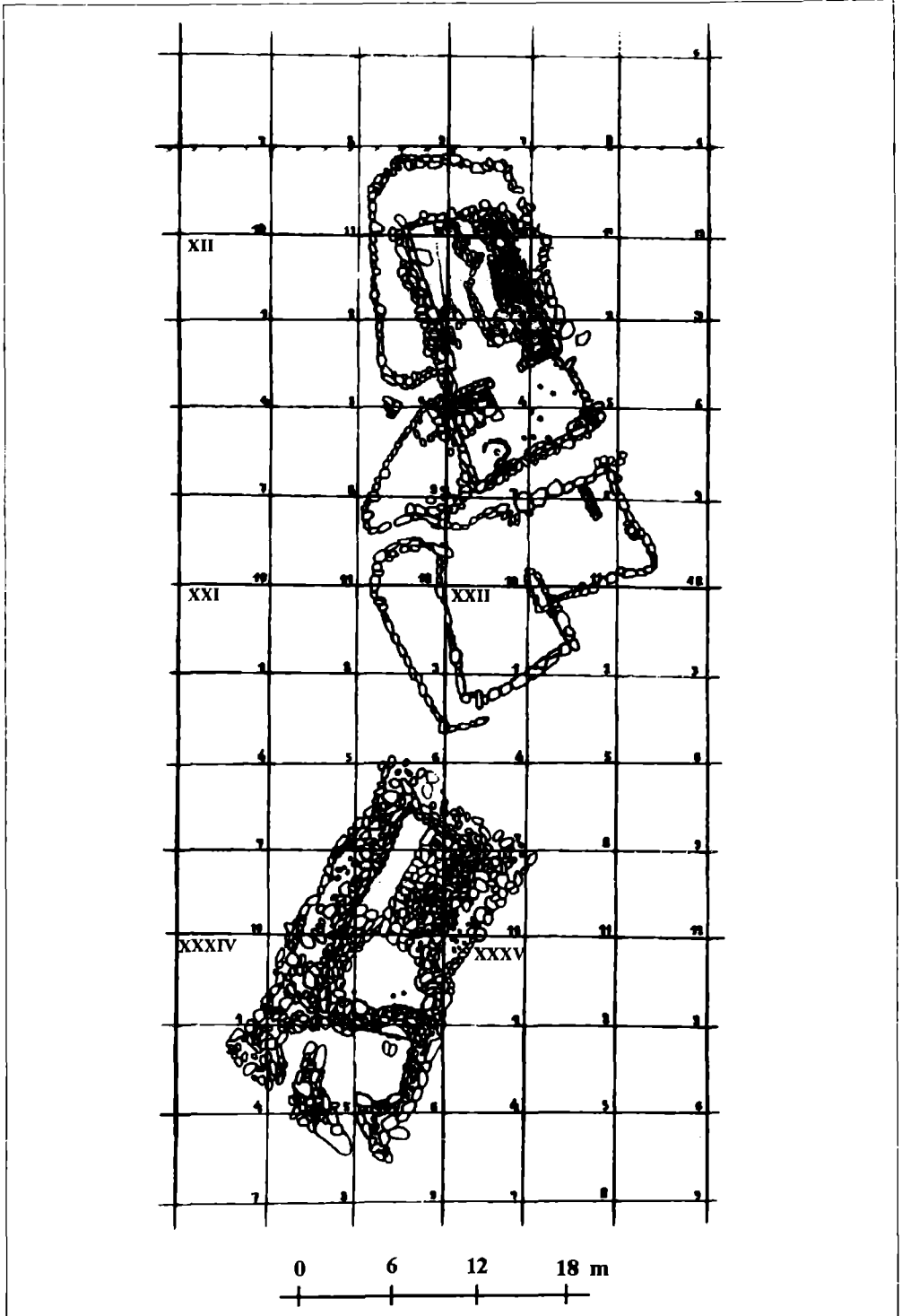


Abb. 6: Sabečdavi, Abschnitt II, Wohnviertel.

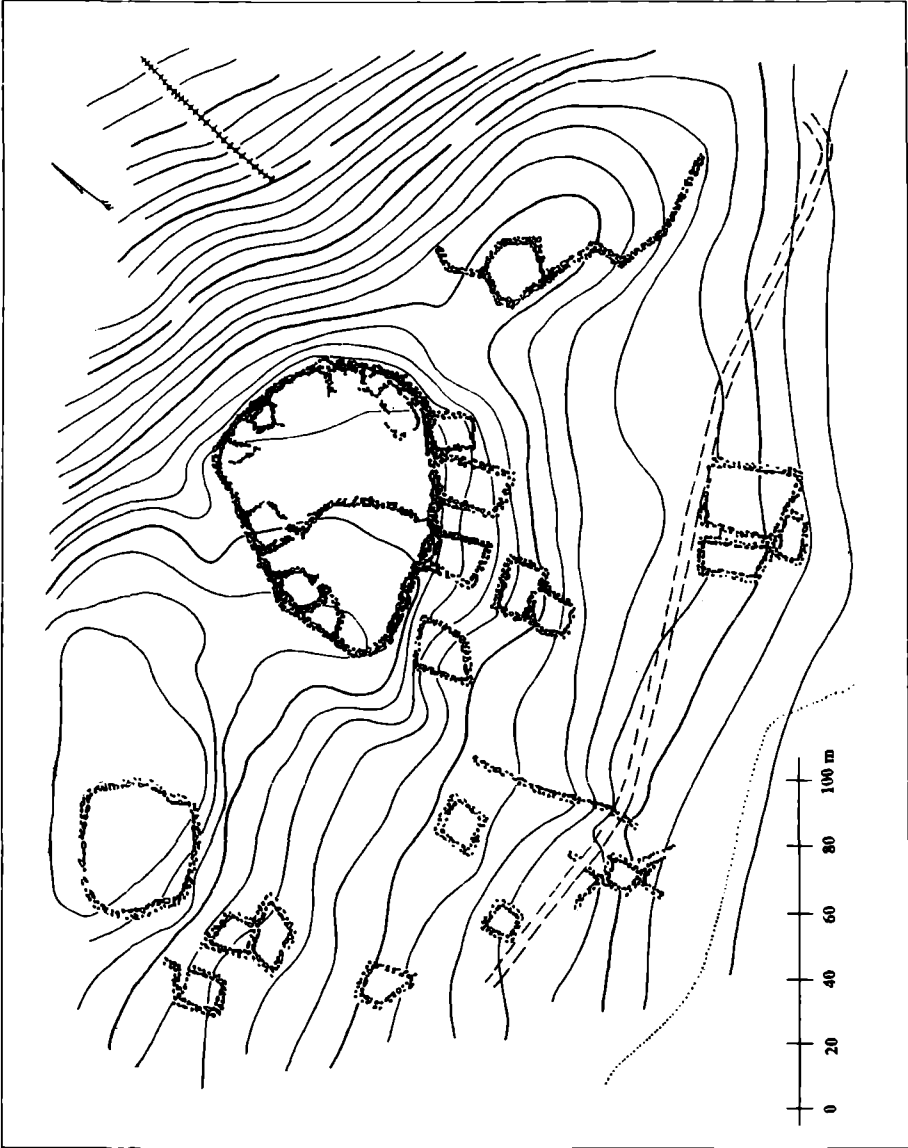


Abb. 7: Knoli, Übersichtsplan

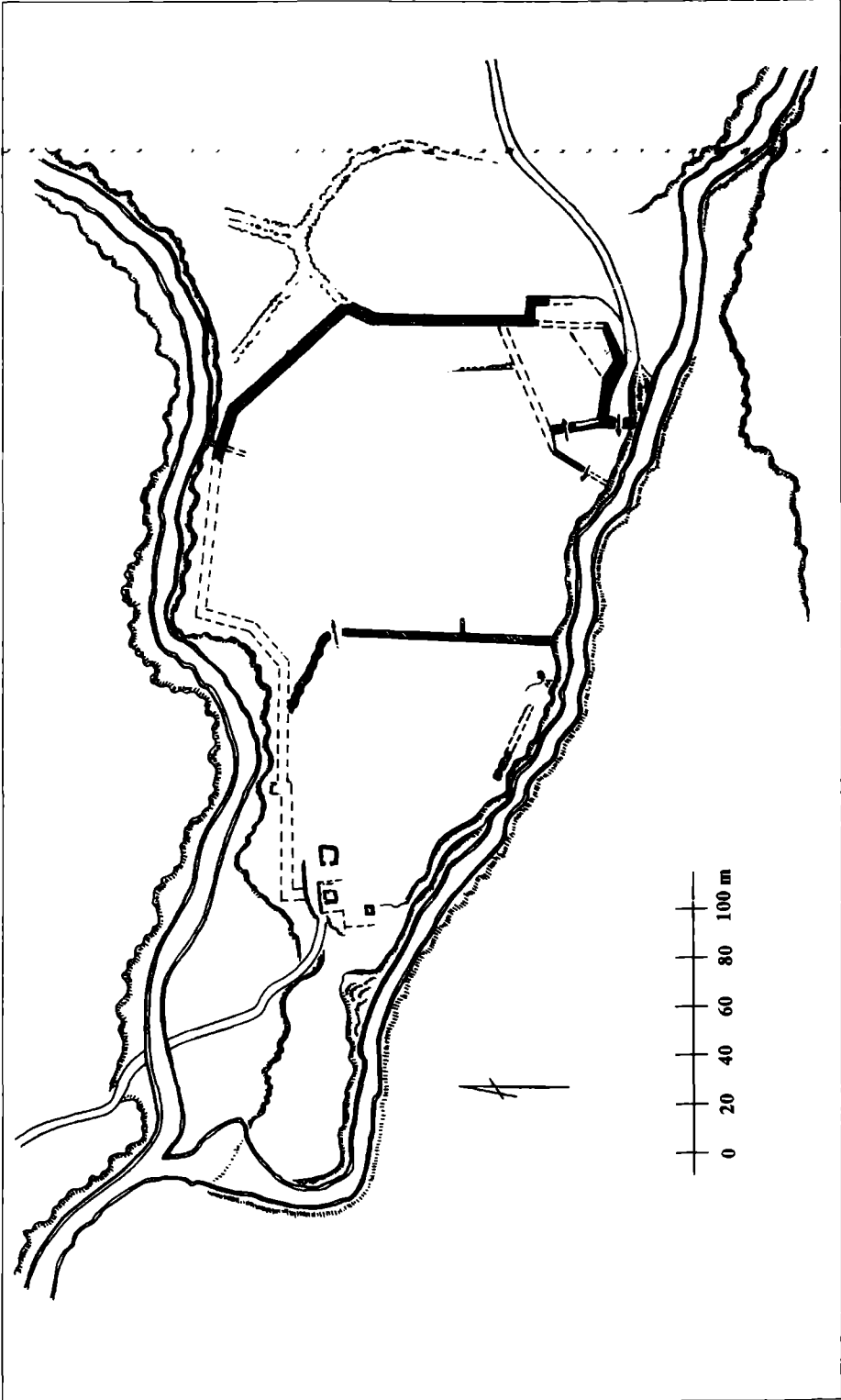


Abb. 8: Beškašeni, Übersichtsplan (nach V. Čižosani)

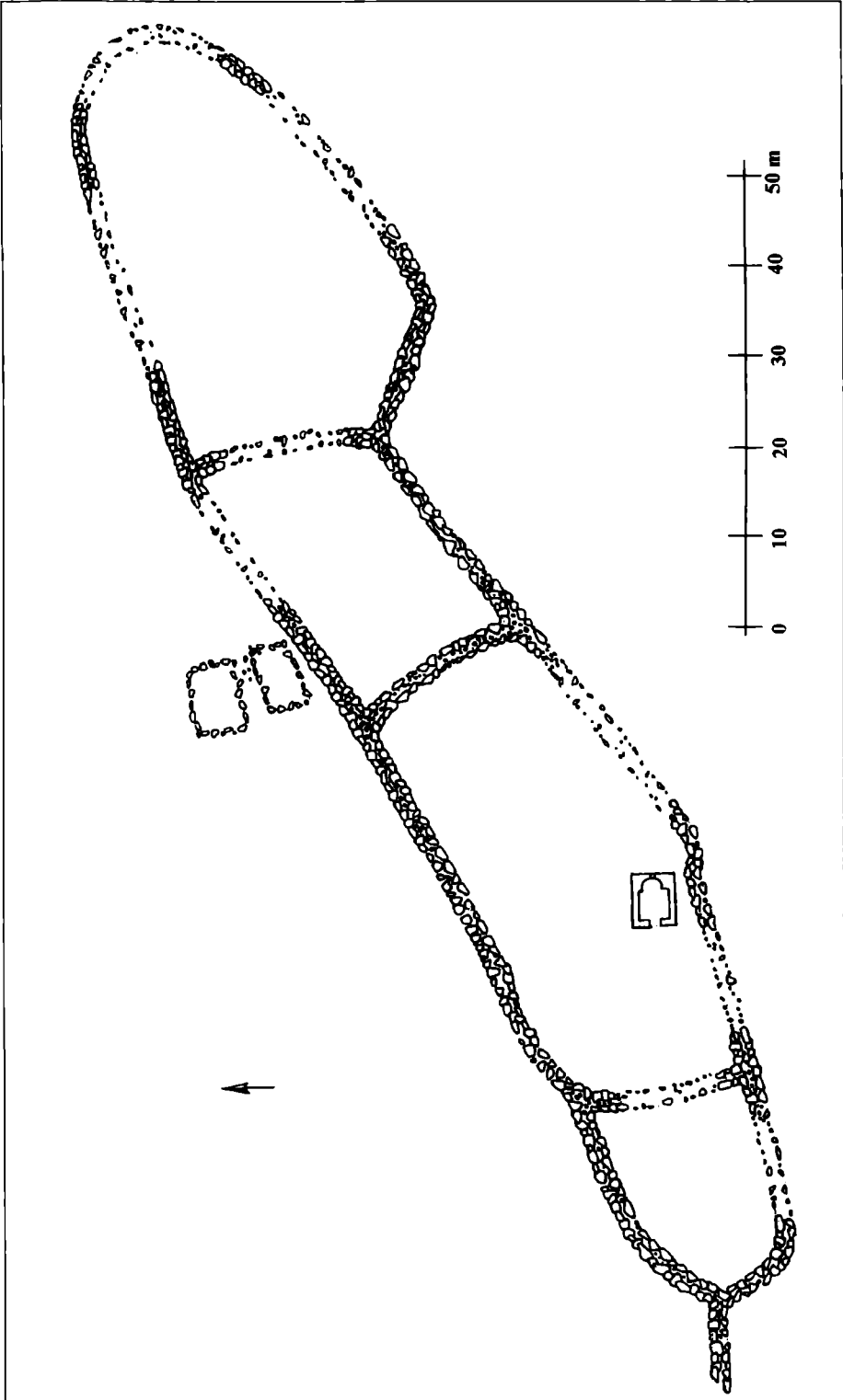


Abb. 9: Zeo Beškanašeni

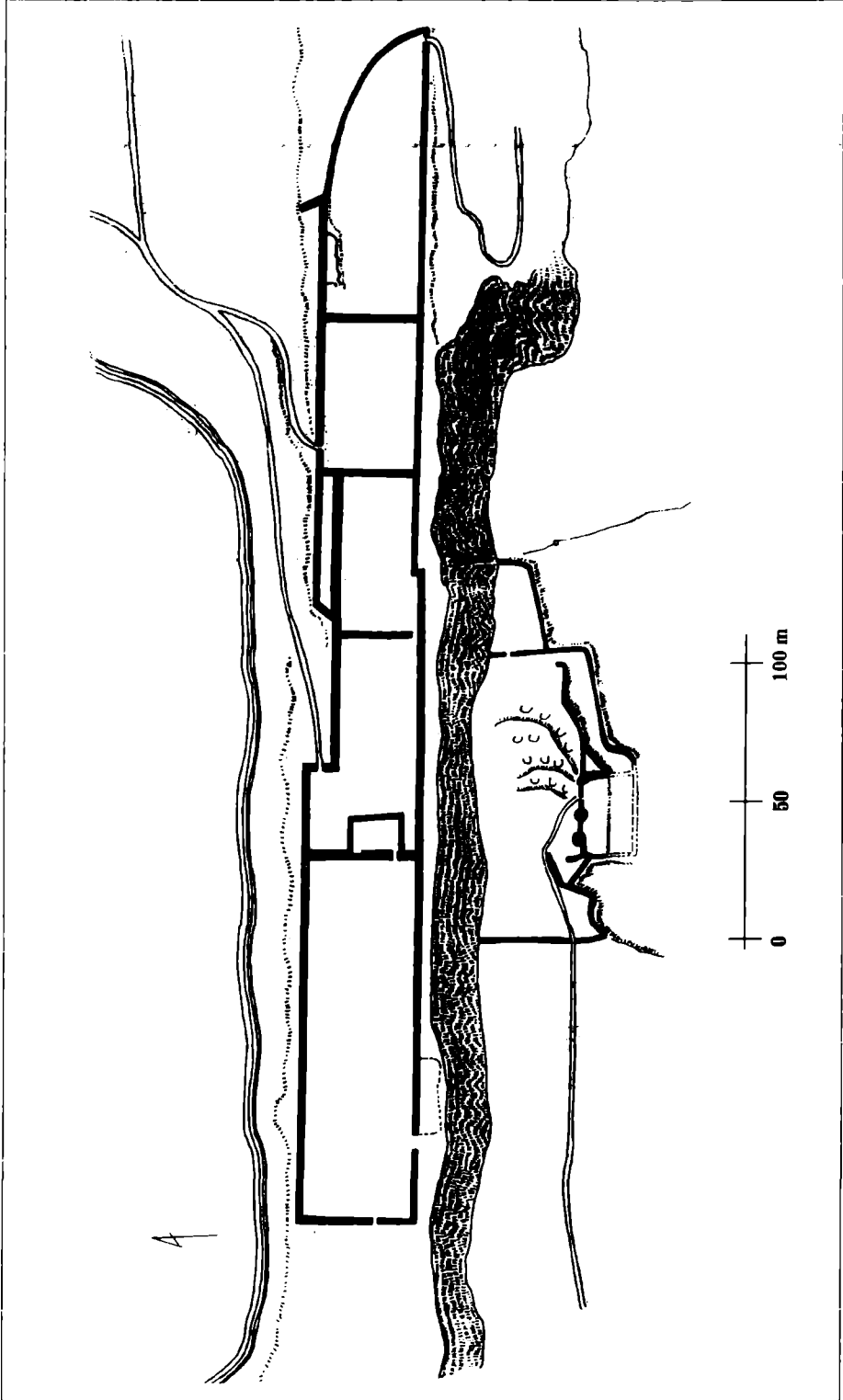


Abb. 10: Uçgölo (nach V. Cilosani)

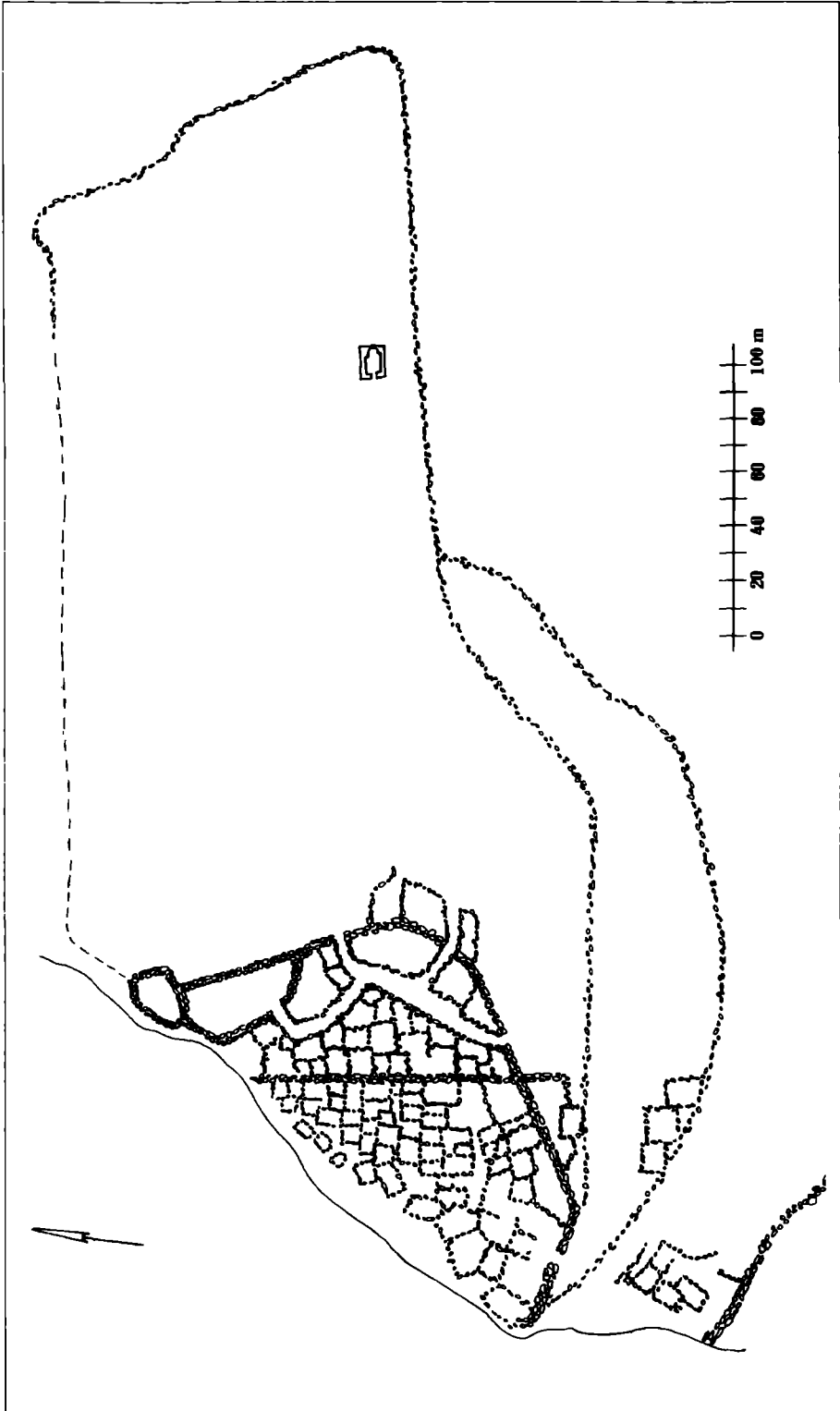


Abb. 11: Axaldaba, Übersichtsplan

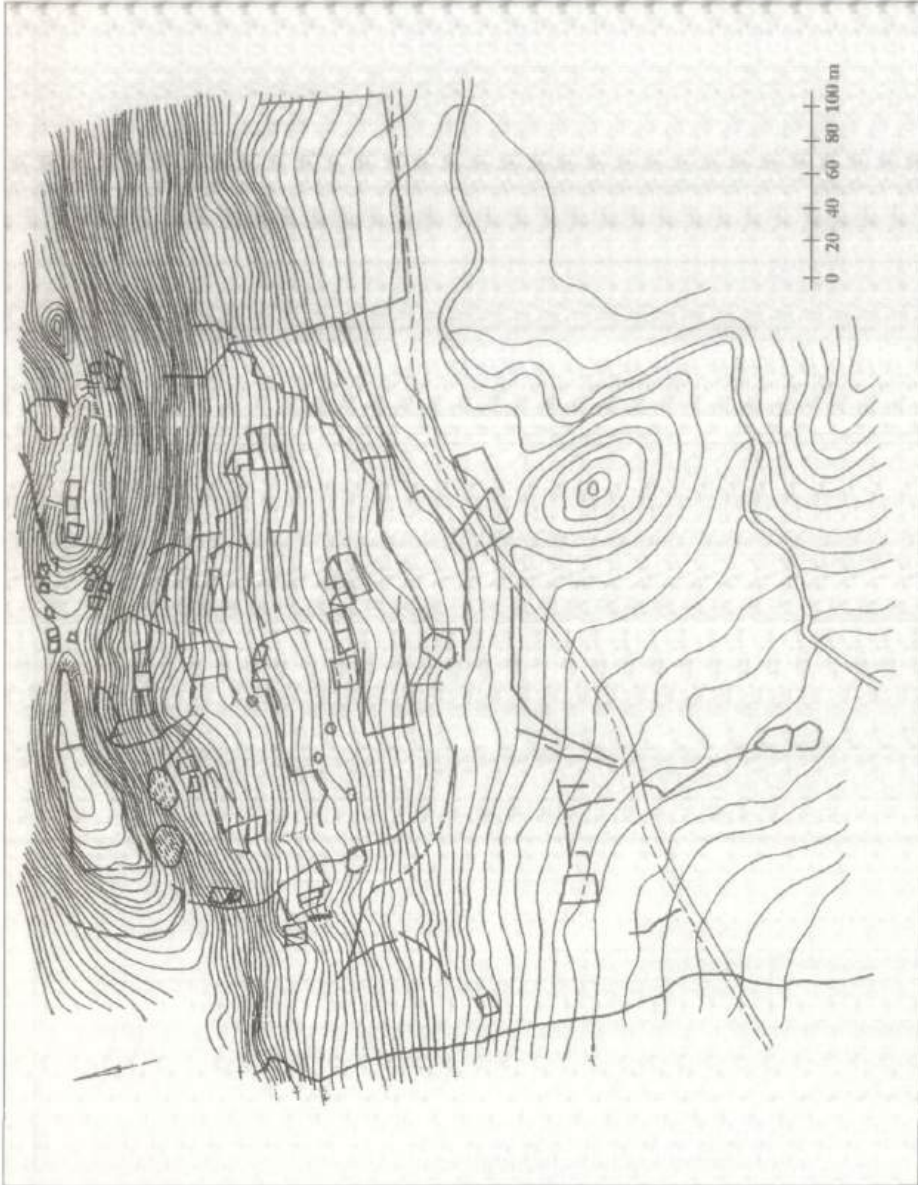


Abb. 12: Baretí. Übersichtsplan

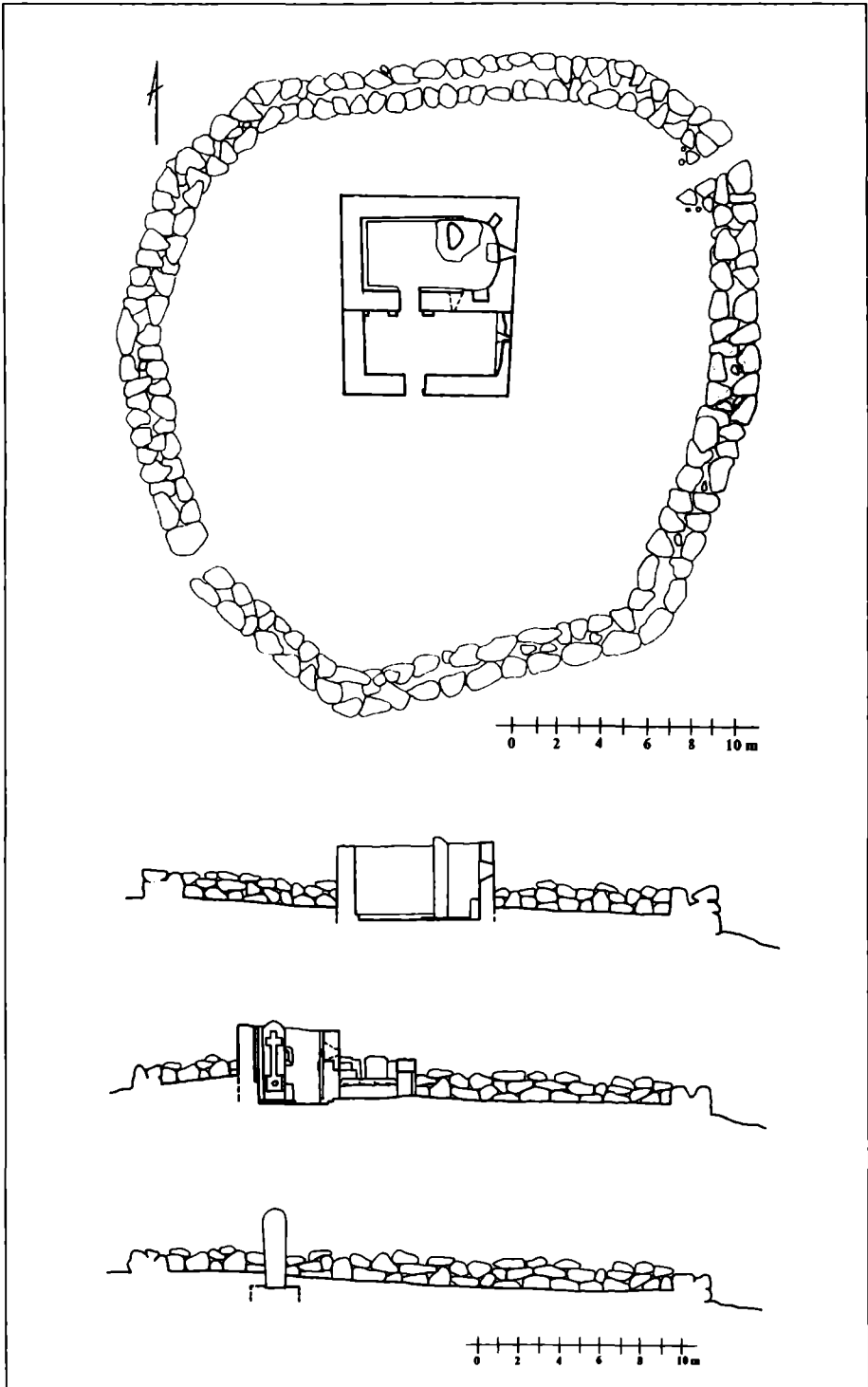


Abb. 13: Liki, Plan und Schnitte

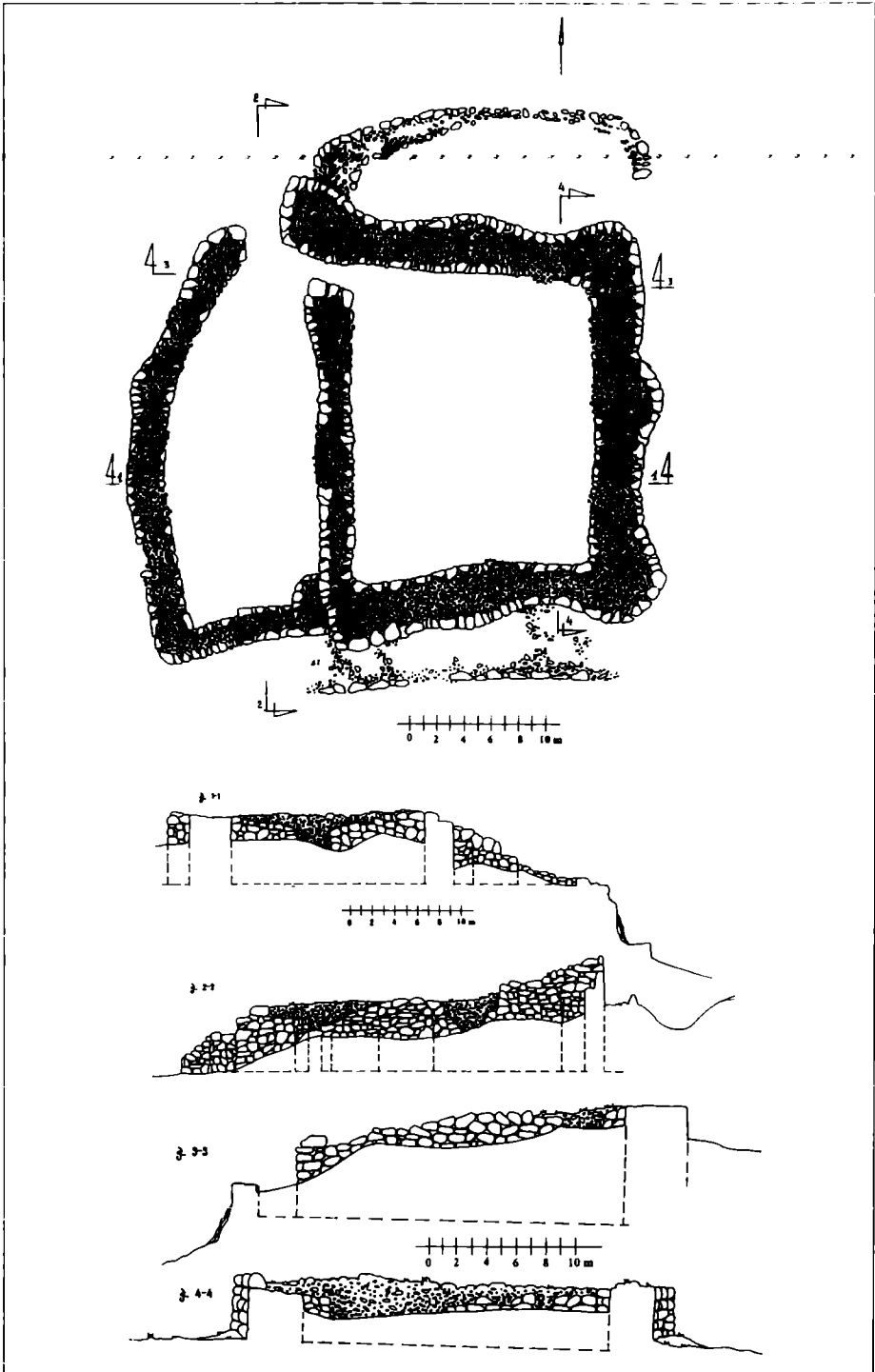


Abb. 14: Xevyrma, Plan und Schnitte.

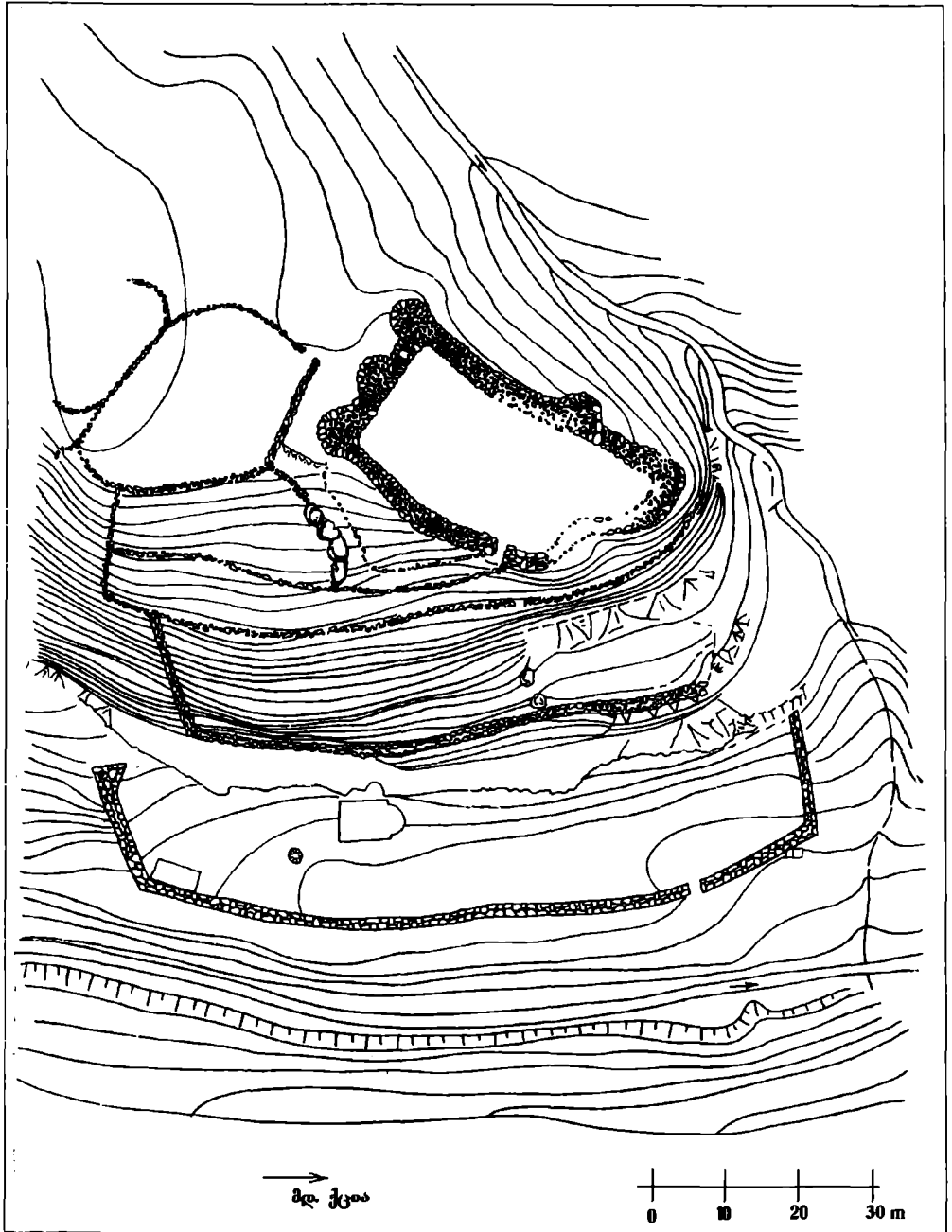


Abb. 15: Tezi, Übersichtsplan.

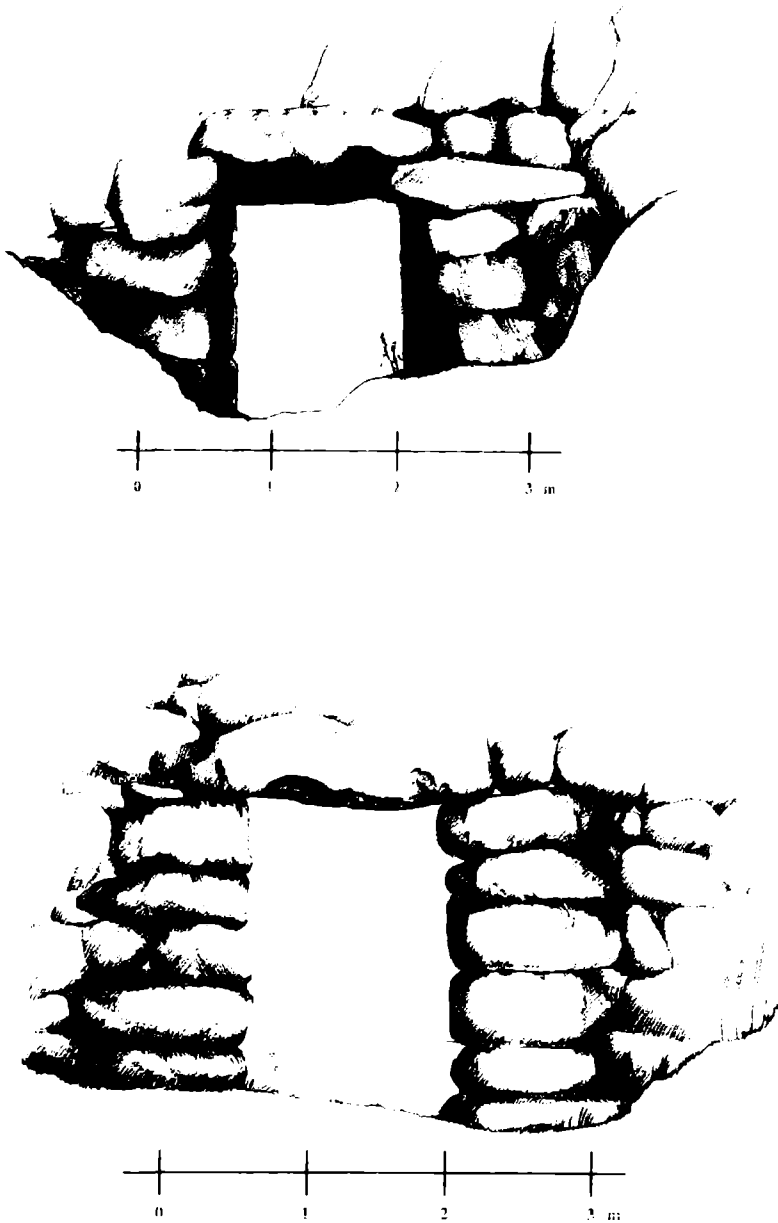


Abb. 16: Tezi, Eingänge der Befestigungsanlage

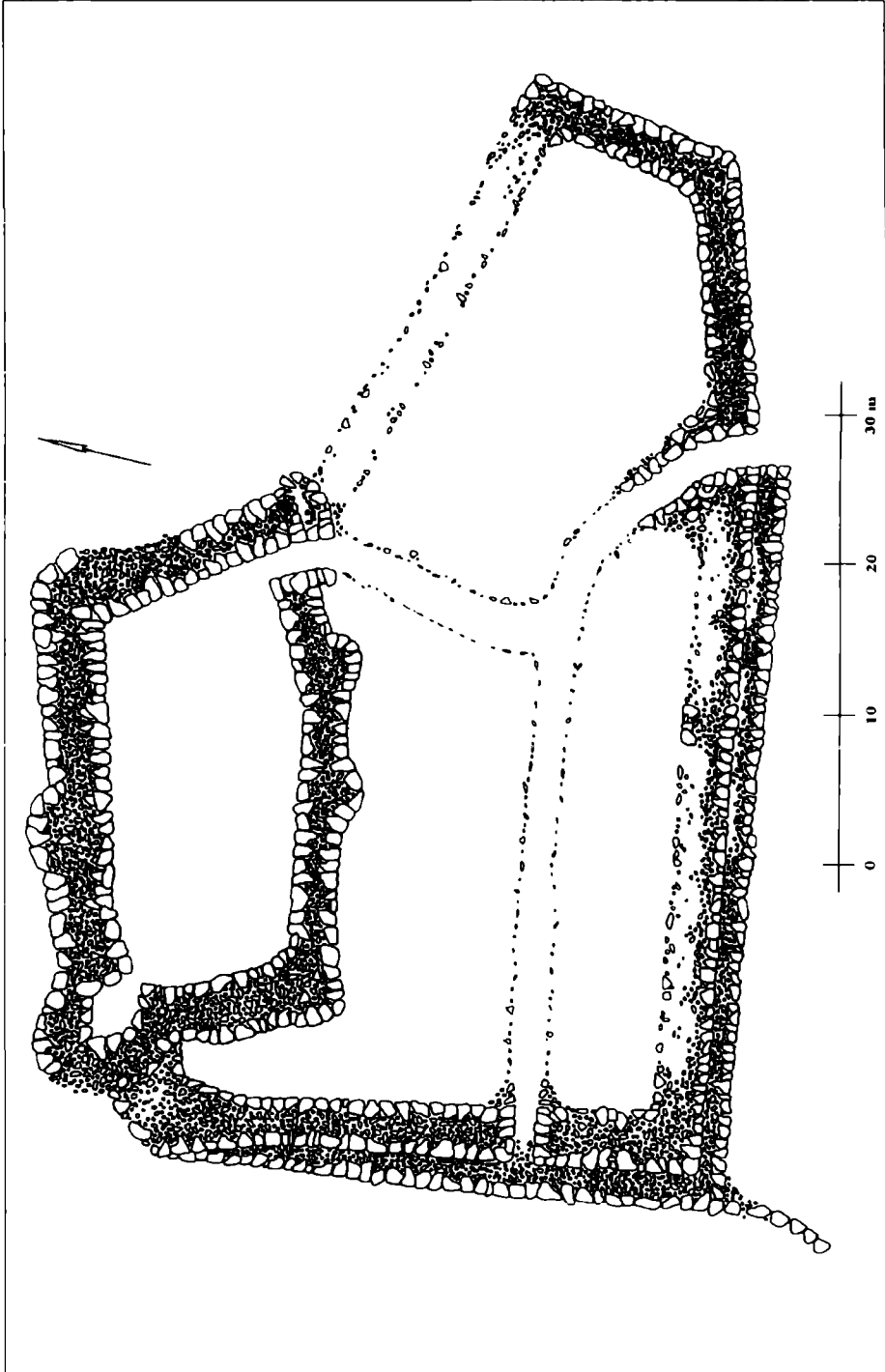


Abb. 17: Koxeži. Plan der Befestigungsanlage

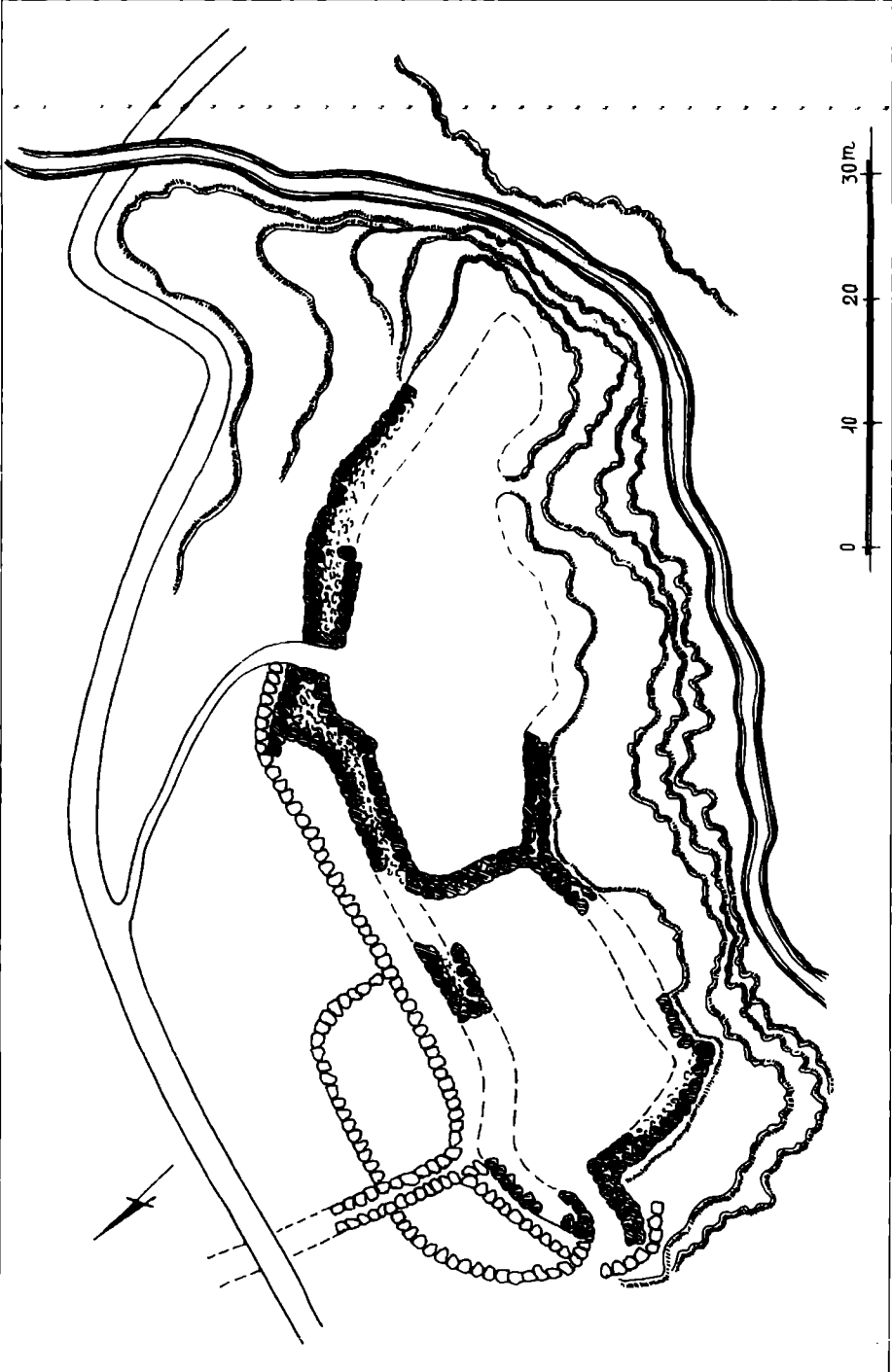


Abb. 18: Crici (nach V. Çilosani und Ş. Melikçi)

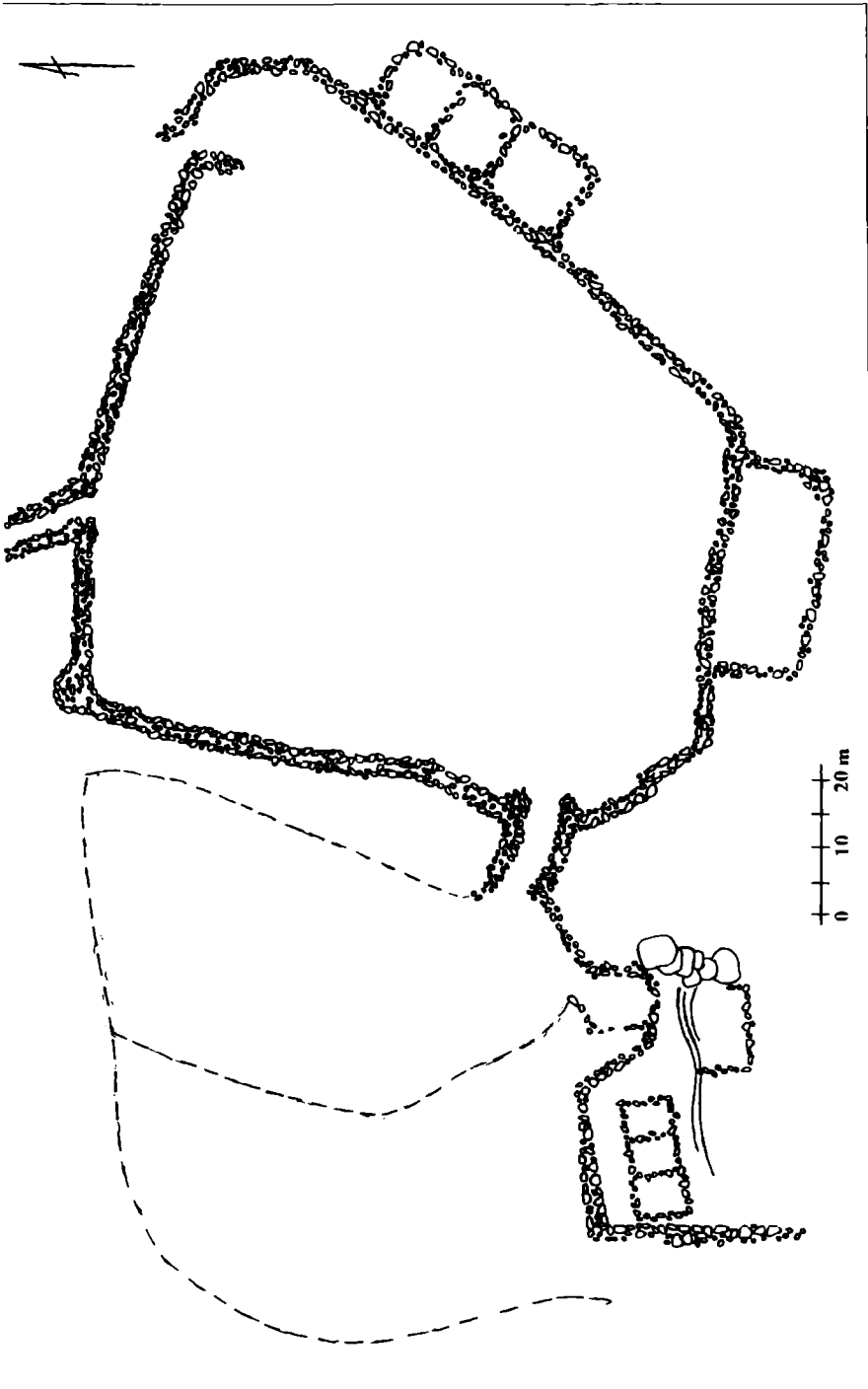


Abb. 19: Lošo. Plan der Befestigungsanlage

Šota Mamulaze, Emzar Kaxiže, Merab Xalvaši

Die Römer in Südwestgeorgien

Im Jahre 63 n. Chr. wurde auf Anordnung des Kaisers Nero das Vasallenreich der Polemonen aufgelöst, und Pontos wurde zusammen mit der Kolchis zu einem Bestandteil der Provinz Galatien (Suet., Nero, 18). Die Kriegsflotte des besetzten Landes ging in den Besitz der Römer über, was den Bau befestigter Häfen zur Folge hatte.¹ Diesen Prozeß beschleunigte ein Aufstand im ersten Regierungsjahr des Kaisers Vespasian, den der ehemalige Befehlshaber dieser Flotte, Amiket, führte (Tac. ann. III, 47–48). Gespannt war die Situation auch in der Kolchis (Strabo XI.11.12). Hinzu kamen die Herausbildung des frühen Staatswesens der Lasen an den Ufern des Rioni (Arr. per. p. E. 15) und die Expansion des Reiches Iberien in das zwischen den Mündungen des Čoroxi und des Arsave-Su gelegene Küstengebiet (Arr. per. p. E. 11). Von Bedeutung ist auch, daß die Römer zur Erreichung ihrer Ziele in den besetzten Territorien aktiv ihre natürlichen Verbündeten, die griechischen Poleis, einsetzten und auch neue Siedlungspunkte gründeten, um das städtische Leben zu entwickeln.² In der Kolchis wurden neben alten griechischen Siedlungen (Trapezunt, Phasis, Diskurias) Kastelle in Pityunt (dem heutigen Bičvința) und in Apsaros angelegt. So entstand der sogenannte »Pontische Limes«³, wo einzelne Einheiten der in Kappadokien stehenden Legionen (XII Fulminatae, XV Apollinaris) stationiert wurden.⁴

Aufgrund antiker Quellen und archäologischer Daten läßt sich sagen, daß in Südwestgeorgien (Ačara und Guria) eine einzige bedeutende römische Festung bestand. Es handelt sich um ein Kastell mittlerer Größe: Apsaros (4,75 ha). Nicht auszuschließen ist die Existenz einiger Wachtürme und eines kleinen Forts nördlich von Apsaros.

Die Festung Apsaros befindet sich in dem Dorf Gonio, am linken Ufer des Čoroxi (im Altertum Harpasus, Apsaros, Akampsis), 8 km von Batumi entfernt an einem strategisch bedeutsamen Ort in Meeresnähe (Taf. 1a). Sie kontrolliert die hierherführenden Land- und Seewege. Mit Ausnahme der Südmauer ist sie aufgrund natürlicher Hindernisse schwer zugänglich.

¹ Magie, D.: Roman rule in Asia Minor. Princeton 1950, S. 471–472, 474, 479.

² Momzen, T.: Istorija Rima, t. 2, Rostov-na-Donu/Moskva 1997, S. 155.

³ Lekvinadze, V. A.: Pontijskij limes (in: Vestnik Drevnej Istorii, 1969, S. 75–93).

⁴ Kudrjavcev, O. V.: Kappadokija v sisteme Rimskoj provincial'noj politiki (in: Vestnik Drevnej Istorii, 1955, 2, S. 70). Die Stationierung von Einheiten dieser Legionen in den Festungen des östlichen Schwarzmeergebiets ist durch epigraphisches Material belegbar, s. Kiguradze N., Lordkipanidze G., Todua T.: Klejma XV legiona iz Picundskogo gorodišča (in: Vestnik Drevnej Istorii, 1987, 2, S. 88–92).

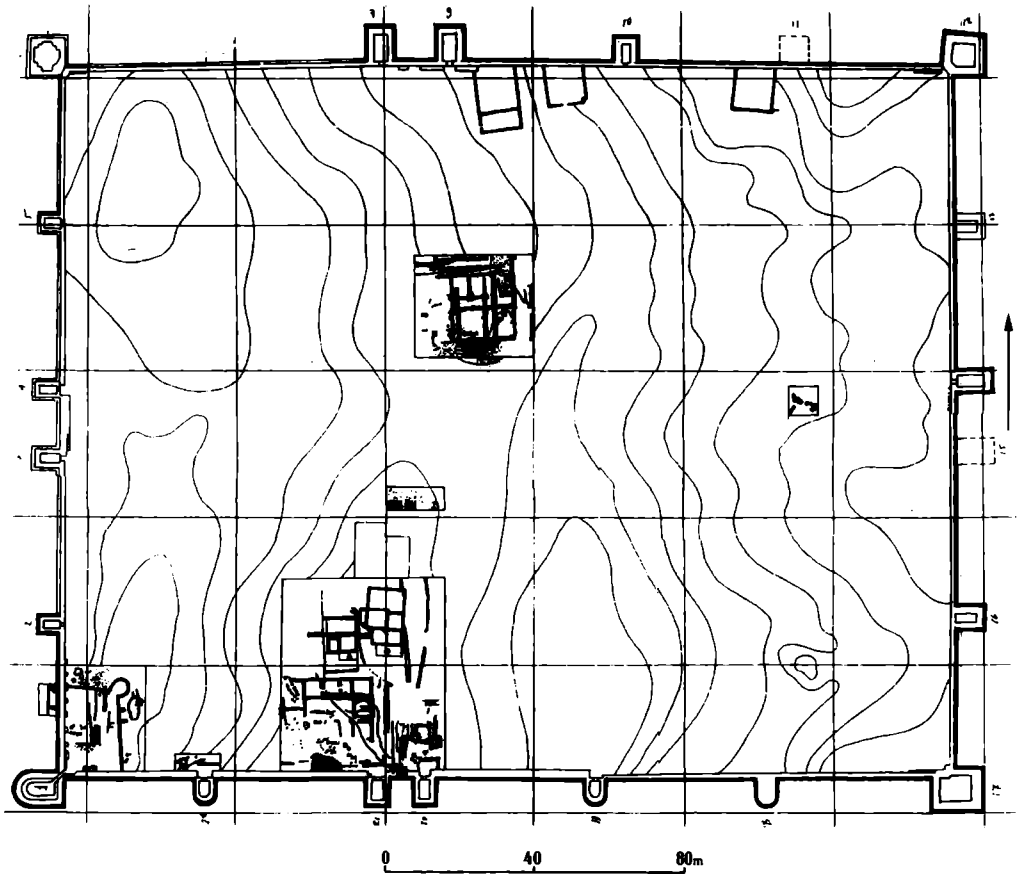


Abbildung 1: Festung Apsaros (Gonio)

Der Grundriß der Festung Gonio (Apsaros) ist rechteckig mit einer Länge von 222m und einer Breite von 195m. Ihre Mauern sind 5m hoch, an den Ecken, wo Türme errichtet sind, sogar 7m. Gegenwärtig sind 18 Türme vorhanden, früher waren es 22 (Abb. 1).

Nach den uns zur Verfügung stehenden Materialien stammen die ältesten Teile der Mauern aus der Römerzeit (große Quader). Die aus kleineren Steinen und Ziegeln erbauten Teile dürften aus byzantinischer Zeit stammen, während die Zinnen in der Zeit der Türkenherrschaft aufgesetzt wurden.⁵ Eine differenzierte Datierung der Bau- und Erneuerungsphasen der Mauern ist zum gegenwärtigen Zeitpunkt noch nicht möglich.

Der antiken Tradition zufolge wird die Entstehung der Siedlung Apsaros mit dem Zug der Argonauten nach Aia-Kolchis verknüpft (etwa zu Beginn des 13. Jhs. v. Chr.).⁶ Jason und Medea, die Tochter des Königs der Kolchis, raubten das Goldene Vlies. Aietes, der Sohn des Sonnengottes Helios, schickte seinen Sohn und Thronfolger Absyrtos aus, um seine Tochter und das von den Hellenen geraubte Vlies zurückzuholen. Die Griechen töteten Absyrtos und hieben ihn in Stücke (Ap. Rhod. Argonautica, IV.306, 450–478). Die Verfolger sammelten die Körperteile des Königssohnes, brachten sie ans Festland und bestatteten sie dort, wo jetzt die Festung Gonio steht (St. Byz., s. v. Ἀψυρτίδες; Arrian, PPE. 6; Anonymi, PPE. 41 u. Procopius, BG, VIII,2).⁷ Wohl aufgrund dieser Überlieferung hatte Heinrich Schliemann, der Entdecker Trojas, an Gonio (Apsaros) Interesse gefunden, wie in St. Petersburg befindliche Archivmaterialien zeigen⁸: Er wollte mit eigenen Finanzmitteln archäologische Feldforschungen durchführen, erhielt aber von der Russischen Akademie keine Bewilligung.⁹ Jedoch wurde in Gonio bisher keine Schicht erkundet, die älter als das 8. Jh. v. Chr. ist.

Anhand historischer und archäologischer Daten läßt sich mit Sicherheit sagen, daß in Apsaros in hellenistischer Zeit eine Siedlung städtischen Typs entstand. D. Broun schließt nicht aus, daß hier während der polemonischen Herrschaft (erste Hälfte des

⁵ Lekvinadze, V. A.: Materialy po istorii i arhitekture Apsarskoj kreposti (in: Vizantijskij vremennik, t. 20, 1961, S. 225–242). V. Lekvinazes Untersuchung hat Sh. Gregory fast unverändert verwendet, s. Gregory, Sh.: Roman military architecture on the Eastern frontier, vol. 2, Amsterdam 1997, S. 21–25. Zur Architektur von Apsaros s. auch Broun, D.: Georgia in Antiquity, Oxford 1994, S. 182–185.

⁶ Eingehender dazu Mikelaze, T.: Kartveli tomebisa da berznuli samqaros urtiertobis genezisisatvis (in: Sakartvelos mecnierebata akademiis sazogadoebriv mecnierebata ganqobilebis moambe, II, 1960, S. 172); Lortkipanize, O.: Antikuri samqaro da zveli kolxeti, Tbilisi 1966, S. 22–23; Gordeziani, R.: Berznuli civilizacia, naqv. I, Tbilisi 1988, S. 162.

⁷ Interessant ist, daß altorientalischen Quellen zufolge ungefähr in derselben Zeit im Çoroxi-Becken und den angrenzenden Territorien das erste georgische Staatswesen entstand. Aus einer Reihe von Daten geht hervor, daß ihm das alte kolchische Reich (Kulcha) ursprünglich untergeben war. Später bildete sich letzteres zu einer unabhängigen politischen Einheit heraus, s. Melikišvili, G.: Samxret-dasavlet sakartvelos mosaxleobis uzelesi gaertianebani (in: Sakartvelos istoriis narqvevebi, t. 1, Tbilisi 1970, S. 358–392). Aus dem archäologischen Material ist ersichtlich, daß sich die glanzvolle kolchische Bronzezeit in dieser Region herausbildete und im 15.–12. Jh. v. Chr. ihren höchsten Entwicklungsstand erreichte, s. Kaxiže, A.: Kolkuri kulturis satavebtan (in: Çoroxi, Batumi 1992, 6, S. 127–135); Kaxiže, A.: Mamulaže Š.: Açariscqlis xeobis uzelesi arkeologiuri zglebi, Batumi 1993, S. 14–41; Kaxiže, A.: Çoroxis auzi – kolkuri kulturis uzelesi qera (in: Saistorio macne, Batumis saxelmçipo universiteti, 1995, 1, S. 8–9). Es ist nicht ausgeschlossen, daß Aia-Kolchis die griechische Variante von (D)aiäen-Kulcha darstellt, s. dazu Mikelaze, T.: Žiebani kolxetisa da samxret-aýmosavlet šavizyvispiretis uzelesi mosaxleobis istoriidan, Tbilisi 1974, S. 83–84.

⁸ Archiv L.O.I.A., F. 1, Nr. 2, 1883.

⁹ Bič, O.: Novye materialy o G. Šlimane (in: Vestnik Drevnej Istории, 1947, 2, S. 183–185).

1. Jhs. n. Chr.) ein Festungsbau errichtet wurde.¹⁰ Es steht außer Zweifel, daß in den siebziger Jahren des 1. Jhs. n. Chr. eine Festung bestand. In seiner 77 n. Chr. abgeschlossenen »Naturgeschichte« schreibt der ältere Plinius: »[...]der Fluß Absarron mit einer gleichnamigen Burg an seiner Mündung, 140 <Meilen> von Trapezus.« (Plin. nat. VI 12).¹¹

Die schriftlichen Quellen werden durch archäologische Funde bestätigt. Es wurden Kupfermünzen der Kaiser Nero, Vespasian und Domitian gefunden, ebenso im 1. nachchristlichen Jahrhundert verbreitete, als italische oder solche von der Insel Kos geltende Amphoren, ostmediterrane Glasbalsamarien, Bronzegegenstände italischer Herkunft, vertikalgerippte Glasphialen usw.

Mehreren religiösen Quellen zufolge umfaßte das Verbreitungsgebiet des Christentums zur Zeit der Apostel mehr Länder als die allgemein anerkannten. Unter diesen Ländern wird auch die Kolchis erwähnt.¹² Besonders interessant ist eine Nachricht von kirchlichen Würdenträgern, der zufolge in Apsaros der anstelle des Judas Ischariot zum Apostel erwählte Matthias bestattet sein soll.¹³

In der Fachliteratur wird angegeben, daß die Römer anfangs (im 1. und 2. Jh.) in der Kolchis wie in einigen anderen Teilen ihres Imperiums provisorische Militärlager anlegten.¹⁴ Welche Situation in Apsaros bestand, ist derzeit noch unklar. Jedenfalls spricht Flavius Arrianus im 2. Jh. n. Chr. von einer hölzernen Umfriedung von Phasis (Arr. per. p. E. 9), sagt aber nichts über die Mauern von Apsaros. Demselben Autor zufolge standen im Jahre 134 hier 5 Kohorten der Römer (Arr. per. p. E. 6). Der Geograph Castorius aus dem 4. Jh., der auf Quellen des 1.–2. Jhs. zurückgriff, hat Apsaros zum Unterschied von anderen damaligen Kastellen des östlichen Schwarzmeerraums auf der Karte mit einer schematischen Darstellung eingetragen (Tab. Peut., X 5), was auf dessen besonderen Status hinweist. Hinzu kommt noch eine Nachricht des byzantinischen Schriftstellers Prokop von Kaisareia aus dem 6. Jh., die offenbar dieselbe Zeit (das 2. Jh.) betrifft und der zufolge Apsaros ein bedeutendes städtisches Zentrum war (BG, VIII,2). Diese Angaben unter Einbeziehung des reichen epigraphischen Materials¹⁵ führen uns ebenso wie die Reste eines Gebäudes

¹⁰ Bround, D.: *Georgia in Antiquity*, Oxford 1994, S. 178.

¹¹ Übersetzung: C. Plinius Secundus d. Ä. *Naturkunde*. Lateinisch-deutsch. Buch VI, hrsg. u. übers. Von Brodersen, K., Darmstadt 1996, S. 19.

¹² Migne, *Patrologia Graeca*, t. 120, 221.

¹³ Vasilevskij, V.: *Choždenie Apostol-e Andreja v strane mirmidonijan*, trudy II, Sankt Peterburg 1909, S. 226.

¹⁴ Flavij Vegecij Renat: *Kratkoe izloženie voennogo dela*, perevod s latinskogo S. P. Kondrat'eva (in: *Vestnik Drevnej Istorii*, 1940, 1, S. 242); Lortkipanize, G.: *Bičvintis nakalakari*, Tbilisi 1991, S. 82; Callender, M. H.: *Roman Amphoras with Index of Stamps*, London 1965, S. 24; Bidwell, P.: *Roman Forts in Britain*, London 1997, S. 30.

¹⁵ Eine in Italien in Abela bei Nola gefundene Inschrift vom Beginn des 2. Jhs. n. Chr., in welcher der ehemalige Befehlshaber der in Apsaros stationierten römischen Küstentruppen erwähnt ist (s. ILS 2660; Speidel, M. P.: *The Caucasus Frontier: Second-Century Garnisons at Apsarus, Petra and Phasis* (in: *Studien zu den Militärgrenzen Roms*, III, 13. Internationaler Limeskongreß, Aachen 1983, Vorträge, Stuttgart 1986, S. 658; El'nickij, A. A.: *Iz istoričeskoj geografii drevnej Kolchidy* (in: *Vestnik Drevnej Istorii*, 1938, 2, S. 310–311); ein im ägyptischen Fayum gefundenes Papyrusfragment aus dem 2. Jh. n. Chr., das von einem Veteranen der in Apsaros stationierten II. Claudius-Kohorte (cohors II Claudiana) geschrieben wurde (Speidel, M. P.: *op. cit.*, S. 657–658); die Dislokation dieser Kohorte und anderer Hilfseinhei-

öffentlicher Bestimmung (Taf. 1b), das entsprechend den dort gemachten Funden in die zweite Hälfte des 1. Jhs. datiert wird¹⁶, zu der Überlegung, daß die Bauarbeiten an der Festung irgendwann an der Wende vom 1. zum 2. Jh. begannen und diese im Verlauf eines Jahrhunderts zum kulturellen, wirtschaftlichen und militärischen Zentrum der Römer im östlichen Schwarzmeerraum wurde.

Von den Bauten dieser Zeit sind in erster Linie die Reste der römischen Thermen hervorzuheben (Abb. 2). In dem ersten, kleineren Bad befanden sich nur eine Heißwasserabteilung und ein Kesselhaus, das zweite dagegen repräsentiert den Typ der Kastellthermen und gliedert sich in mehrere Sektionen (*caldarium, tepidarium, frigidarium, apoditerium, prefurnium*). Am Südtor der Festung (Taf. 3a) zeigten sich die Reste eines umfangreichen Gebäudes (Kaserne) aus römischer Zeit (2.–3. Jh.). Die Fundamente bestehen aus großen behauenen Steinen (manche 1,6 m lang), die Mauern selbst aus einem Lehmgemisch. An der Ost- und Westmauer zieht sich eine 3 m breite Galerie entlang. In der Architektur der Kaserne und der Festung überhaupt scheint hölzernes Material bevorzugt worden zu sein. Hier traten auch Kanalisations- und Wasserversorgungssysteme zutage (Abb. Taf. 2a), ein Brunnen und eine Wasserzisterne, die mit einer steinernen Leitung zur Verteilung des Wassers verbunden war. Im Südwesten der Festung (Taf. 2b) befand sich der Wirtschafts- und Handelsbereich, wo man an die zwanzig steinerne Handmühlen sowie Reste eines Brennofens und der Herstellung von Amphoren entdeckte. Im selben Bezirk fand man einen Schatz römischer Silbermünzen, das Grab eines Kindes mit kostbaren Juweliererzeugnissen usw.¹⁷

Das keramische und numismatische Material, die Glasware, die Dinge des täglichen Bedarfs und die Waffen wurden im wesentlichen in Schichten des 1.–3. Jhs. n. Chr. gefunden. Die in Gonio vertretene rotglasierte Keramik deutet auf Handelskontakte zu den Wirtschaftszentren Pergamon und Samos hin. Zahlreich sind auch die Amphoren aus anderen Produktionszentren (Kos, Italien, Südspanien, Rhodos, Sinope, Herakleia, Byzantion usw.).

ten (cohors Aureliana und cohors Sagitaria) nach Apsaros wird auch durch lateinische Inschriften auf Ziegelsteinen und Dachziegeln, die 1996–1998 gefunden wurden, bestätigt (Taf. 4c). Eingehender dazu Nonešvili, A.: Romaul-kołxuri urtiertobani ax. ç. I-IV ss. (in: *ᲠulᲗuris iᲗoriis saᲕitxebi*, III, Tbilisi 1997, S. 122); Xalvaši, M.: Romauli garnizonebi gonio-apsarosši (in: *Literaturuli ačara*, Batumi 1999, 11, S. 112–115); Aslanišvili, L.: Romauli garnizonebi gonio-apsarosši (in: *Batumis saxelmcipo universiᲗeᲗis Თudenta da axalgazrda mecnierta Თromebi*, II, Batumi 2000, S. 105–114 mit umfangreicher englischer Zusammenfassung).

¹⁶ ᲠaxiᲗe E., Xalvaši M.: Gonio-apsarosi Ვerilobiti Ვaroebisa da uaxlesi arkeologiuri monacemebis mixedvit (I-VI ss.) (in: *ᲠulᲗuris iᲗoriis saᲕitxebi*, Tbilisi 1998, 5, S. 28).

¹⁷ Die wissenschaftliche Untersuchung des Fundortes, die seit den sechziger Jahren des 20. Jhs. durchgeführt wird, hat seit 1995 systematischen Charakter angenommen. Im Jahre 2000 werden sich an den archäologischen Grabungen auch Vertreter der Universität Jena beteiligen. Über die schon geleisteten Arbeiten s. ᲠaxiᲗe E., Xalvaši M.: Gonio-apsarosi Ვerilobiti..., S. 27–31; MamulaᲗe, Თ.: Gonio-apsaros is arkeologiuri monapovari – 1998 (in: *Თeglis megobari*, Tbilisi 1999, 3, S. 21–25); XaxuᲗaišvili D., ᲠaxiᲗe A., MamulaᲗe Თ., Xalvaši M., ᲠaxiᲗe E. u. a.: Gonio-apsarosi – arkeologiuri gatxrebi Თedegebi (in: *Saistorio macne*, Batumi 2000, 8, S. 57–58). In nächster Zukunft wird in der periodischen Ausgabe des Institute des Sciences et Techniques de l'Antiquité von Besançon die gemeinsame Arbeit der Teilnehmer der Expedition von Gonio-Apsaros unter dem Titel »Recent Archeological Finds in Gonio-Apsarus« veröffentlicht.

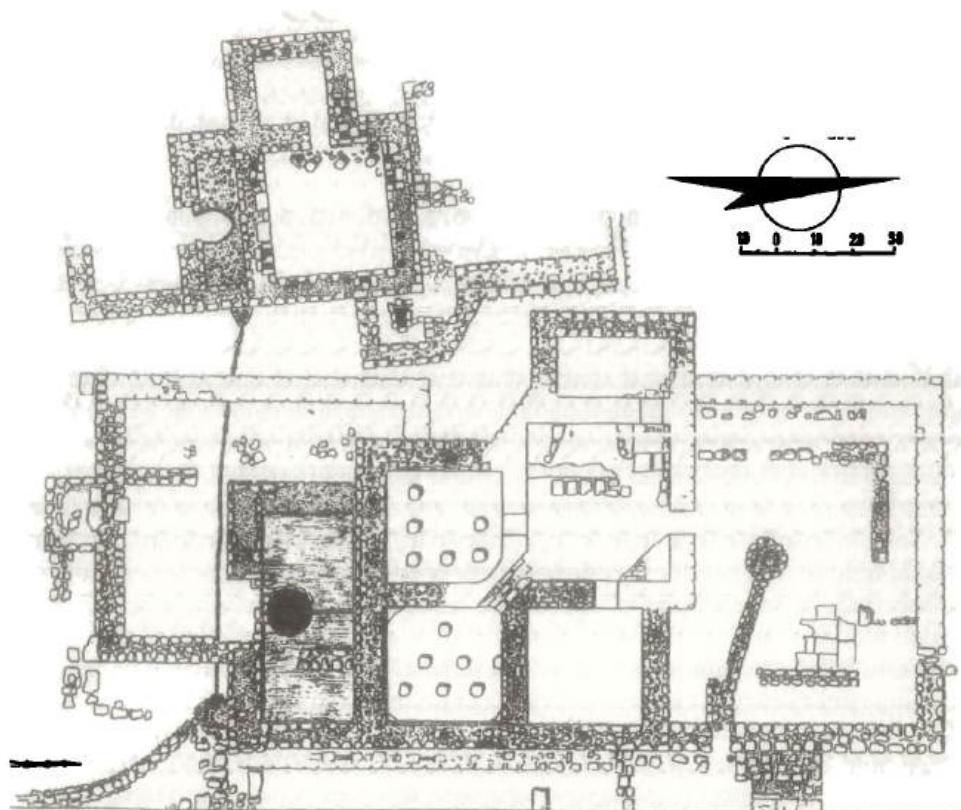


Abbildung 2: Apsaros (Gonio), Thermen

Besondere Beachtung verdient ein Schatzfund aus dem 1.–2. Jh. n. Chr., der 1974 beim Straßenbau auf einem Hang in der Nähe der Festung Gonio entdeckt wurde und der außerordentlich schöne Werke der Goldschmiedekunst enthält: die Skulptur eines nackten Jünglings (Taf. 3b), eine kannelierte Phiale, massive fazettierte Armreife, ein Medaillon mit der Darstellung des Helios, eine Phalera mit der Darstellung eines Tierkampfes (Taf. 3c), edelsteinbesetzte und tröpfchenverzierte Schnallen mit den stilisierten Darstellungen eines Reiters, von Vögeln (Taf. 4a) und Tieren (Taf. 4b), Kettenanhänger, die mit Dreiecken aus Kügelchen verziert sind, geflochtene Ketten, Metallblättchen, Knöpfchen, ornamentierte Plättchen usw.¹⁸

Das 3. Jh. n. Chr. kann in der Geschichte von Apsaros als Wendezeit bezeichnet werden. Parallel zur Abschwächung der römischen Ostpolitik ist ein Niedergang der Militärkraft des Imperiums zu beobachten. Besonders intensiv ging dieser Prozeß an den Peripherien vorstatten. Im nördlichen Schwarzmeergebiet verließen die Römer nach den Attacken der Goten in den vierziger Jahren des 3. Jhs. das Reich Bosphorus.

¹⁸ Lortkipanidze O., Mikelaдзе T., Xaxutaišvili D.: Gonios ganzi, Tbilisi 1980, mit vollständiger russischer und französischer (S. 58–77) Übersetzung. In deutscher Sprache s. Unterwegs zum Goldenen Vlies, Archäologische Funde aus Georgien, (ed.) Miron A., Orthmann W., Saarbrücken 1995, S. 303; in englischer Sprache s. Tsatskhladze, G.: Pichvnari and its Environs, Paris 1999, S. 91–97.

Bald bemächtigten sich die »Barbaren« der Kriegsflotte und gingen daran, die Küsten des Schwarzen Meeres zu verheeren (Zos., Hist. Nova, I, 31–33). Zur Regierungszeit Diocletians drangen die Sarmaten bereits in das Lasenreich ein und stießen bis zum Fluß Halys (dem heutigen Kızıl-Irmak) vor (Const. Porphy., De Admin. Imp., 53). Es ist logisch, daß die Regierungsgewalt des Römischen Reiches adäquate Maßnahmen ergriff. Man befestigte vor allem die Orte in den Grenzgebieten, die die Aufgabe hatten, die Nomaden aufzuhalten. Und so ist gerade im 3. Jh. die Tendenz zu bemerken, Apsaros in ein Grenzlager (παρεμβολή) umzuwandeln.¹⁹ Zu Beginn des 4. Jhs. starben in diesem Lager zwei Anhänger des um des Christentums willen gemarterten Militärbeamten Orentios (Acta Sanctorum, IV, 809–811, 24 Junius). Zwar lassen die Quellen nichts über irgendwelche bedeutende Militäroperationen in Apsaros verlauten, doch die Betrachtung der Stratigraphie der Ruinenstadt zeigt, daß die Festung an der Wende vom 3. zum 4. Jh. zeitweilig ihre Funktion einstellte. Die Kulturschichten dieser Zeit lassen Spuren von Zerstörung erkennen.²⁰

Seit dem Ende des 3. Jhs. verlagerte sich das Zentrum des Imperiums allmählich ostwärts. Zur Regierungszeit von Constantin wurde die Herrschaft der Römer über das östliche Küstengebiet des Schwarzen Meeres wiederhergestellt (Zos., Hist. Nova, II, 33), darunter wohl auch über Apsaros. Zwar läßt sich diese Vermutung noch nicht durch archäologische Funde bestätigen, doch aus schriftlichen Quellen²¹ kann man folgern, daß Apsaros auch in dieser Zeit eine Funktion als Stützpunkt der Römer im östlichen Schwarzmeergebiet besaß.

Es ist denkbar, daß sich diese Lage nach dem Tode Constantins seit den vierziger Jahren des 4. Jhs. änderte. Erstens erstarkte das Königreich Lasika, und zweitens entbrannten im Ostteil des Imperiums blutige Kämpfe. Aus den Nachrichten von Ammianus Marcellinus (XXII 7,10; XXVII 12,11), Drepanius (Panegyricus, XIV) und Menander Protektor²² läßt sich folgern, daß der westgeorgische Staat faktisch die Rolle des Untergebenen Roms aufgab und daß seine Aufgabe lediglich darin bestand, die Nordgrenze zu schützen (Prok. BP II,15). Es scheint, daß sich Apsaros, das in das Reichsgebiet von Lasika (Amm. XXVII 12,11; Prok. BG VIII 2; Agath. Hist. V 1) oder in die wieder nach Westen ausgedehnten Grenzen des Reiches Kartli einbezogen worden sein dürfte²³, in dieser Zeit von der Fremdherrschaft befreite. Das Ausscheiden aus der unmittelbaren Einflußsphäre Roms bedeutete noch nicht, daß die römischen Truppen das Land verließen. Doch im Hinblick auf Apsaros kann man sagen, daß hier seit der zweiten Hälfte des 4. Jhs. keine römische Garnison mehr stationiert war. Bei der Aufzählung der Kastelle im östlichen Schwarzmeergebiet taucht der Name Apsaros nirgends mehr auf (Amm. XXII 8,24; Not. dign. or. 38). Mehr noch, ein anonymes Autor des 5. Jhs. (Pseudo-Arrianus) erwähnt Apsaros als Dorf (peripl.

¹⁹ Hippolytus Romanus (Chr. P., II, 247); Eusebios von Kaisareia (Frick, C.: Chronica Minora I, 1892, 216–219); Dorotheos von Tyros (Vasilevskij, V.: Choždenie..., S. 225).

²⁰ Kaxiže E., Xalvaši M.: op. cit., S. 29.

²¹ In erster Linie sind dort die Karte von Castorius und die Werke von Sophron (Migne, PG, t. 120, 221) und Epiphanes von Kypros (Vasilevskij, V.: Choždenie..., S. 226) hervorzuheben.

²² Historici Graeci Minores, (ed.) Dindorfius L., vol. 2, Lipsiae 1871, S. 28–32.

²³ Kartlis cxovreba, t. I, S. 137. Ausführlicher s. Gogitaze, S.: Žiebani vaxtəng gorgasalisdroindeli kartlis ištoriidan, Batumi 1998, S. 48–51.

m. Eux., 41). Aufgrund archäologischer Funde kann man mit Gewißheit sagen, daß bis zu den dreißiger Jahren des 6. Jhs. keine fremden Streitkräfte in Apsaros standen. Es geht nicht nur darum, daß Lasika im 5. Jh. endgültig aus dem politischen Einfluß Roms (Byzanz') ausscherte²⁴ und seine Grenzen in den sechziger bis siebziger Jahren südlich von Apsaros, beim heutigen Xopa (Nordosttürkei), festgestellt wurden²⁵, während im letzten Viertel des Jahrhunderts hier möglicherweise sogar der ostgeorgische Staat seine Herrschaft errichtete²⁶. Interessant ist auch, daß die Byzantiner, als sie in das östliche Schwarzmeergebiet zurückkehrten, Apsaros gänzlich verwüstet vorfanden (St. Byz., s. v. Ἀψαρτιδες; Prok. BG VIII 2). Bekanntlich waren die herrschenden Kreise Lasikas (und noch mehr Kartlis) weniger interessiert an den Seeverbindungen, und damit ist die auf den ersten Blick ungewöhnliche Tatsache zu erklären, daß die strategisch bedeutende Festung von der zweiten Hälfte des 4. Jhs. bis einschließlich zur ersten Hälfte des 6. Jhs. einfach verlassen wurde. Die Wiederbelebung der befestigten Stadt setzte in der zweiten Hälfte des 6. Jhs. ein und ist mit den Aktivitäten der Byzantiner im östlichen Schwarzmeerraum verknüpft.

Wie oben erwähnt, dürften die Römer in Südwestgeorgien auch an anderen Orten Festungsbauten (Wachtürme) besessen haben. Als ersten Bestandteil dieses Verteidigungssystems kann man die am Eingang zur Stadt Batumi am linken Ufer des Qorolisçqali (des alten Batisi) liegenden Festungsreste vermuten. In den sechziger bis siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts durchgeführte archäologische Grabungen zeigten, daß sich hier seit dem Ende des 7. Jhs. v. Chr. ionische Neusiedler niederließen, die zu der ortsansässigen Bevölkerung in recht gespannten Verhältnissen lebten²⁷. Von der Antike an war das 40 km nördlich von Batumi gelegene Pičvnari²⁸ eine führende Heimstatt der antiken Zivilisation in Südwestgeorgien. In der Burg Batumi dagegen herrschen trotz einer gewissen Menge attischer schwarzglasierter Keramik²⁹ bodenständige (kolchische) Erzeugnisse vor.³⁰ Im 4. Jh. v. Chr. wird Batumi auch in antiken Quellen erwähnt. Aristoteles (Meteor., I, 13, 350^a, 351^b) führt einen Ort Batheas (Tiefen) auf. Das Material aus hellenistischer und spätantiker Zeit ist verhältnismäßig ärmlich: rötlich-bräunlich gebrannte Pithoi, Amphoren örtlicher Herkunft und aus Sinope, Bruchstücke von Dachziegeln und Louterien, Schleudersteine, ein runder Mühlstein, ein pyramidenförmiges Trinkgefäß aus Ton, eine Spindel, ein gebogenes Eisenmesser usw.³¹ Die römischen Autoren Plinius (nat. VI 12) und Arria-

²⁴ Historici Graeci Minores, (ed.) Dindorfius L., vol. 1, Lipsiae 1870, S. 336–337.

²⁵ Kekelidze, K.: Istoriko-agiografičeskie otryvki (in: Christianskij Vostok, t. II, 1913, S. 188–190).

²⁶ Kartlis cxovreba, t. I, S. 156–185; ausführlicher s. Gogitaze, S.: Ziebani..., S. 51–66.

²⁷ Kaxiže A., Xaxutaišvili D.: Masalebi batumis zveli istoriatvis (in: Samxret-dasavlet sakartvelos zglebi, Tbilisi 1989, XVIII, S. 56–57). Diese Frage berührte am Rande Bround, D.: Georgia in Antiquity, S. 185.

²⁸ An den archäologischen Grabungen von 1989 beteiligten sich auch Vertreter der Universität Jena. s. Kachidse A., Plontke-Lüning A.: Ausgrabungen in Kobuleti-Pitschnari (in: Georgica, 15, Konstanz 1992, S. 5–15). Seit 1998 arbeitet an dieser Stelle eine gemeinsame georgisch-britische (Oxford, Ashmolean Museum) Expedition. Die Ergebnisse der Ausgrabungen werden in nächster Zeit in englischer Sprache publiziert.

²⁹ Kaxiže A., Xaxutaišvili D.: Masalebi batumis zveli..., S. 88–89.

³⁰ A. a. O., S. 56–57.

³¹ A. a. O., S. 58.

nus (per. p. E. VI) nennen nur den Fluß Bathys und sagen nichts von der Existenz einer Siedlung an dieser Stelle. Zwar führt Plinius (nat. VI 12) nach Apsaros eine Stadt Matium auf, die einigen Wissenschaftlern zufolge eine veränderte Form von Batium sein soll, doch diese Überlegung bleibt vorerst eine Hypothese.³² Andere Wissenschaftler meinen, die Besiedlung von Batumi habe nach der Reise des Arriāns, in der zweiten Hälfte des 2. Jhs. n. Chr., begonnen.³³ Unseres Erachtens ist es ohne eine umfassende archäologische Untersuchung unmöglich, von einem städtischen Leben in Batumi zu dieser frühen Zeit zu sprechen. In der Zeit nach dem 2. Jh. n. Chr. schließen wir den Bau eines Wachturms³⁴ oder eines Militärhafens³⁵ nicht aus.³⁶

Auf dem Territorium des heutigen Cixisjiri (Kreis Kobuleti), ungefähr 30km von Batumi entfernt, sind Reste eines alten Festungsbaus erhalten geblieben. Viele Wissenschaftler identifizieren sie mit dem auf Geheiß Iustinians (nov. XXXI. XXXIII) in den dreißiger Jahren des 6. Jhs. n. Chr. erbauten Petra.³⁷ In den sechziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts durchgeführte archäologische Grabungen haben gezeigt, daß an diesem Ort das städtische Leben recht früh begann. Es lassen

³² Ausführlicher s. Tomaschek, Realenzyklopädie der Altertumswissenschaften, Bd. III, Stuttgart 1897, S. 123, s. v. Βαθεαρου Ποντου; Qauxčišvili, T.: K. batumis istoriis antiquri cqaroebi (in: Samxret-dasavlet sakartvelos zglebi, Tbilisi 1987, XVI, S. 113); Gogitize, S.: Batumi zvel saistorio cqaroebši (in: Liṭeraturuli ačara, Batumi 1999, 6, S. 100–101). Falls diese These richtig sein sollte, scheint es nicht auszuschließen, daß das bei Claudius Ptolemäus (V,10,5) erwähnte Madia ebenso eine entstellte Form von Batumi sein könnte.

³³ Sixaruliṭze, I.: Samxret-dasavlet sakartvelos ṭoponimiḳa, II, Batumi 1959, S. 79–81; Čxeiṭze, 3.: Batumi, Batumi 1959, S. 11–12.

³⁴ Die Ruinen der Burg erheben sich an einem strategisch äußerst bedeutsamen Ort. Von hier aus sind die Kaxaberi-Ebene und das Delta des Čoroxi (!) zu sehen. Übrigens vermutet V. Lekvinaze (Ob odnoj vizantijskoj kreposti, in: Soobščeniḳa AN Gruzinskoj SSR, XLVII, 1967, S. 505–510), daß Kaiser Iustinian auf dem Territorium Südwestgeorgiens außer Petra auch in Batumi eine Festung gründete, das bei Prokop von Kaisareia erwähnte Losorion (BG, XXIX,18). Seiner Ansicht nach stammt die grundlegende Bauschicht der Festung Batumi aus dem frühen Mittelalter, an einem kleinen Mauerabschnitt zeigt sich eine typisch frühbyzantinische Bauweise, und was die Hauptsache ist, ihr Grundriß ist rechteckig, was für die römischen und byzantinischen Festungen charakteristisch war. D. Xaxuṭaišvili und A. Kaxiṭze vermuten, daß den bis in unsere Zeit erhalten gebliebenen Ruinen Holzkonstruktionen vorausgingen (op. cit., S. 41). Wenn man an die oben erwähnte charakteristische Praxis der römischen Festungsbauweise denkt, hat diese Hypothese unstrittig eine Existenzberechtigung.

³⁵ Auf einer römischen Straßenkarte des 4. Jhs. ist nördlich von Apsaros, ungefähr an der Stelle des heutigen Batumi, der geographische Punkt Portus Altus (Tab. Peut., X, 5) eingetragen, was die direkte lateinische Übersetzung von Bathys ist und einen tiefen Hafen bedeutet. Nach Ansicht von S. Gogitize (Batumi zvel saistorio cqaroebši, S. 100–101) ist auch das bei Eusebios von Kaisareia im 3.–4. Jh. belegte Mante (Die Chronic des Eusebios, aus dem Armenischen übersetzt, Herausgegeben im Auftrage der Kirchenväter, (ed.) J. Karst, Leipzig 1911, S. 29–30) eine alte Namensform von Batumi.

³⁶ D. Bround zufolge (Georgia in Antiquity, S. 275) erfüllte der Portus Altus die Funktion eines Hafens der Römer.

³⁷ Im Unterschied zu Apsaros ist das Problem der Lokalisierung dieses Ortes noch nicht endgültig gelöst. Der vollständigen Untersuchung dieses Fundplatzes steht im Wege, daß ein großer Teil der ehemaligen Stadt eine Beute des Meeres geworden ist. Es sind archäologische Grabungen unter Wasser geplant, woran unsere amerikanischen Kollegen interessiert sind.

sich eine vorantike Schicht, eine Schicht des 6.–4. Jhs. v. Chr., eine spätantike und eine frühmittelalterliche Schicht unterscheiden.³⁸

Anhand des Materials der römischen Thermen aus dem 4. Jh. n. Chr. (ähnlich wie in Apsaros gab es auch hier zwei: ein kleines und ein großes Bad, die den Grundriß von Kastellthermen entsprechen), der Keramik und Glaserzeugnisse, des Grabinventars und der Münzen ergibt sich, daß dieser Punkt nach dem 2. Jh. n. Chr. in Funktion trat.³⁹ Das bestätigt auch ein im Jahre 1907 zufällig entdeckter Schatz. Besonders attraktiv ist eine Gemme, die angeblich das Porträt des Kaisers Lucius Verus wiedergibt. Nach allgemeiner Ansicht stammt sie aus dem 2. Jh. n. Chr.⁴⁰ Hochinteressant ist auch ein in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts zufällig gefundener Ziegelstein mit einem römischen Stempel, auf dem die lateinische Inschrift VEXFA eingepreßt war. Nach Ansicht von V. Lekvinaze stammt dieser Ziegelstein aus dem 2.–3. Jh. n. Chr., und die letzten beiden Buchstaben der Inschrift sind Abkürzungen der oben erwähnten Legionen (XII Fulminatae, XV Apollinaris).⁴¹ M. P. Speidel verknüpft das FA mit Phasis, obwohl er Lekvinazes Ansicht teilt, daß sich in Cixisziri ein Vorposten (Wachturm) von Apsaros befunden haben müsse.⁴² Diese Meinung vertritt auch D. Bround.⁴³

Als Vorposten von Phasis ist eher der Rest einer Befestigung zu betrachten, die in Gurien am rechten Ufer des Supsa (früher Mogros) in dem Dorf Moedani (Kreis Lančxuti), ungefähr 60 km nordöstlich von Batumi, entdeckt wurde und mit einem jüngst aufgefundenen, 12 km von der Meeresküste entfernten Befestigungsbau verbunden ist. Es ist noch nicht lange her, daß in dieser Burg ein Ziegel mit einem römischen Stempel gefunden wurde (Länge 15 cm, Breite 8 cm, Stärke 4 cm). In seinem Mittelteil trägt er den 8 cm breiten und 4 cm langen Stempel LEG. Die Spezialisten, die ihn untersuchten, schreiben ihn einer Einheit der XV. Legion zu. Die Burg von Moedani bildete im Unterschied zu anderen römischen Befestigungen einen Vorposten in den inneren Bezirken von Lasika und war offenbar seinerzeit dazu gedacht, die Expansion Iberiens aufzuhalten.⁴⁴ Etwa die gleiche Funktion dürfte die von dem oben genannten Punkt ungefähr 20 km südöstlich im Națanebi- (früher: Isis-)Tal gelegene Befestigung Vašnari (Kr. Ozurgeti) gehabt haben, die ursprünglich quadratische Form besaß und nach dem Prinzip römischer Kastelle errichtet war.⁴⁵ Unter den Bauwerken der Römerzeit ist ein Bad hervorzuheben, das in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in dem Dorf Šuxuti (Kr. Lančxuti, ungefähr 80 km nordöstlich von Batumi) entdeckt wurde. Es ähnelt denen von Cixisziri und weist den glei-

³⁸ Inaišvili, N.: Cixisziris ax. c. I–VI ss. arkeologiuri zeglebi, Tbilisi 1993, S. 12–13; in englischer Sprache Inaišvili, N.: Petra-Tsikhisdziri ? (Vorabdruck: Tbilisi 1991, S. 5–7).

³⁹ Inaišvili, N.: op. cit., S. 44–109; Inaišvili, N.: op. cit., S. 7–11.

⁴⁰ Inaišvili, N.: op. cit., S. 22–23; Bround, D.: Georgia in Antiquity, S. 188.

⁴¹ Lekvinadze, V. A.: Pontijskij limes..., S. 87–88.

⁴² Speidel, M. P.: op. cit., S. 658–659.

⁴³ Bround, D.: op. cit., S. 189.

⁴⁴ Todua T., Murvanize B.: Romauli legionis tvipriani aguri sop. moednidan (in: Guria, mxaris kvlevaziebis ūedegebi, II, Tbilisi 1997, S. 108–111) mit Zusammenfassungen in russischer und englischer Sprache.

⁴⁵ A. a. O., S. 111.

chen Grundriß auf. Es war allerdings kleiner und nur für einen engen Kreis von Nutzern (die örtliche Elite) bestimmt.⁴⁶ Hier ist keine Spur eines ständigen Aufenthalts von Römern zu erkennen, aber deutlich zeigt sich der Einfluß der spätantiken Kultur auf die Binnenbezirke von Egrisi, was das Ergebnis intensiver und enger Wechselbeziehungen mit den römischen Militärbasen in der Region sein muß. Wie das Bad von Cixisziri stammt auch dieser Bau aus dem 4. Jh. n. Chr. Leider erweist sich die Datierung des Hauptteils des in Gurien gefundenen Materials als äußerst schwierig, obwohl wir es auch hier – ähnlich wie bei Batumi und Cixisziri – mit Funden späterer Zeit zu tun haben dürften.

Daher können wir folgern, daß seit der zweiten Hälfte des 2. Jhs. n. Chr., besonders aber seit dem 3. Jh., vor dem Hintergrund einer außergewöhnlichen Aktivität der Barbaren, die das gesamte Römische Reich betraf, im östlichen Schwarzmeergebiet, und zwar in Südwestgeorgien, ein ganzes System von Befestigungen entstand, dem zwei bedeutende Festungen, die von Apsaros und die von Phasis, dienten. Mit Hilfe der Vorposten von Batumi, Cixisziri und möglicherweise noch anderer bis Phasis bestehender Befestigungen und unter Ausnutzung der Küstenschifffahrt kontrollierten die Römer diesen Abschnitt der für sie strategisch sehr bedeutsamen Seeverbindungen⁴⁷, wofür sie seit dem 3. Jh. n. Chr. noch mehr Grund hatten. Wir dürfen nicht vergessen, daß auf dem Territorium von Açara und in den angrenzenden Gebieten möglicherweise schon seit dem 3. Jh. v. Chr., wenn nicht schon früher, eine auf Iberien orientierte Bevölkerung lebte, die von dem im 2. Jh. n. Chr. erstarkten Reiche Iberien abhängig war und den römischen Interessen in der Region gewisse Probleme bereitete. Diese Ostorientierung war für die Römer doppelt gefährlich: Im 4. Jh. n. Chr. drängte das Reich Kartli wieder voran, das seinerseits einem starken Einfluß der westlichen Zivilisation ausgesetzt war und durch die Anerkennung des Christentums als Staatsreligion faktisch sein Schicksal mit der europäischen Welt verknüpft hatte. Sollte sich der römische Ursprung der in Gurien entdeckten Befestigungsanlagen bestätigen, ließe sich schlußfolgern, daß gerade an diesem Grenzabschnitt eine besondere Spannung zu verzeichnen war.⁴⁸ Dies ist nicht verwunderlich, denn aus dieser Region besteht ein direkter Zugang zu den zentralen Gebieten von Lasika. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Anlage dieser Befestigungen einen Versuch der Römer darstellte, die Kontrolle über Lasika und entsprechend über ganz Südkasien zu gewinnen, was letztlich aber scheiterte. Die Ursache dafür war nicht nur der Niedergang des Römischen Reiches oder der geographische Faktor. Schon in den Beziehungen zu den Griechen zeigte sich die Tendenz der kartwelischen Stämme, nach Selbstständigkeit zu streben und sich auf die eigenen Wurzeln zu stützen. Auch wenn unsere

⁴⁶ Zakaraja P., Lekvinadze B.: Archeologičeskie raskopki v Šuchuti (in: Macne, 1966, I, S. 120–135).

⁴⁷ Dessen eindeutige Bestätigung ist der Grundriß von Apsaros, dessen westlicher, dem Meer zugewandter Sektor sowohl die Funktion der Front als auch des Rückens der Festung erfüllt. Dies ist ein recht seltener Fall in der Praxis der römischen Militärstrategie, s. Lekvinadze, V. A.: Materialy po istorii i architekture Apsarskoj kreposti, S. 227.

⁴⁸ Unsere Hypothese würde sich nicht wesentlich ändern, wenn die Befestigungen von Moedani und Vašnari örtlichen Machthabern unterstellt waren. Lasika war daran interessiert, den ostgeorgischen Staat zurückzudrängen, daher wurde es in dieser Frage zum natürlichen Verbündeten Roms. Es ist nicht auszuschließen, daß in Açara eine ähnliche Situation anzutreffen ist. Vorbereitungen zu einem Studium dieser Frage sind bereits im Gange.

Vorfahren den Beziehungen zur Welt der Antike vieles verdanken, haben die Georgier sowohl in ihrer materiellen (Baumaterial, Keramik, Bäder) als auch in ihrer geistigen Kultur (revolutionärer Wandel in den Bestattungssitten, Einführung des Christentums⁴⁹) ihre Eigenständigkeit bewahrt.

⁴⁹ Eine der Hauptursachen für die Übernahme des Christentums war der Versuch, sich aus der Bevormundung durch Persien zu lösen und durch eine Orientierung auf Europa hin die Unabhängigkeit zu bewahren. Dies war eine Folge der langen Beziehungen zu diesem Teil der Welt und zugleich eine wichtige Voraussetzung für weitere fruchtbare Kontakte.

GESCHICHTE

Niko Žavaxišvili

Eine Finanzvereinbarung zwischen Deutschland und Georgien (1918)

Am 26. Mai 1918 wurde Georgiens staatliche Unabhängigkeit wiederhergestellt, was mit starker militärischer und politischer Unterstützung Deutschlands gelang.

Der Beistand für Georgien ergab sich aus den deutschen Staatsinteressen. Die pragmatisch denkenden Führer Deutschlands erkannten die Einmaligkeit der geopolitischen Lage Georgiens und versuchten, Rußland in Kaukasien durch die Schaffung eines starken, auf Deutschland orientierten georgischen Staates ein Problem zu bereiten. So waren die Interessen der Deutschen an Georgien vielseitig und ihre Pläne weitreichend.

Von Mai bis Dezember 1918 stellten Deutschland und Georgien natürliche Verbündete dar. Die deutschen Truppen in Georgien hielten sich auf Einladung der Regierung im Lande auf und waren ein fester Garant der inneren Stabilität. So wurde die von 1914 bis 1917 bestehende deutsch-georgische militärische Allianz seit dem Frühjahr 1918 in eine militärpolitische Allianz zwischen Deutschland und Georgien umgeformt.¹

Die Grundlage für die finanziellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Georgien wurde gleich bei der Ausrufung der Demokratischen Republik Georgien gelegt.

Am 28. Mai 1918 unterzeichneten in Poti der Vertreter der kaiserlichen Regierung Deutschlands, Generalmajor des Königreichs Bayern von Lossow, und der Minister für auswärtige Angelegenheiten der Demokratischen Republik Georgien, Aḡaḡi Čxenḡeli, eine »Provisorische Vereinbarung zwischen Georgien und Deutschland über die Herstellung vorläufiger wechselseitiger Beziehungen«, die ein hochbedeutendes politisches Dokument darstellte. Wie der georgische Historiker, Jurist, Literaturwissenschaftler und Diplomat Zurab Avaliḡvili (1876–1944), der der Hauptberater der georgischen Regierung in Fragen der Außenpolitik und unmittelbar Beteiligter an diesem historischen Ereignis war, schrieb, verfolgte die Vereinbarung das Hauptziel: »a. die de facto-Anerkennung Georgiens durch die deutsche Regierung und b. die Kontrollausübung Deutschlands über den Eisenbahnweg Georgiens in der Kriegszeit«.²

¹Žavaxišvili, N.: Tamar mepis ordeni (germanul-kartuli samxedro-poliḡiḡuri aliانسis iḡtoriidan). Tbilisi 1998, S. 28.

²Avaliḡvili, Z.: Sakartvelos damouḡidebloba 1918–1921 ḡlebis saertaḡoriso poliḡiḡaḡi, naḡili I, Tbilisi 1990, S. 86.

Unter vielen Konventionen wurde in Poti auch eine »Vereinbarung über die vorläufige Regelung der Valutabeziehungen zwischen Deutschland und Georgien« unterschrieben, die M. M. Gabriçize 1942 erstmals veröffentlichte.³ Die georgische Variante dieser Vereinbarung wurde im Fonds des Ministeriums für auswärtige Angelegenheiten der Demokratischen Republik Georgien innerhalb des »Zentralarchivs der Oktoberrevolution« aufbewahrt.⁴

Der Finanzvereinbarung geht eine Argumentation voraus, aus der hervorgeht, was zu ihrer Abfassung geführt hat. Darin heißt es: »Da die im Einklang mit dem Wunsch der georgischen Regierung nach Georgien zu entsendenden deutschen Truppenteile ihre laufenden Bedürfnisse vor allem aus dem Vorrat des Landes befriedigen müssen und sie dazu feste Zahlungsmittel benötigen, die nicht vom Schwanken der Preise abhängig sind, stimmten der Minister für auswärtige Angelegenheiten, Herr Akaçi Ćxençeli, und der Vertreter der kaiserlichen Regierung Deutschlands und Generalmajor des Königreichs Bayern, Herr von Lossow, darin überein, daß ähnlich wie in den von Deutschland mit Bulgarien und Rumänien getroffenen Vereinbarungen folgendes festgelegt wird:

Artikel I

Die Regierung Georgiens ist verpflichtet, in ihrem Staat deutsche Valuta ebenso zuzulassen wie die ihres eigenen Landes, ohne Beschränkung, als gesetzliches Zahlungsmittel und dazu zu einem festen Kurs, der noch genau festgelegt werden muß. Die Festsetzung des Kurses hat sofort bei Treffung dieser Vereinbarung in einer besonderen Vereinbarung zwischen beiden Regierungen zu erfolgen.

Als einheimische Valuta gelten nur die von der Regierung Georgiens gesetzlich festgelegten Geldarten.

Artikel II

Die Wirkung dieser Vereinbarung, die mit dem Tag ihrer Unterzeichnung in Kraft tritt, endet, wenn ein endgültiger Staatsvertrag über die Regelung der Geld- und Valutabeziehungen zwischen beiden Ländern abgeschlossen wird. Außerdem hat jede Seite das Recht, diese Vereinbarung bei sechsmonatiger vorheriger Ankündigung zu widerrufen.

Zur Beglaubigung unterschreiben die Bevollmächtigten diese Vereinbarung eigenhändig.

Abgefaßt in zwei Originalen. A. Ćxençeli, von Lossow.«⁵

Es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese am 28. Mai 1918 unterzeichneten Vereinbarungen die ersten internationalen Vereinbarungen waren, die das unabhängige Georgien traf. Zwar waren einige Punkte nicht günstig für Georgien, aber dieses

³ Germaneli oqunãtebi sakartveloši 1918 çels. dokumẽtibisa da masalebis krebuli, űeadgina da dabeçdad moamzada M. M. Gabriçizem, Tbilisi 1942, S. 43–44.

⁴ A. a. O., S. 31. Dem Verfasser dieses Beitrags stand nur die georgischsprachige Variante zur Verfügung, deren Wortlaut im folgenden deutsch wiedergegeben wird. Die deutschsprachige Variante war in Georgien nicht auffindbar, sie soll aber dem Vernehmen nach im Stadtarchiv Potsdam aufbewahrt werden.

⁵ Germaneli oqunãtebi sakartveloši 1918 çels, S. 43–44.

Zugeständnis ist als Kompensation für den gewaltigen Beistand Deutschlands zu erklären, mit dessen Hilfe es Georgien gelang, die osmanische Okkupation abzuwehren.

Z. Avališvili erklärte zu Recht: »Im Frühjahr 1918 erwies sich Deutschland als Pate der Unabhängigkeit Georgiens – damals vermochte nur Deutschland, diese Rolle zu übernehmen. Mit seiner Unterstützung gewann diese Frage internationale Bedeutung.«⁶

Zu dem Zeitpunkt, als die oben angeführte Valutaverinbarung zwischen Georgien und Deutschland getroffen wurde, besaß unser neugegründeter Staat noch keine eigene Währung und war gezwungen, eine gewisse Zeit (bis zum 11. Juli 1919) die Notenzeichen (Bons) des nicht mehr bestehenden Transkaukasischen Kommissariats zu nutzen. In einer ähnlichen Lage sahen sich auch Armenien und Aserbaidshan. Trotzdem begannen die Vorkehrungen zur Einführung georgischen Geldes gleich mit der Wiederherstellung der Unabhängigkeit Georgiens.⁷

Die parallele Zirkulation der vom Transkaukasischen Komitee herausgegebenen Geldzeichen und der deutschen Mark auf dem Territorium Georgiens dauerte vom 28. Mai bis Dezember 1918.

Der Finanz-, Handels- und Industrieminister der Demokratischen Republik Georgien Konstantine Kandelaki schrieb, daß sich die finanziellen und wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Georgien dynamisch entwickelten. Seinen Worten zufolge war der Plan der Deutschen »zur ökonomischen Wiedergeburt unseres Landes sehr umfangreich und vielseitig; er betraf sowohl die finanzielle als auch die allgemeine wirtschaftliche Seite unserer Volkswirtschaft von der Regelung der Geldfrage (ein Darlehen für das Grundkapital der Emissionsbank) über die Nutzung der weißen Kohle, die Verbesserung der Reisebeziehungen bis zur Ausstattung der technischen Seite des Außenhandels. Aber dies war lediglich ein Projekt zur ökonomischen Abstimmung mit ihnen, das nicht nur weder in der Regierung noch in den gesetzgebenden Kreisen bestätigt war, sondern nicht einmal studiert und endgültig geprüft wurde. Daher entsprachen die damals verbreiteten Gerüchte, Georgien sei zu sehr schweren Bedingungen an Deutschland »gebunden«, die dann von den Feinden der Unabhängigkeit Georgiens genutzt wurden, nicht der Wahrheit... Falls die Deutschen mit ihrem Kommen und ihrer Anwesenheit bei uns damals irgendetwas profitierten, so verlangt doch die Gerechtigkeit zu sagen, daß sie jegliche Rechnung ordentlich beglichen; übrigens haben sie die im Einvernehmen mit dem Finanzministerium der Republik von Anfang an festgelegte Parität zwischen unserem Geld und der deutschen Mark bei ihrem Aufenthalt bei uns nicht verändert und leisteten alle Zahlungen zur Begleichung ihrer Ausgaben ausschließlich vermittels staatlicher Kreditinstitutionen.«⁸

Im November 1918 brach in Deutschland die Revolution aus, Kaiser Wilhelm II. wurde gestürzt, und auch die deutsche Mission in Georgien mit ihren hier dislozierten eigenen Truppenteilen sah sich gezwungen, in die Heimat zurückzukehren. Mit ihrem Abzug endete der Umlauf deutscher Valuta in Georgien.

⁶ Avališvili, Z.: op. cit., S. 88.

⁷ Ķavaxišvili, N.: Kartuli bonistika (kayaldis sapastmcoedneoba), Tbilisi 1996, S. 42.

⁸ Kandelaki, K.: Sakartvelos erovnuli meurneoba, II, Parizi 1960, S. 184–185.

Nach dem Abzug der deutschen Truppen kamen die Engländer nach Georgien, die das Land als Verbündeten des im Krieg besiegten Deutschlands betrachteten und ihm mißtrauisch gegenüberstanden.

Wir können der Ansicht des bekannten Vertreters der georgischen Emigration, General Šalva Maŷlakeliŷe, nur beipflichten, daŷ die Niederlage der Deutschen im Ersten Weltkrieg für Georgien ein Unglück war.⁹ Tatsächlich vermochte der junge georgische Staat ohne einen starken Beschützer nur ganze zwei Jahre lang (1919–1921) seine Unabhängigkeit zu bewahren.

⁹ Kartvelebi germanuli droŷis kveŷ, masalebi gamosacemad moamzada, inasitqvaoba da ŷeniŷvnebi. daurto V. Rcxilazem, Tbilisi 1994, S. 96.

ETHNOGRAPHIE

Florian Mühlfried

Robert Bleichsteiners »Kaukasische Forschungen«

1. Einleitung

*»Es ist ein prächtiges Material vereinigt, welches man beisammen hat, ohne umständliche und zeitraubende Reisen zur Aufsuchung desselben machen zu müssen, und welches man in aller Muße, ohne daß es einem davongeht, wiederholt ausfragen kann.«
(Virchow 1916:389)*

Das Material, von dem hier gesprochen wird, sind Kriegsgefangene. Im Ersten Weltkrieg war das russische Heer multiethnisch; neben Russen, Ukrainern, Tataren, Kirgisen u. a. fand sich hier eine beträchtliche Anzahl Kaukasier, von denen viele in deutsche oder österreichische Kriegsgefangenschaft gerieten. Diese Situation wurde von vielen Vertretern der Wissenschaften in Deutschland und Österreich als Glücksfall verstanden: Angehörige der Völker, deren Kultur und Sprache sie studierten, befanden sich nunmehr sozusagen vor der Haustür. Aufwendige Reisen zu ihrer Erforschung waren nicht mehr nötig.

So wurden sowohl in Österreich als auch in Deutschland Forschungsaufträge vergeben und wissenschaftliche Kommissionen in die Kriegsgefangenenlager geschickt, die Studien an den verschiedenen »Völkern« und »Rassen« vornehmen sollten. Neben Ethnologen stellten Anthropologen, Sprach-, Musik- und Rechtswissenschaftler ihre Forschungen an.

In Österreich wurde Robert Bleichsteiner, später Leiter des Museums für Völkerkunde Wien, mit völkerkundlichen und sprachwissenschaftlichen Forschungen an kaukasischen Kriegsgefangenen beauftragt. Bei seinen zwei Aufenthalten im Kriegsgefangenenlager Eger (Nordböhmen, heute Cheb) sammelte er hauptsächlich georgische und mingrelische Volksüberlieferungen wie Märchen, Sagen, Sprichwörter, Rätsel, Lieder u. ä. Wesentliche Ergebnisse dieser Forschungen wurden 1919 unter dem Titel »Kaukasische Forschungen. Erster Teil: Georgische und Mingrelische Texte« veröffentlicht und dienten Bleichsteiner 1922 zu seiner Habilitation.

Bleichsteiners »Kaukasische Forschungen« sowie seine weiteren Beiträge zur Ethnologie des Kaukasus wurden bisher kaum beachtet. Nach der Erstveröffentlichung durch Bleichsteiner selbst griff lediglich das 1990 erschienene Buch »Hufschläge am Himmel« mit einigen ausgewählten georgischen Märchen aus der Sammlung Bleichsteiners dessen Forschungen wieder auf. Der Erzählstoff sollte in dieser Ausgabe für »breitere Kreise und Märchenfreunde« zugänglich gemacht werden (Röth in:

Bleichsteiner 1990:169). Zu diesem Zweck wurden die gesammelten Märchen noch von Bleichsteiner selbst sprachlich überarbeitet.

Über die weiteren österreichischen Forschungen während des Ersten Weltkrieges in Kriegsgefangenenlagern ist ebenfalls wenig publiziert worden. Trotz vieler erhaltener Primärquellen hat sich die wissenschaftliche Forschung bisher nur am Rande mit ihnen beschäftigt. Etwas günstiger steht die Lage in Bezug auf die deutschen Forschungen im Ersten Weltkrieg. So gab es in den letzten Jahren einige Veröffentlichungen, die sich mit dem Schicksal der Kriegsgefangenen in deutschen Lagern beschäftigen (Höpp und Kahleiss). Auch einige Forschungsprojekte wurden behandelt (Ziegler und Höpp).

2. *Biografie Bleichsteiners*

Robert Bleichsteiner wurde am 6. Januar 1891 in Wien geboren. Als einziges Kind seiner Eltern wuchs er in einfachen Verhältnissen auf. Unmittelbar nach Abschluß des Gymnasiums begann er sein Studium an der Universität in Wien. Er belegte die Fächer Geschichte, Geografie und Völkerkunde, interessierte sich jedoch hauptsächlich für asiatische Sprachen. In acht Semestern lernte er klassisches Armenisch, Sanskrit, Awesto, Pahlawi, Alt- und Neupersisch und beschäftigte sich mit der arabischen, ägyptischen, assyrisch-babylonischen sowie osmanisch-türkischen Grammatik.

1914 erwarb Bleichsteiner mit seiner Dissertation »Die Götter und Dämonen der Zoroastrier in Firdusis Heldenbuch von Iran« den Doktorgrad der Philosophie in iranischer und indischer Philologie.

Wegen körperlicher Schwäche und Kränklichkeit wurde Bleichsteiner 1914 für den Kriegsdienst ausgemustert. Das Kriegsministerium setzte ihn von 1915 bis 1918 als Freiwilligen in der Zensurabteilung für Kriegsgefangenenkorrespondenz ein. Dabei sollen insbesondere seine Kenntnisse der italienischen und russischen Sprache gefragt gewesen sein. Wo er diese Kenntnisse erworben hatte, läßt sich aus den Quellen nicht ersehen.

1917 wurde Bleichsteiner zum ordentlichen Mitglied des »Forschungsinstitutes für Osten und Orient« (FIOO) gewählt. In dieser Gesellschaft waren viele namhafte Wissenschaftler vertreten, die sich mit Osteuropa und Asien beschäftigten. Diese Institution beschloß, sich an den Forschungen mit Kriegsgefangenen zu beteiligen, die interessante wissenschaftliche und wirtschaftliche Ergebnisse versprachen. Wegen seiner Kenntnis der russischen Sprache und Beschäftigung mit dem Kaukasusgebiet wurde Bleichsteiner beauftragt, im Kriegsgefangenenlager Eger in Nordböhmen sprachwissenschaftliche und völkerkundliche Studien mit kaukasischen Gefangenen durchzuführen. Zu diesem Zweck besuchte Bleichsteiner im Jahr 1917 zweimal das Lager Eger für insgesamt zwei Monate. Vorgesehen waren auch eine Studienreise in deutsche Kriegsgefangenenlager und eine Expedition in den Kaukasus. Beide Projekte konnten jedoch wegen der Zeitverhältnisse nicht realisiert werden.

Nach Kriegsende machte Bleichsteiner sich daran, die von ihm zusammengetragenen »folkloristischen« Texte (Märchen, Erzählungen, Sprichwörter u. ä.) nach sprachwissenschaftlichen und erzähltypischen Kriterien zu bearbeiten und zu kommentieren. Die Ergebnisse dieser Arbeit wurden 1919 vom FIOO veröffentlicht.

Nach der Habilitation 1922 begann Bleichsteiners wissenschaftliche Tätigkeit als Mitarbeiter des Wiener Museums für Völkerkunde, wo er das Asienreferat leitete, und als Dozent für kaukasische Sprachen und Völkerkunde an der Universität Wien.

Nach dem Anschluß Österreichs an Deutschland und der Gleichschaltung der österreichischen Universitäten nahm Bleichsteiner für vier Semester Urlaub. Während dieser Urlaubsphase wurde er 1939 zum außerplanmäßigen Professor ernannt. 1941 wurde ihm in einem Gutachten seine politische Unbedenklichkeit attestiert. Dies war die Voraussetzung für seine Beförderung im Museumsdienst zum Kustos 1. Klasse. Bleichsteiner machte also auch in der NS-Zeit wissenschaftliche Karriere. Eine nationalsozialistische Gesinnung läßt sich ihm deswegen nicht unterstellen, vielmehr sind rege Kontakte zu einem Widerstandskreis dokumentiert.

Neben seinen sprachwissenschaftlichen und museumsdienstlichen Tätigkeiten übersetzte Bleichsteiner in dieser Zeit verstärkt georgische Dichter, zog sich also gewissermaßen in die Poesie zurück. Als Resultat dieser Arbeit veröffentlichte er nach dem Krieg neben Artikeln über die Literatur und die Dichter Georgiens den von ihm übersetzten Sammelband »Neue Georgische Dichter« (Bleichsteiner 1946c).

Als dienstältester und politisch unbelasteter Beamter wurde Bleichsteiner nach dem Zusammenbruch des Dritten Reiches vorläufig mit der Leitung des Wiener Museums für Völkerkunde betraut. Diese Stellung behielt er bis Ende 1953, als er von der Leitung des Museums entbunden wurde. Von 1947 bis zu seinem Tod 1954 wirkte Bleichsteiner außerdem als außerordentlicher Professor für zentralasiatische Sprachen und Völker an der Universität Wien.

Im Nachkriegsösterreich galt Bleichsteiner allgemein als Kommunist. Zwar war er nicht Mitglied der Kommunistischen Partei Österreichs (KPÖ), jedoch gehörte er zu den Gründungsmitgliedern der »Gesellschaft zur Pflege der kulturellen und wirtschaftlichen Beziehungen zur Sowjetunion«, kurz Österreichisch-Sowjetische Gesellschaft genannt. Diese Gesellschaft machte es sich zur Aufgabe, das Verhältnis Österreichs zur Sowjetunion zu verbessern, indem sie über die »tatsächlichen«, von den Mitgliedern als positiv wahrgenommenen Verhältnisse in der Sowjetunion berichtete. Das personelle Umfeld bestand aus organisierten Kommunisten und linken Sympathisanten.

Im Rahmen seiner Tätigkeit in der Österreichisch-Sowjetischen Gesellschaft wurde Bleichsteiner 1950 in die Sowjetunion eingeladen. Er nutzte diesen Aufenthalt für einen viertägigen Abstecher nach Georgien. Obwohl er sich jahrzehntelang intensiv mit den Sprachen und Kulturen des Kaukasus beschäftigt hatte, kam er über diese vier Tage vor Ort nicht hinaus. Bleichsteiner bemerkte dazu, daß er »seine Abenteuer eben hinter dem Schreibtisch erlebt« habe (in Jettmar 1954:136).

3. Forschungsverlauf

Bereits bevor Bleichsteiner den Auftrag erhielt, »die günstige Gelegenheit, daß sich infolge der Kriegsverhältnisse Angehörige ... kaukasischer Stämme in Österreich befinden, auszunützen« (Grohmann 1917:77), hatten sich einige wissenschaftliche Kommissionen mit kaukasischen Kriegsgefangenen in österreichischen Lagern beschäftigt. Zu nennen ist hier in erster Linie die anthropologische Kommission unter Rudolf Pöch, der zu den führenden Mitgliedern des FIOO gehörte. Es ist zu vermu-

ten, daß Pöch das Anliegen, eingehende Studien an den kaukasischen Kriegsgefangenen in Eger anzustellen, gegenüber dem FIOO entschieden vertreten hat. Womöglich wirkte er somit ausschlaggebend für die Forschungsergebnisse.

Pöch äußerte sich in einem seiner Forschungsberichte ausführlich über Studien an den im Kriegsgefangenenlager Eger inhaftierten Georgiern (Pöch 1917:79–81). Von diesen wurden genaue Angaben ihrer Herkunft gesammelt; diese Angaben wurden anhand von Karten überprüft, und schließlich wurde ein Katalog der ermittelten Ortschaften mit Verzeichnis ihrer Vertreter angelegt. Auf diesen Katalog konnte Bleichsteiner sicherlich zurückgreifen.

In demselben Bericht zeigte sich Pöch geradezu begeistert von einem »intelligenten deutsch sprechenden Georgier«, der ihm bei seinen Arbeiten sehr geholfen habe (Pöch 1917:79). Dieser als Vertreter von Singers Nähmaschinen weitgereiste Georgier (Levansi Mamalaze) wird später auch zum wichtigsten »Informanten« Bleichsteiners.

Noch eine andere Forschung leistete den »Kaukasischen Forschungen« Vorschub: Der Sprachwissenschaftler von Kraelitz besuchte im August 1916 das Kriegsgefangenenlager Sigmundsberg. Dort waren u. a. tatarische Kriegsgefangene interniert, was das Interesse von Kraelitz' erweckte, der auch für die Zensur der Korrespondenz tatarischer Kriegsgefangener zuständig war (vgl. Kraelitz 1917).

Am 27. 9. 1916 stellte von Kraelitz auf einer Sitzung des FIOO seine im Kriegsgefangenenlager angestellten Forschungen über tatarische Dialekte vor. Laut Aussage des damaligen Institutsleiters Grohmann gab dieser Vortrag den Anstoß dafür, einen eigenen Wissenschaftler zu Studienzwecken in ein Kriegsgefangenenlager zu entsenden (Grohmann 1917:77).

Im Herbst 1916 faßte das FIOO den Beschluß, Bleichsteiner zu sprachwissenschaftlichen und völkerkundlichen Studien in das Kriegsgefangenenlager Eger zu entsenden. Daneben sollte er auch Informationen über die wirtschaftlichen und geographischen Verhältnisse in der Heimat der Kriegsgefangenen (besonders der Osseten und Georgier) einholen. Daß neben dem wissenschaftlichen auch ein wirtschaftliches und politisch-strategisches Interesse an den anzustellenden Forschungen bestand, erklärt sich dadurch, daß im FIOO neben Wissenschaftlern auch Mitglieder aus z. T. hohen Regierungskreisen sowie einflußreiche Institutionen vertreten waren (viele Banken, aber auch eine Aktiengesellschaft der Mineralölindustrie und die Siemens-Werke). Es gehörte zu den vorrangigen Zielsetzungen des Institutes, die Interessen von Wissenschaft, Wirtschaft und Politik miteinander zu verbinden.

Das FIOO übernahm die Finanzierung der Forschungen Bleichsteiners und sorgte nach deren Beendigung für die Veröffentlichung der Ergebnisse.

Bleichsteiner hatte zunächst Schwierigkeiten, von der Zensurabteilung für Kriegsgefangenenkorrespondenz, bei der er zu dieser Zeit beschäftigt war, einen zweimonatigen Urlaub zu bekommen. Er nutzte die Zeit bis Forschungsbeginn, um sich mit den Grundlagen der georgischen Sprache vertraut zu machen.

Am 15. Mai 1917 reiste Bleichsteiner nach Eger. Nach eigenen Worten fand er dort ungünstige Arbeitsbedingungen vor, da der Großteil der Gefangenen zu Arbeitsdiensten eingeteilt war und somit für wissenschaftliche Studien nicht oder nur sehr eingeschränkt zur Verfügung stand. Darüber hinaus bemängelte Bleichsteiner das Intelligenzniveau seiner »Informanten«: Mit den Osseten sei rein gar nichts anzufangen, da sie »unintelligent« und »dem Ideenkreis des ossetischen Volkes bereits ganz

entwachsen« seien (Bleichsteiner 1917:85). Ebenfalls würden sie ihre Muttersprache nicht mehr richtig beherrschen. Ohne Angabe von Gründen bezeichnete Bleichsteiner den einzigen im Lager Eger befindlichen Swanen als »für meine Zwecke unbrauchbar« (Bleichsteiner 1919:X).

Andere »Informanten« zeigten sich nicht besonders kooperativ. So erwies sich der georgische Fürst Vaxvaxišvili »trotz seiner Intelligenz und Bildungsstufe meinen Arbeiten gegenüber als zurückhaltend, ja unzugänglich« (Bleichsteiner 1917:83). Dennoch gelang es, auch von ihm Texte zu sammeln.

Sehr engagiert zeigte sich der bereits erwähnte Levarsi Mamalaze bei den Forschungen. Bleichsteiner bezeichnete ihn als »großen Kenner der Volksüberlieferung«, der stets bereit war, sein Wissen mitzuteilen (Bleichsteiner 1919:X-XI). Darüber hinaus vermittelte Mamalaze Kontakte zu anderen Gefangenen und gewann sie für die Forschungen. Hilfreich bei der Konversation waren Mamalazes Kenntnisse der deutschen Sprache. Bleichsteiner schätzte Mamalaze als zuverlässigen Gewährsmann ein. Er habe Verständnis für die Studien gehabt und auch an den schriftlichen Textfixierungen mitgearbeitet (Bleichsteiner 1919:XI).

Die anderen Gefangenen, die mit Bleichsteiner kooperierten, bezeichnete er als »durchwegs intelligente Leute« mit »gutem Willen« und »Verständnis für meine Forschungen« (Bleichsteiner 1919:X). Es waren dies neben Mamalaze und Vaxvaxišvili fünf Georgier verschiedener Mundarten und der Mingrelier Samson Kvaracxelia.

Da die Volkslieder durch einen anderen Wissenschaftler bereits weitgehend aufgezeichnet waren, konzentrierte sich Bleichsteiner auf Sprichwörter, Rätsel, Sagen, Märchen und »Stücke aus dem Aberglauben des Volkes« (Bleichsteiner 1919:XI). Als Ausnahmen erfaßte er zwei noch nicht dokumentierte Volkslieder und ein anlässlich der Eroberung von Czernowitz (heute Tschernowzy, Ukraine) durch russische Truppen im Jahre 1914 selbstgedichtetes Kriegslied eines imerischen Kriegsgefangenen.

Hatte Bleichsteiner einen ihm vorgetragenen Text aufgezeichnet, ließ er sich den Sinn jedes einzelnen Wortes erklären und schrieb diese Erklärungen auf. Dabei war das Russische die Mittelsprache. Diese erste wortgenaue Textübersetzung kontrollierte er in den meisten Fällen noch einmal, wenn möglich mit einem anderen Gefangenen. Auf diese Weise gelang es ihm nach seinen eigenen Worten, Fehler weitgehend auszumerzen und unvollständig wiedergegebene Fassungen zu vervollständigen und zu verbessern (Bleichsteiner 1919:XII).

Seine linguistischen Studien bestanden in einer Wörtersammlung der georgischen und mingrelischen Sprache, wobei er sich auf die Hauptwörter (Substantive) und Eigenschaftswörter (Adjektive) konzentrierte, da er die Zeitwörter (Verben) in den Anmerkungen zu den gesammelten Texten behandeln wollte. Ebenfalls beschäftigte Bleichsteiner sich mit der georgischen Grammatik sowie dem gurischen, kachiscen, imerischen und pschawischen Dialekt der georgischen Sprache.

Nach seiner Rückkehr nach Wien stellte Bleichsteiner bei der Bearbeitung des gesammelten Stoffes Lücken fest und bemerkte, daß einige Angaben zweifelhaft oder unklar waren. Aus diesem Grund fuhr er Ende Oktober 1917 ein weiteres Mal nach Eger. Leider schreibt er nicht, wie lange der zweite Aufenthalt währte.

Bei diesem Aufenthalt wurden die gesamten Texte ein weiteres Mal mit den Informanten durchgegangen und einige weitere Texte erfaßt. Bleichsteiner vertiefte seine

Studien der mingrelischen Sprache und arbeitete mit Kvaraxelia eine Sammlung mingrelischer Märchen in Originalsprache und russischer Übersetzung durch.

4. Forschungsergebnisse

Um Erkundigungen über die wirtschaftliche Situation in der Heimat der befragten Transkaukasier einzuholen, standen Bleichsteiner nach eigenem Bekunden zu wenig Informanten zur Verfügung. Die Aussagen einzelner hätten nicht mit denen anderer kriegsgefangener Kaukasier verglichen und auf diese Weise überprüft werden können. Ein brauchbarer Gesamteindruck der Wirtschaft sei so nicht zu erhalten (Bleichsteiner 1917:82). Mit dieser Bemerkung tut Bleichsteiner einen Teil des Forschungsauftrages kurz ab, für den er sich sowieso nicht sonderlich interessiert haben dürfte. Er begründet auf diese Weise, daß er sich vollständig den sprachwissenschaftlichen und völkerkundlichen Studien zugewandt hat.

In seinem Buch »Kaukasische Forschungen – Georgische und Mingrelische Texte« (Bleichsteiner 1919) präsentierte Bleichsteiner die von ihm in Eger gesammelten oder redigierten Texte. Die georgischen Texte bestehen aus 129 Sprichwörtern, 38 Rätseln, 12 Reimen und Aussprachescherzen, 3 Anekdoten, 7 Erzählungen aus dem Volksglauben, 7 Sagen, 7 Märchen und 3 Liedern. Alle diese Texte stammen von georgischen Informanten.

An mingrelischen Texten finden sich: 103 Sprichwörter, 9 Rätsel, 14 Märchen und 16 Lieder. Diese Texte stammen überwiegend aus einer in Tbilisi veröffentlichten Quelle, die mingrelische Erzählungen in der Originalsprache sowie russischer Übersetzung enthält. Bleichsteiner ging die betreffenden Texte mit seinem mingrelischen »Gewährsmann« Kvaraxelia durch und modifizierte daraufhin sowohl die mingrelische als auch die russische Textfassung. Der kleinere Teil der Texte wie etwa drei Sprichwörter stammte von Kvaraxelia.

Die Texte werden in phonetischer Umschrift und deutscher Übersetzung angeführt. Bei der deutschen Übersetzung achtete Bleichsteiner sehr darauf, daß sie möglichst wortgetreu dem Original folgt und sich in der Wortstellung so weit wie möglich an dieses anlehnt. So entstehe ein »getreues Bild der vulgären Sprache« (Bleichsteiner 1919:XIV).

Die Textsammlung wird durch sprachliche und sprachwissenschaftliche Anmerkungen sowie eine umfangreiche Einführung ergänzt. In der Einführung wird der Erzählstoff in die »volkstümliche Überlieferung der Kartwelier« (Bleichsteiner 1919:XV) eingeordnet und durch Varianten und Parallelen ergänzt. Dazu führt Bleichsteiner z. T. Parallelstellen aus Überlieferungen der kaukasischen, tatarischen, kosakischen, europäischen, jüdischen und indoeuropäischen Kultur an. Die Bandbreite reicht dabei von Dantes »Göttlicher Komödie« und Schillers »Wallenstein« über die isländische Hawamal bis zur »hohe(n) Ethik der mazdaistischen Lichtreligion« (Bleichsteiner 1919:XXXI).

Die Methode des Vergleiches von Erzählungen einer Ethnie mit anderen Volksüberlieferungen war zur Zeit der »Kaukasischen Forschungen« in der Wissenschaft üblich. Aus heutiger Sicht muß sich jedoch insbesondere Bleichsteiners Vorgehen dem Vorwurf der Beliebigkeit aussetzen. Sicherlich kennt kein Wissenschaftler den Gesamtbestand aller Volksüberlieferungen. Zum Vergleich herangezogen werden

kann also nur, womit der jeweilige Wissenschaftler sich beschäftigt hat. Dadurch können möglicherweise wesentliche Verbindungen nicht gesehen oder aber Verbindungen aufgezeigt werden, die nicht weiter aussagekräftig sind, von dem Wissenschaftler aber hergestellt werden, weil sie ein Gebiet seines Interesses und seiner Kenntnis berühren.

Im Fall von Bleichsteiner will ich den Vorwurf der Beliebigkeit durch folgendes Beispiel verdeutlichen: An der Universität beschäftigte er sich mit »Dantes Leben und Schriften«. Wenn er nun in der Einleitung Parallelstellen aus der »Göttlichen Komödie« anführt, so hat das in erster Linie damit zu tun, daß Bleichsteiner dieser Stoff vertraut war. Ähnliche Beispiele lassen sich für andere Vergleiche anführen.

Interessant ist auch, welchen Nutzen sich das Forschungsinstitut für Osten und Orient von der Veröffentlichung von Bleichsteiners Forschungen versprach. So hieß es: »Das Buch dient also auch dem Zwecke, uns Georgien sprachlich zu erschließen, dessen reiche Schätze an Erzen, Holze, Getreide und Weine für unseren Bedarf an Lebensmitteln und Rohstoffen gar sehr in Betracht kommen« (Schultz 1919:47). Zudem solle das Buch dabei helfen, sich in die Denkweise der Kaukasier einzufinden, was ebenfalls dem Handel zugute komme. Gerade in mündlichen Überlieferungen, wie Bleichsteiner sie aufgenommen habe, drücke sich diese Denkweise am klarsten aus (Schultz 1919:47). Es darf jedoch bezweifelt werden, daß Bleichsteiners sprachwissenschaftliche Dokumentation der georgischen und mingrelischen Sprache samt seinen linguistischen Ausführungen wirklich für einen Geschäftsmann mit praktischer Intention brauchbar waren.

5. *Schlußbetrachtung*

Die wissenschaftsgeschichtliche Aufarbeitung der »Kaukasischen Forschungen« und der anderen Studien, die während des Ersten Weltkrieges mit Kriegsgefangenen angestellt wurden, steht erst am Anfang. Zu fragen wäre insbesondere danach, ob die deutschen und österreichischen Forschungen koordiniert verliefen und ob man gemeinsame (wissenschaftliche, politische, wirtschaftliche...) Interessen verfolgte. Ebenfalls unbeachtet blieb bisher die Frage, wie aus Sicht der heutigen Wissenschaft mit den Forschungsergebnissen umzugehen ist. Meine Position ist folgende: Wenn man sich mit den Forschungen beschäftigt, dürfen deren Ergebnisse – also das Wissen bzw. Können der Kriegsgefangenen oder ihre Körpermaße – nicht angeführt werden, ohne den Kontext der Forschungen zu berücksichtigen. Das gilt sowohl für die Wissenschaft als auch für die populäre Nutzung. So sind z. B. die Ergebnisse der »Kaukasischen Forschungen« keine Daten, die abstrakt der Ethnologie oder Sprachwissenschaft zugeführt werden können. Sie eignen sich auch nicht für die kommerzielle Verwertung, wie das mit dem Buch »Hufschläge am Himmel« (Bleichsteiner 1990) geschah.

LITERATUR

Bleichsteiner, R. 1917. Bericht über meinen Aufenthalt im k. u. k. Kriegsgefangenenlager Eger (15. Mai bis 25. Juni 1917) (in: Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient, Bd. 1, Wien, S. 81–86).

- Bleichsteiner, R. 1919. *Kaukasische Forschungen, Erster Teil: Georgische und Mingrelische Texte*, Wien.
- Bleichsteiner, R. 1946. *Neue Georgische Dichter*, Wien.
- Bleichsteiner, R. 1990. *Hufschläge am Himmel*, Regensburg.
- Grohmann, A. 1917. Jahresbericht über die Tätigkeit des Institutes vom März 1916 bis Juni 1917 (in: *Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient*, Bd. 1, Wien, S. 74–79).
- Höpp, G. 1994. *Arabische und Islamische Periodika in Berlin und Brandenburg 1915–1945 – Geschichtlicher Abriß und Bibliographie*, Berlin.
- Höpp, G. 1996. Die Privilegien der Verlierer – Über Status und Schicksal muslimischer Kriegsgefangener und Deserteure in Deutschland während des Ersten Weltkrieges und in der Zwischenkriegszeit (in: Höpp, G. (Hg.): *Fremde Erfahrungen – Asiaten und Afrikaner in Deutschland, Österreich und der Schweiz bis 1945*, Berlin, S. 185–210).
- Höpp, G. 1997. *Muslime in der Mark – Als Kriegsgefangene und Internierte in Wündorf und Zossen, 1914–1924*, Berlin.
- Jettmar, K. 1954. Nachruf auf Robert Bleichsteiner (in: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft Wien*, Bd. 123, Wien, S. 136–137).
- Kahleiss, M. 1996. *Muslime in Brandenburg – Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg* (in: *Info-Blatt der Gesellschaft für Ethnographie*, Nr. 11/12, Berlin).
- Kahleiss, M. 1997. *Halbmond über der Mark – Muslimische Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg*, Potsdam.
- Kahleiss, M. 1998. *Muslime in Brandenburg, Kriegsgefangene im Ersten Weltkrieg – Ansichten und Absichten*, Berlin.
- Kraelitz, F. von. 1917. Besuch des k. u. k. Kriegsgefangenenlagers in Sigmundsborg (in: *Berichte des Forschungsinstituts für Osten und Orient*, Bd. 1, Wien, S. 29–39).
- Pösch, R. 1917. 3. Bericht über die von der Wiener Anthropologischen Gesellschaft in den k. u. k. Kriegsgefangenenlagern veranlaßten Studien (in: *Mitteilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien*, Bd. 47, Wien, S. 77–100).
- Schulitz, W. (Hg.) 1919. *Das Forschungsinstitut für Osten und Orient*, Wien.
- Virchow, H. 1916. Stand der Rudolf Virchow-Stiftung für das Jahr 1916 (in: *Zeitschrift für Ethnologie*, S. 388–392).
- Ziegler, S. 1995. Frühe Aufnahmen traditioneller Musik aus dem Kaukasus im ehemaligen Berliner Phonogrammarchiv (in: Niemöller/Pätzold/Kyo-Chul (Hg.): *Lux Oriente – Begegnungen der Kulturen in der Musikforschung*, Festschrift Robert Günther zum 65. Geburtstag, Kassel).
- Ziegler, S. 1998. Erich M. von Hornbostel und das Berliner Phonogramm-Archiv (in: Klotz, S. (Hg.): *Vom tönenden Wirbel menschlichen Tuns – Erich M. Hornbostel als Gestaltpsychologe, Archivar und Musikwissenschaftler*, Milow, S. 146–168).

Ioseb Kviciani

„Volksdiplomatie“ – zur Geschichte traditioneller Konfliktschlichtung in Georgien

Für das Bestehen und die Entwicklung einer großen oder kleinen Volksgruppe ist eine bestimmte geographische Umgebung notwendig, wo sich die wirtschaftliche, materielle, soziale und geistige Kultur des Volkes herausbilden und entwickeln kann. Eines der Institute der sozialen Kultur in der Familie, in der Sippe, im Dorf sind die Beziehungen zu den Nachbarn im Land und außerhalb des Landes, die man heute als Volksdiplomatie bezeichnet.

Jede Familie, jede Sippe, jedes Dorf oder Land war bestrebt, gute Beziehungen sowohl innerhalb des Landes als auch nach außen herzustellen, wofür man die Tradition gewordenen Formen der künstlichen Verwandtschaft wählte wie Brüderschaft (zmad moqideba, zmobiloba), Schwesternschaft (dad moqideba), Erziehung an Vaterstelle (mamzuzoba), das Institut von Erzieherin und Zögling (ded moqideba), das Kerzoba, seit der Christianisierung das Institut der Patenschaft und viele andere Volksinstitute.

Alle obigen Sitten und Bräuche waren darauf gerichtet, neben der Erfüllung anderer Funktionen gute, bis zur Verwandtschaft reichende Beziehungen herzustellen. Auf keiner Entwicklungsstufe der Gesellschaft ist es vorstellbar, ohne Beziehungen zu den Nachbarn das Niveau der sozialen, ökonomischen oder geistigen Kultur zu entwickeln. Der Herstellung solcher Beziehungen dienten die Formen der künstlichen Verwandtschaft, die wir oben anführten.

Eine hochinteressante Form der künstlichen Verwandtschaft ist in Rača unter dem Namen »kerzo qaci«, in Mingrelien als »kerz mozgire« und in Swanetien als »kerzmare« bekannt. In all diesen Fällen wurde damit der Brauch der fremden Erziehung, das Verhältnis von Erzieher und Zögling zwischen Račern und Balkaren, Swanen und Karatschaiern oder Balkaren, Mingreliern und Abchasen oder anderen Kartweliern bezeichnet.

Dieses Institut wurde vor allem in den Nachbarschaftsbeziehungen angewandt, wenn es nötig war, Blutsfeinde zu versöhnen, Handelsbeziehungen zu regeln, Botschafter oder Reisende zu geleiten, sie zu den Nachbarvölkern zu führen u. a.

Ein Führer aus Rača, Swanetien oder Mingrelien bot den Reisenden, Händlern oder anderen Personen die beste Garantie für gefahrloses, friedliches Reisen. Dafür bürgte jener »kerzi«, den die Einheimischen im benachbarten Kaukasien vermuteten. Diesen »kerzi« zuliebe, um dieses »kerzi« willen konnte es niemand wagen, dem Reisenden etwas anzutun. Wenn zwischen den Stämmen etwas zu schlichten war, traten von der einen wie von der anderen Seite solche »kerzi« in Erscheinung, mehr

noch, der »*ķerzi*« war verpflichtet, für seinen »*ķerzi*« Blutrache zu nehmen, und, was die Hauptsache war, zwischen ihnen bestand ein Heiratsverbot.¹

Die Beziehungen begannen stets durch Botschafter, durch Vermittler. Interessantes Material über diese Sitte findet sich sowohl in swanischen Schriftdenkmälern als auch in der Volksüberlieferung. Einige Termini sind in Swanetien bis zum heutigen Tag erhalten geblieben. Bisweilen wird einfach nur der »*mare*« (Mann) genannt: »Ein Mann wurde hingeschickt«, wenn es um das Freien eines Mädchens, um eine Versöhnung oder um ein Handelsgeschäft ging. In diesem Fall wurde auch der Terminus »*meckwil*« verwendet, vom georgischen »*mocikuli*« (Abgesandter, Vermittler, Bote). An anderer Stelle wird er als »*mezela*« (Herumgehender, in der Mitte Herumgehender) bezeichnet, im allgemeinen aber heißt er »*morew mare*«, Plural: »*morwar*«.

Sie alle haben die Funktion, eine bestehende Lage zu klären und die Seiten zu versöhnen. In georgischen Schriftdenkmälern werden sie als »*čenilebi*« bezeichnet.²

In einem Dokument sind »*qevt čenilebi*« erwähnt: »*ševiqarenit qevt čenilebi*« »Wir riefen die *čenilebi* der Täler zusammen«. Im Swanischen ist das Wort »*lytiš*« bezeugt, das einen auserwählten, namhaften Mann bezeichnet. Das Wort »*čenili*« ist weder bei Sulxan-Saba Orbeliani noch in der Georgischen Sowjetenzyklopädie aufgeführt. Im Georgischen Erklärenden Wörterbuch ist das Wort »*čenili*« als »namhaft, berühmt« erklärt.³

Sowohl im Swanischen als auch im Georgischen besitzt dieses Wort dieselbe Bedeutung: »auserwählt, namhaft«. In Swanetien genügt es, zur Charakterisierung eines guten Mannes zu sagen: »*morew mare*« oder »*lytiš mare*«, das bedeutet einen erlesenen, klugen Mann, den man als Vermittler aussenden kann und dem alle Achtung entgegenbringen.

Häufig treten in swanischen Schriftdenkmälern die Termini »*mourauni*« oder einfach »*ķacni*« auf. Ihnen obliegt es, die Außenangelegenheiten des Tales oder des Landes zu regeln: *amisni mourauni da močameni arian* »Dafür sind die *mourauni* und *močameni* zuständig.«⁴ In diesem Fall muß »*mourauni*« dasselbe bedeuten wie »*morwar*«. Ein Dokument dieser Art ist das im 12. Jh. abgefaßte Schriftstück »Über die Einheit der sechs Gemeinden des *Lelžgerag*« (d. h. des hl. Georg), wo folgende sechs »*ķacni*« unterschreiben: *Žaparize, Pīratel* und *Mamisai, Gošgoteliani Aznag, Xrtagiani Pačara, Maregiani Nago*, der Dekanos von *Seč Ivane*. Darin heißt es: *me giorgisa damičeria, močamec var* »Ich, Giorgi, habe das geschrieben, ich bin auch Zeuge.«⁵ In diesem Dokument werden auch die *marol-morew* »Männer« erwähnt.

In einem anderen Schriftstück wird der Terminus »*ķactagan močameni*« verwendet.⁶ In einem Schreiben aus dem 14. Jahrhundert, das an die Leute von *Seč*

¹ Rexviašvili, S.: *Kartvel da črdilo kavkasiel mtielta savačro urtiertobebis ištōriidan, ķerzōoba*, Tbilisi 1980, S. 115.

² *Svanetis čerilobiti zglebi*, I, Tbilisi 1986, S. 113.

³ *Kartuli enis ganmarčebiti leksikoni*, Bd. VIII, Tbilisi 1964, Sp. 490.

⁴ *Svanetis čerilobiti zglebi*, I, S. 113–114.

⁵ A. a. O., S. 115.

⁶ A. a. O., S. 161.

und Lenžer gerichtet ist, treten die »mourauni« Burzi Braviani, Vamiq Braviani, Ivane Biblvani, Melome Pačara Xrtagiani und Gavašel-Pilpani in Erscheinung.⁷

Interessante Termini sind in einem aus dem 14. Jh. stammenden Schreiben der Amrolianis an Bendian Vaxdangiani und dessen an Kindes statt angenommenen Sohn aus »Sét énfháltén. In dem Text heißt es: »Mit der Fürsprache und Vermittlung des Christus Heiland von Kartwan haben wir, Xobenži und Ivane und Ebudel von den Amrolianis und unsere Söhne Mikael und Aboya und all unsere Nachkommen, euch, Bendian Vaxdangiani und deinem Adoptivsohn Ivane aus Set und Mikael und euren Söhnen und Nachkommen dieses Dokument unseres festen und unerschütterlichen, unantastbaren und endgültigen Entschlusses geschrieben und gegeben zu einer Zeit, da Vaxdangiani kein männlicher Nachkomme geblieben war. Dann hat dir Bendian aus Set geholfen. Wir Amrolianis waren Söhne seines Hauses. Du aus Set warst dort wohnhaft. Es hat dir zugestanden, Sohn jenes Hauses zu sein, und wir haben dich um Recht und Ordnung jenes Hauses gebeten. Darüber wurden wir unzufrieden. Dann sammelten wir gerechte und glaubhafte mowrawni. Was jene gerechten Männer mir beschlossen, hast du mir gegeben, und ich habe es genommen, und wir sind befriedigt. Nichts ist dir geblieben, was uns, den Amrolianis, strittig und unbeglichen wäre, weder Großes, noch Kleines, noch das Mindeste vom Tür- und Fensterschließen, und es ist nichts mehr zu vermitteln. Das haben wir mit diesem Schriftstück beschlossen. Dessen Beiwohner und močame sind Ivane Čraniani, Žavar Amroliani, Žariman Žašiani. Ich, Giorgi, habe das geschrieben und bin auch Zege.«⁸

In diesem Dokument ist, wahrscheinlich um es glaubhafter und überzeugender zu gestalten, hervorgehoben, daß man »gerechte, glaubhafte mowrawni« sammelte. Hier ist anstelle von »mourauni« bereits die dem Swanischen angenäherte Form »mowrawni« erwähnt (swan. morew (Sg.) – morwar (Pl.) »Vermittler, Schlichter, Mittelsmann«).

In swanischen Schriftdokumenten begegnen häufig die Termini »šumavalni«, »damxdomni«, »mouravni«, »movravni«, »martalni sažeroni movravni« und »kacni«, und wenn die Angelegenheit die Grenzen des Tales überschreitet, wird bereits der Terminus »xevt čenilebi« oder »sruliad svant čenilebi« gebraucht. In diesem Fall ist das im Jahre 1503 verfaßte Buch »Entscheidung des Königs Aleksandre über die Zahlung eines Blutgeldes durch die Swanen an die Žaparizes« von Interesse. Dieses sogenannte Buch ist ein hervorragender Beweis der Volksdiplomatie, an der die »sruliad svant čenilebi« beteiligt sind, die sich nach einer Beratung nach Ecer begeben und Dadiškeliani und Ručegiani bitten, bei Mamia Dadiani zu vermitteln, damit der seinerseits beim König von Imeretien vermitteln soll. Mamia Dadiani entsandte den Čqondideli zum König, damit der König selbst die Žaparizes von Rača zur Einwilligung bewegen sollte, von den Swanen abzulassen. Eine bessere Kette der Diplomatie dürfte wohl selten sein. Um unsere Überlegung noch anschaulicher zu machen, führen wir eine Stelle aus dem Schriftstück an, aus der hervorgeht, daß die Swanen aus Bedrängnis durch die Žaparizes nichts durch Krieg erreichen konnten und deshalb die Volksdiplomatie angewandt wurde: »Dann versammelten wir uns, die sruliad svant čenilebi, und hielten Rat. Wir zogen nach Ecer, baten Ručegiani und

⁷ A. a. O., S. 162.

⁸ A. a. O., S. 191.

Dadişkeliani und sandten sie zu Dadiani. Wir flehten ihn an, daß er beim Herrn, dem König der Könige Aleksandre, vorstellig werden sollte. Gott verleihe dem Herrn Dadiani Erfolg. Er sandte den Čqondideli zu ihm, und der sollte den König Aleksandre bitten, dem Herrn Dadiani zu verzeihen, und der König der Könige Aleksandre sagte: »Ich habe in Rača keinen Fürsten, der Žaparize gleichkommt. Wenn sie Žaparize Blutgeld zahlen, werde ich die Swanen ziehen lassen und auch die Žaparizes dazu bewegen, von ihnen abzulassen. Wenn nicht, werde ich nicht von dieser Sache lassen. Sie haben die unschuldigen Žaparizes umgebracht, die sind sehr starke Männer, und ich werde alle Leute aus Rača und Lečxumi verlieren. Und wenn sie die Sache mit den Žaparizes beenden, bring sie an den Hof, und wie es am besten und ihnen gemäß ist, sollen sie auch mit Žaparize zu einer Lösung kommen, und wir wollen uns mit ihnen versöhnen.« Darüber verging die Zeit, und wir, die sruiliad svant čenilebi, gingen zu Dadiani. Dadiani kam selbst mit uns mit, und wir zogen nach Geguti. Die Sache wurde beraten, die Žaparizes verlangten von uns das Sanaxšire. Da setzten sich der König der Könige selbst, der Herr Aleksandre, und der Herr Mamia Dadiani, Zwiad Palavandišvili, Lomkaci Čilaze, der Eristavi Kaxaberi, Ramin Amirežibi und Palavandi Palavandišvili. Sie führten eine Befragung durch und ließen die Žaparizes das Dokument bringen. Ein sehr hoher Blutpreis und hohes Sanaxšire waren festgeschrieben. Wir drückten das Siegel der Swanen auf, und sie zahlten.«⁹

Die Geschichte der Diplomatie ist aus irgendeinem Grund mit dem Bestehen des Staates verknüpft, und deshalb betrachten auch einige Wissenschaftler sie als Institut, das aus zwischenstaatlichen Beziehungen erwachsen ist.¹⁰ So ist sie auch in der Georgischen Sowjetenzyklopädie erklärt: »Die Diplomatie entstand mit dem Staat, ihre Zielsetzung und Methoden entsprechen dem Wesen des Staates und dem politischen Regime.«¹¹ Wir denken, daß die Diplomatie entstand, als sich die Gesellschaft bildete, von ihrer ersten Organisationsform bis hin zum Staat, wenn sich kleine und größere Vereinigungen dieser oder jener Art herausbildeten, die eine feste Einheit darstellten. Die Ethnologie kennt zahlreiche Beispiele für Volksdiplomatie bei den Völkern der Welt: Sitten im Zusammenhang mit dem Überschreiten der Stammesgrenzen, die Überlassung von Jagdgründen (durch Verhandlungen), die Wegfreigabe, Institute für den Umgang miteinander, Formen der künstlichen Verwandtschaft bis hin zu dem oben beschriebenen Fall, in den neben den Beauftragten der Swanen auch swanische Feudalherren, der Fürst von Mingrelion, der Čqondideli und der imerische König Aleksandre (1479–1510) einbezogen waren.

⁹ A. a. O., S. 190.

¹⁰ Svanetis čerilobiti zeglebi, II, Tbilisi 1987, S. 25.

¹¹ Kartuli sabčota enciklopedia, Bd. III, Tbilisi 1977.

Tamaz Gamqrelize

Die Gruppierung der Konsonanten im Georgischen: Zum Status der Phoneme *q* und *q̣* im Georgischen und in den kaukasischen Sprachen

In seinem unter dem gleichen Titel veröffentlichten Aufsatz, der eine Antwort auf den Artikel von E. Polivanovi über die georgischen Konsonanten¹ ist, gibt G. Axvlediani folgende Klassifikation der georgischen konsonantischen Phoneme²:

I. Triaden: *p, b, p̣; t, d, ṭ; c, z, c̣; č, ž, č̣; k, g, ḳ; q, -, q̣*³

II. Paare: (*f*), *v*; *s, z; š, ž; x, γ*

III. Einzelphoneme: *m, n, r, l, w, j, h*

Unter Ausschluß der III. Gruppe:

a. nach der Artikulationsart:

1. Explosiva:

abruptiv: *p, t, c, č, k, q*

stimmhaft: *b, d, z, ž, g, -*

stimmlos aspiriert: *p̣, ṭ, c̣, č̣, ḳ, q̣*

2. Spiranten:

stimmhaft: *v, z - ž, γ*

stimmlos: (*f*), *s - š, x*

3. Affrikaten:

S-Laute: *c, z, c*

Š-Laute: *č, ž, č̣*

b. nach der Artikulationsstelle:

1. Lippenlaute: *p, b, p̣, -, -, -, (f), v*

2. Vorderzungenlaute: *t, d, ṭ, c, z, c̣, s, z*

3. Alveolarlaute: *-, -, -, č, ž, č̣, š, ẓ̌*

4. Hinterzungenlaute: *k, g, ḳ, -, -, -, x, γ*

5. Pharyngallaute: *q, -, q̣*⁴

¹ Polivanovi, E.: Šenišvnebi kartul tanxmovanta gandasebisatvis (in: Mimomxilveli, I, Tbilisi 1926).

² Axvlediani, G.: Zogadi ponetiķis sapuzvlebi, axali gamocema: »kartvelologiuri biblioteka«, Tbilisi 1999, S. 376–378.

³ Der stimmhafte Vertreter der letzten Triade fehlt im Georgischen.

⁴ E. Polivanovi verwendet den Terminus »tiefe Hinterzungenlaute« (γრმაღუკანაენიანი).

Die hier wiedergegebene Konsonantenklassifikation Giorgi Axvledianis wirft einige Fragen auf. Dies betrifft in erster Linie den Status der Phoneme q und q in der Tabelle unter dem Gesichtspunkt ihrer Artikulationsart und Artikulationsstelle. Hinsichtlich der Artikulationsart sind diese Phoneme hier als Explosiva gewertet.⁵

Doch spätere experimentelle Untersuchungen (A. Čargeišvili, S. Žyenti) ergaben, daß das georg. q und q keine Explosiva wie k und k sind, sondern »spirantoid« Konsonanten. Bei der Beschreibung des »explosiven« Konsonanten q bemerkte A. Čargeišvili: »Die Existenz eines Spalts beweist auch die Möglichkeit, das q mehr oder minder gelängt auszusprechen. Daher ist q kein reiner Explosivlaut.«⁶ Das aber bedeutet doch nur, daß die Phoneme q und q hinsichtlich ihrer Artikulationsart im Konsonantensystem nicht als eigentliche »Verschlußlaute« zu werten sind, sondern als »Reibelaute«, und deshalb in der Klasse der »Spiranten« untergebracht werden müssen.⁷

Zugleich ist anzumerken, daß der abruptive Spirant q und der stimmlose Spirant q der Artikulationsstelle nach nicht als »Pharyngale« zu definieren sind (in der »pharyngalen Zone« selbst ist die Bildung eigentlicher »Explosiva« ausgeschlossen, weil sich hier die Artikulationsorgane nicht zur Bildung eines vollen Verschlusses einander annähern – P. Ladefoged, J. Catford; vgl. die Artikulation des arabischen stimmlosen pharyngalen Spiranten $ħ$ und des arabischen stimmhaften pharyngalen Spiranten $ʕ$), sondern als Spiranten, die in der »velaren Zone« gebildet werden: q kann als velarer abruptiver (glottalisierter) Spirant charakterisiert werden und in der Tabelle neben den stimmhaften velaren Spiranten γ und den stimmlosen (aspirierten) velaren Spiranten x zur Bildung einer Spirantentriade $\gamma \sim x \sim q$ gesetzt werden.

Physiologisch wird der georgische abruptive Spirant q im wesentlichen in derselben »velaren Zone« (am weichen Gaumen) gebildet, wo auch der nichtabruptive (stimmhafte) Spirant γ und der nichtabruptive (stimmlose) Spirant x entstehen, was kinästhetisch deutlich spürbar ist und auch experimentell bestätigt wurde.

Noch weiter hinten liegt die Bildungsstelle des nichtabruptiven (stimmlosen) Spiranten q , der als postvelares (uvulares) spirantisches Phonem charakterisiert werden kann und der der Artikulationsstelle nach einen Platz in der Reihe nach den velaren Spiranten $\gamma \sim x \sim q$ einnimmt. Unter diesem Gesichtspunkt kann er mit dem arabischen »emphatischen« (pharyngalisierten) dorsal-uvularen Konsonanten q verglichen werden, der mehr in der postvelaren Zone gebildet wird als der georgische Spirant q .

Die postvelare Spirantenreihe kann daher an den Punkten des »Stimmhaften« und des »Stimmlosen (Abruptiven)« durch Leerstellen gekennzeichnet werden:

$$\begin{array}{c} \gamma \sim x \sim q \\ - - q - - \end{array}$$

⁵ Die Ansicht vom explosiven Charakter der Laute q und q wird auch von anderen Autoren geteilt (A. Šaniže, H. Vogt u. a.) und ist in der Fachliteratur weit verbreitet.

⁶ Čargeišvili, A.: Kartuli tanxmovnebis »q« da »q« biomekaniķis saķitxisatvis (in: Sakartvelos mecniebrbata akademiis moambe, Bd. VII, Nr. 8, 1946, S. 537–542).

⁷ Selbst G. Axvlediani vermerkt an einer Stelle: »Folglich ist q phonetisch ein Abruptiv, phonologisch – ein Spirant. Dies wird wohl durch die Spirantoidität von q gefördert.« (Axvlediani, G.: op. cit., S. 294). Im wesentlichen denselben Gesichtspunkt formuliert T. Uturgaize, der meint, daß [q] ein abruptiver Spirant sei, s. Uturgaize, T.: Kartuli enis ponematūri srukūra, Tbilisi 1976, S. 43, 67 u. a.

Die Betrachtung der Konsonanten g und q als »abruptiver velarer« und als »stimmloser postvelarer« Spirant ist nicht nur physiologisch-artikulatorisch, sondern auch in funktional-distributiver Hinsicht und im Hinblick auf ihre diachronen Wandlungen gerechtfertigt.

Die Systeme der harmonischen Komplexe bieten die Vereinigung artikulatorischer Explosiva und Affrikaten mit homogenen velaren Explosiva (System A) oder Spiranten (System B):

A			B		
<i>bg</i>	<i>pk</i>	<i>pḳ</i>	<i>by</i>	<i>px</i>	<i>pq</i>
<i>dg</i>	<i>tk</i>	<i>tḳ</i>	<i>dy</i>	<i>tx</i>	<i>tq</i>
<i>ʒg</i>	<i>ck</i>	<i>cḳ</i>	<i>ʒy</i>	<i>cx</i>	<i>cq</i>
<i>ʒ̣g</i>	<i>čk</i>	<i>čḳ</i>	<i>ʒ̣y</i>	<i>čx</i>	<i>čq</i>

In den Termini der funktionalen Phonologie liegt hier eine Neutralisierung der Opposition »stimmhaft« ~ »stimmlos (aspiriert)« ~ »abruptiv« in den Positionen nach stimmhaften, stimmlos aspirierten und abruptiven Verschlusslauten mit der Manifestation entsprechender »Archiphoneme« in den betreffenden Positionen vor.

Unter diesem Blickwinkel wirkt das System B interessant, wo der abruptive Konsonant q funktional die gleiche Rolle spielt wie der stimmhafte Spirant y und der stimmlose Spirant x , d. h. er erfüllt die phonologische Funktion eines abruptiven velaren Spiranten. Dabei übernahm er diese Funktion nicht, nachdem das altgeorgische Phonem q mit dem Spiranten x verschmolz und, wie man annimmt, die postvelare Verschlusslautreihe $- \sim q \sim q$ sich auflöste und der »allein« gebliebene abruptive »Explosiv« sich dem Spirantenpaar $y \sim x$ anschloß, sondern das Phonem q nahm auch funktional (distributiv) von Anfang an seinen Platz in der Reihe der nichtabruptiven velaren Spiranten $y \sim x$ ein, und dies ist schon für das älteste Georgisch und möglicherweise auch für die kartwelische Grundsprache anzunehmen.⁸ Andererseits erweist sich der spirantische Charakter des stimmlosen (aspirierten) postvelaren Phonems q auch durch sein »Verschmelzen« mit dem weiter vorn gebildeten homogenen Spiranten x im späteren Georgisch.

Der postvelare (uvulare) stimmlose (aspirierte) Konsonant q ist artikulatorisch ein »komplizierterer« Laut als das velare x , und sein Zusammenfall mit letzterem erklärt sich mit A. Martinets »Ökonomie« des Lautwandels, denn das Phonem q muß im Georgischen (und vermutlich in der kartwelischen Grundsprache) der einzige Vertreter der postvelaren Spirantenreihe gewesen sein (ohne entsprechende »stimmhafte« und »abruptive« Äquivalente), was vom Gesichtspunkt der allgemeinen Typologie als normale Erscheinung gelten muß (wegen der ausgeprägt starken »Markiertheit« der äußerst hintervelaren stimmhaften und glottalisierten Konsonanten):

$y \sim x \sim q$
 $- \sim q \sim -$

In diesem Zusammenhang ist es erforderlich, auf das distributive Verhalten der spirantischen Phoneme im Georgischen einzugehen und ihre Beteiligung an den Konsonantenkomplexen zu untersuchen.

⁸ Unter diesem Gesichtspunkt ist der Wechsel x/q (schon im Altgeorgischen) in dem Wort *tex-/tq-doma* »zerbrechen« bezeichnend.

V. Topuria stellte fest⁹, daß die Phoneme *q* und *x* im Georgischen in Kombination mit homogenen (stimmlosen) sibilantischen Spiranten und Affrikaten folgende Verteilung aufweisen:

Das Phonem *q* tritt in der Position vor den Phonemen *-s*, *-š* und *-c* auf, d. h. es kommen vor:

- qs-* (*qsna*)
- qc-* (*mqce*)
- qš-* (*qširi*, *qšvaj*).

Das Phonem *x* tritt in der Position nach den Phonemen *s-*, *š-*, *c-* und *č-* auf, d. h. es kommen vor:

- sx-* (*sxva*, *sisxli*)
- cx-* (*cxeba*, *ricxvi*)
- šx-* (*šxami*)
- čx-* (*čxreka*, *čxiri*).

Dieses distributive Verhalten der Phoneme *q* und *x* in bezug auf homogene (stimmlose) Spiranten und Affrikaten zeigt ihre homogene spirantische Natur und unterscheidet sie von den entsprechenden Verschußlauten. Die Opposition zwischen ihnen erzeugt offenbar lediglich die Artikulationsstelle (velares *x* gegenüber postvelarem *q*). Entsprechend wird der Spirant *q* distributiv mit homogenen sibilantischen Spiranten und Affrikaten zur Bildung der akzessiven Komplexe *-qs-*, *-qš-* und *-qc-* verknüpft. Im Unterschied dazu bildet der Spirant *x* mit den entsprechenden homogenen Spiranten und Affrikaten die dezessiven Komplexe *-sx-*, *-šx-*, *-cx-* und *-čx-*. Auch in diesen Komplexen erfolgt ebenso wie in den harmonischen Komplexen der Systeme A und B eine Neutralisation der entsprechenden phonematischen Opposition (in diesem Fall der Phoneme *q* ~ *x*).

Der artikulatorisch komplizierte postvelare Spirant *q* geht im späteren Georgisch in den einfacheren velaren Spiranten *x* über, wodurch im System die phonematische Opposition *q* ~ *x* schwindet und faktisch die gesamte maximal markierte »postvelare« Reihe¹⁰ eliminiert wird.

⁹ Topuria, V.: *q* da *x* sibilant-apriķatebtan mezoblobaši (in: Šromebi, III, Tbilisi 1979, S. 40–52).

¹⁰ Eine vollständige postvelare Spirantenreihe dürfte selbst auf der Ebene der kartwelischen Grundsprache nicht zu rekonstruieren sein. Das Schema der Entsprechungen der velaren Konsonanten (der Verschußlaute ebenso wie der Spiranten) in den historischen Kartwelsprachen gestattet es nicht, durch vergleichende Rekonstruktion als stimmhaftes Korrelat des stimmlosen (aspirierten) kartwelischen Spiranten **q* in der »defekten« postvelaren Spirantenreihe eine unabhängige phonematische Einheit anzusetzen und damit eine »Leerstelle« in dieser Reihe aufzufüllen, obgleich phonetisch die Existenz eines derartigen Lautes allgemein durchaus möglich ist (bezeichnen wir ihn bedingt als γ mit dem diakritischen Zeichen $\bar{\gamma}$, also dem Symbol [ȳ]). Solch ein Laut wurde sogar im Georgischen in der defektiven Aussprache von Kindern, in einigen Fällen auch im lebendigen Sprachgebrauch des Swanischen nachgewiesen (S. Žyenti).

Diese Frage untersuchte G. Axvlediani speziell in seinem Werk »Zogadi ponetiķis sapuzylebi«, S. 310–324 u. a.

In keinem einzigen der beschriebenen Fälle ist dieser Laut als phonematische Einheit der Sprache belegbar, die regelmäßige Oppositionen zu den anderen Phonemen der Sprache bildet. Daher entbehrt seine Rekonstruktion auf der Ebene der kartwelischen Grundsprache als »stimmhaftes« Korrelat des postvelaren stimmlosen (aspirierten) Phonems **q* der phonologischen Grundlage (vgl. Mačavariani, G.: Saerto-kartveluri ḳonsonanturi sistema, Tbilisi 1965).

**m, *n/* beinhaltet mit allen sich daraus ergebenden Folgen für das Vokalsystem und die morphonologische Struktur der kartwelischen Grundsprache.¹³

Die Zuordnung des velaren »glottokklusiven« (glottalisierten) Spiranten /*q*/ und des postvelaren (uvularen) stimmlosen Spiranten /*q*/ zu Spiranten-»Triaden« in den Kartwelsprachen und der kartwelischen Grundsprache gestattet die Annahme, daß eine analoge Klassifikation der Geräuschkonsonanten auch in den Systemen nordkaukasischer Sprachen wie der nordostkaukasischen (nachisch-daghestanischen) und der nordwestkaukasischen (abchasisch-ayghischen) Sprachen vorgenommen werden kann.

Generell scheint die traditionelle Betrachtung der Laute vom Typ [*q*] und [*q*] in den nordkaukasischen Sprachen als Explosiva auf N. Trubetzkoy zurückzugehen, der diese Laute als »Verschlußlaute« ansieht und sie entsprechend mit den Symbolen *q* und *q* für postvelare (uvulare) Explosiva bezeichnet (mit der Verwendung des zusätzlichen diakritischen Punktes zu dem Symbol *q* für den entsprechenden (post)velaren »glottalisierten« Verschlußlaut.¹⁴

Unter dem oben ausgeführten Blickwinkel ist das, was N. Trubetzkoy in den ostkaukasischen Sprachen als Verschlußlaute betrachtete, als Reibelaute zu werten (d. h. als postvelarer/uvularer Spirant /*q*/, der in der internationalen phonetischen Transkription mit dem griechischen χ symbolisiert wird, und als velarer/glottokklusiver/glottalisierter Spirant /*q*/, der in der internationalen phonetischen Transkription mit dem Zusatz des für »Glottokklusivität« gültigen diakritischen Zeichens [?] zu dem lateinischen Symbol *x* für den stimmlosen velaren Spiranten gekennzeichnet wird: *x*[?]) mit allen sich daraus ergebenden Folgen für die Klassifikation der explosiven, affrikatischen und spirantischen Phoneme in den betreffenden Sprachsystemen.¹⁵

¹³ Siehe Gamqrelize T., Mačavariani G.: *Sonanṭa sistema da ablauṭi kartvelur enebṣi, saerto-kartveluri ṣṭrukturis ṭipologia*, Tbilisi 1965.

¹⁴ S., Trubetzkoy, N.: Die Konsonantensysteme der ostkaukasischen Sprachen, in: *Caucasica* 1931, fasc. 8, S. 1–52. Das bei uns verbreitete traditionelle System zur Bezeichnung der Abruptiva (Glottokklusive) mit der Hinzufügung des Punktes zu dem entsprechenden Symbol scheint von N. Trubetzkoy zu stammen. Dieses Transkriptionssystem wurde ebenso wie die Wertung von [*q*] und [*q*] als Verschlußlaute von E. Polivanov für das Georgische eingeführt, was sich faktisch in der späteren georgischen sprachwissenschaftlichen Literatur einbürgerte (s. Polivanov, E. D.: *Klassifikacija gruzinskich soglasnych*, in: *Vestnik Sredneaziatskogo Universiteta*, 1925, Nr. 8). Im modernen internationalen phonetischen Transkriptionssystem geschieht die Bezeichnung der »glottokklusiven«, »glottalisierten« Konsonanten durch die Hinzufügung des diakritischen Zeichens [?] für die »Glottokklusivität« zu dem betreffenden Symbol. Diese Notierung verwenden wir zur Bezeichnung der Abruptiva oder Glottokklusive in unterschiedlichen Sprachsystemen.

¹⁵ Die Unterscheidung einer (post)velaren Spirantentriade (stimmhaft - stimmlos - abruptiv/glottalisiert) in den nordkaukasischen Sprachen kommt der Existenz analoger »Triaden« in der Klasse der sibilantischen Spiranten in der adyghesischen Sprache (vgl. die mittelsibilantischen Spiranten $\xi \sim \xi$ ~ ξ) und in einigen andischen Sprachen gleich, wo neben »nichtabruptiven« sibilantischen Spiranten die glottalisierten sibilantischen Spiranten ξ und ξ vertreten sind (s. Klimov, G. A.: *Einführung in die kaukasische Sprachwissenschaft*, Hamburg 1994, S. 52–53, 143).

Zurab Saržvelaze

Forschungen zur Lexik der Kartwelsprachen

1. Im Text des »Lebens des Iovane und des Eptwime« tritt der Stamm *saçval-* auf: *govelsave igi miscemn vidre saçvladmde da nemsadmde* (78,1) »alles pflegte er ihnen zu geben bis zu und zur Nadel«.

Die genaue Bedeutung dieses Lexems ist nicht bekannt, obwohl es den Anschein hat, daß es etwas mit »Nähen« zu tun hat. In I. Abulazes Wörterbuch ist dieser Beleg zwar angeführt (Abulaze 1973, S. 380), aber nicht erklärt. A. Šanize dachte, »als Stamm ist *çval-* zu erwarten, woraus wir *çvaleba* in der Bedeutung des Teilens haben. *saçvali* wäre in heutiger Sprache *saqopi*, das Teilende, womit etwas geteilt wird, aber was es real bedeutete, ist derzeit unklar. Vielleicht war es ein Faden« (Šanize 1946, S. 138). Anscheinend zweifelte Šanize selbst an der Verknüpfung mit der Wurzel *çval-* »teilen« und zu Recht.

saçvladmde ist eine Form des Adverbials, was als unkontrahierten Stamm *saçval-* annehmen läßt. Seiner Struktur nach ist es denkbar, daß er ein Adverb darstellt (vgl. *sa-gus-al-i*, *sa-varcx-al-i*, *sa-mk-al-i*, *sa-msčw-al-i/sa-mščw-al-i* usw.). Natürlich ist nicht auszuschließen, daß in dem Stamm der Vokal *e* enthalten war (die Struktur läßt auch diese Möglichkeit zu; vgl. *sa-gl-el-i*, *sa-gles-el-i*, *sa-dag-v-el-i*, *sa-dg-m-el-i*, *sa-dg-om-el-i*, *sa-did-eb-el-i* usw.), aber im Altgeorgischen fällt der Vokal *e* äußerst selten aus dem Stamm aus.

Die Wurzel *çv-* ist auch dadurch interessant, daß sie zu jener kleinen Zahl von Ausnahmen zählt, die in der Position nach einem Konsonanten den Sonor *v* aufweisen.

Der Ausdruck »*saçvladmde da nemsadmde*« gibt zu der Überlegung Anlaß, ob *saçval-* nicht irgendein Ding bezeichnen könnte, das mit dem Nähen verknüpft ist (ein Faden, wie A. Šanize dachte, oder Nähmaterial).

Berücksichtigt man die Daten der mingrelischen Sprache, scheint es möglich, ein mingrelisches Äquivalent für den georgischen Stamm *sa-çv-al-* zu finden. Im Mingrelischen ist *č-al-a* »nähen« belegt, *o-č-al-i* »zu nähernd«, *na-č-a* »genäht«, *č-an-s* »er näht«, *do-č-ū* »er nähte« usw. (Čaraia 1997, S. 169; Eliava 1997, S. 374).

Wir meinen, daß nicht auszuschließen ist, die georgische Wurzel *çv-* und die mingrelische Wurzel *č-* (< **čv-*) miteinander verbinden zu können. Falls dies annehmbar erscheint, wäre die Bedeutung des georgischen Stammes *saçval-* geklärt. Er muß die Bedeutung »zu nähend« beinhalten.

2. Von Rosen 1845, S. 429, Čikobava 1938, S. 303, Klimov 1964, S. 121, Klimov 1998, S. 110 und anderen werden als Entsprechungen betrachtet: georg. *loķ-* (*h-loķ-s*, *loķ-a*) »lecken«, mingr. *loķ-/lotķ-* (*loķ-u-a/lotķ-u-a/lotķ-in-i*, *b-loķ-yn-k/b-loķ-yn-k*, *b-loķ-i/b-*

loṭk-i) »lecken«, las. *lok-/lošk-* (*b-lok-um/b-lošk-um*, *b-lok-i/b-lošk-i*, *o-lošk-u*) »lecken«, swan. *lōk-* (*xw-a-lōk-e*, *li-lōk-e*, *ly-lōk-e*) »lecken«.

Die Verknüpfung der lasischen Wurzel *lošk-* und der davon abgeleiteten Formen mit dem übrigen kartwelischen Material erregt gewisse Zweifel. Es ist schwierig zu erklären, warum *lošk-* als expressive Variante von *loṭk-* zu betrachten sein soll.

Es ist nicht auszuschließen, die Möglichkeit einer anderen Erklärung in Erwägung zu ziehen. Im Georgischen gibt es die Form *lošn-a* »lecken« (altgeorg. *guli xetqoda ganzyebad bičisa misgan gardamocwivnebulisa ṭablisagan mis mdidrisa, aramed zaylnica movidodes da xlošnides cqlulsa mas missa*, Luc. 16,21 [Xanmeṭi], »das Herz drängte ihn, sich von den Brocken zu sättigen, die vom Tisch des Reichen gefallen waren, doch auch die Hunde kamen und leckten ihm die Wunde«; *sada lošnides yorni da zaylni sisxlsa nabutessa, mun lošniden yorni da zaylni sisxlsa šensa*, 3. Könige 21,19 [Oški u. a.], »wo die Schweine und Hunde das Blut des Naboth leckten, dort sollen die Schweine und Hunde dein Blut lecken«).

T. Gamqrelize erkannte, daß die aus postalveolaren Sibilanten und velaren Konsonanten bestehenden Komplexe im westkartwelischen Areal vor dem Konsonanten *w* zu Komplexen mit präalveolaren Konsonanten umgeformt werden (Gamqrelize 1959). Er wies darauf hin, daß diesen Prozeß auch der vorausgehende Konsonant *r* bewirken kann (Gamqrelize 1959, S. 76–77). Wir nehmen an, daß diesen Wandel auch der diesem Komplex folgende Konsonant *n* verursachen konnte. Geht man von dieser Hypothese aus, so könnte der georgischen Form *lošn-* das lasische *lošk-* (< **loškn-*) entsprechen. Im Lasischen hätte die Konsonantengruppe *šk* unter dem Einfluß des folgenden *n* die Gruppe *sk* ergeben müssen. Danach schwand das *n*, und *sk* wandelte sich zu *sk*, ein Prozeß, der für das Lasische charakteristisch ist.

3. Nach Ansicht von N. Marr ist das georgische Adverb *uḱwan* »hinten« in das Präfix *u-*, die Wurzel *ḱw-* und das Suffix *-an* zu zergliedern, vgl. *ḱw-al-i* »Spur« (Marr 1925, S. 111–113; s. auch Šანიზე 1936, S. 340). N. Marr hielt es für möglich, mit den von der Wurzel *ḱw-* abgeleiteten Stämmen das mingrelische *uḱa-xale* »hinten«, *ḱin-i* »wieder« und *ḱin-ox* »früher« zu verbinden. Wir denken, die Entsprechung des georgischen Stammes *ḱwan-* müßte mingr. *ḱon-* sein, das in der Form *di-ḱon-i* »weiche zurück!« (*ḱon-* < **ḱwon-*) erhalten geblieben ist.

4. Im Altgeorgischen gibt es eine Gruppe von Partizipien, die nur mit dem Suffix *-el* gebildet sind: *grz-el-i*, *vrc-el-i*, *zrk-el-i*, *nat-el-i*, *picx-el-i*, *ps-el-i*, *ks-el-i*, *yrub-el-i*, *qv-el-i*, *gin-el-i*, *cx-el-i*, *cxov-el-i*, *znel-i*, *čit-el-i*, *qm-el-i*, *qwr-el-i*. Der Zusammenhang dieser Formen mit finiten Verbformen des Altgeorgischen ist klar (vgl. *ganagrzo siṭqwjaj igi vidre šovayamemde*, Apostelgeschichte 20,7, »er setzte die Rede fort bis Mitternacht«; *iqos natesavi šeni, vitarca kwišaj zywisaj da ganvrcnes zywadmdede da črdilod*, 1. Mose 28,14 [Oški], »dein Same soll wie der Sand des Meeres sein und sich verbreiten bis zum Meer und nach Norden«; *ganzrkna guli erisaj amis*, Matth. 13,15, »das Herz dieser Leute ist hart geworden«; *nateli igi bnelsa šina natobs*, Joh. 1,5 C, »das Licht scheint in der Finsternis«; *me ganvavicxo guli paraojsi da ara gamouṭeos eri čemi*, 2. Mose 4,21 [Oški], »ich werde das Herz des Pharao in Zorn versetzen, und er wird mein Volk nicht entlassen«; *movspo akabisi da ara dauṭeo, romeli apsmides ḱedelsa*, 3. Könige 21,21 [Jerusalem], »ich will von Ahab ausrotten und nicht übriglassen, was gegen die Mauer Wasser lassen kann«; *deda misi asultagan danista, da mama misi –*

kači twireli, icis sakme okrota da vecxlita, pilenzita da rkinita, kvita da zelita, da ksva zoceulita da iakintiita, 2. Chron. 2,14 [Mxeta], »seine Mutter ist von den Töchtern Dans und sein Vater ein Mann aus Tyros, der versteht sich auf die Verarbeitung von Gold und Silber, Kupfer und Eisen, Stein und Holz und auf das Weben von Purpur und Hyazinthstoffen«; *ražams' nvoayrubo' me kwegānāsā zedū*, Sin. 37,93v, »werfen ich das Land mit Wolken überziche«; *šeigo, vitarca sze, guli mati, xolo me šžulsa šensa vitqode*, Psalter 118,70 »ihr Herz verdarb wie Milch, doch ich bekannte mich zu deinem Gebot«; *bunebaj igi mđinaretaj mat šehqinda*, Nevm. Iadg. 1v, »die Natur der Flüsse gefror«; *mzej raj aymoqda, dasxa*, Matth. 13,6. »als die Sonne aufging, wurde ihm heiß«; *parisevelni igi uprojs xolo amit adumebdes, rametu uznda galobaj igi mati*, Sin. Mravaltavi 135,17–18, »die Pharisäer brachten sie deshalb noch mehr zum Schweigen, weil ihnen ihr Gesang unerträglich war«; *še-raj-mcxurdis, stkwit: qudro igos, rametu čits caj*, Matth. 16,2, »wenn es Abend wird, sagt ihr: Es wird ruhig sein, denn der Himmel ist rot«; *moiyo dedakacman ertman sarkweli da daarkwa ormosa mas da mas zeda gardahpina sapaneli da aqmohda leywiškverta*, 4. Könige 17,19 [Oški]. »eine Frau nahm einen Deckel und deckte ihn über die Grube, und darüber breitete sie eine Decke und trocknete Feigen«; *moiqvanos igi upalman misman činaše sašželsa ymrtisasa, da mašin čariqvanos igi da miqvanos igi cqirtlta karisata da ganuqwrītos upalman misman sadgisita guri misi*, 2. Mose 21,6, »dann soll ihn sein Herr fortführen vor das Gericht Gottes und zur Schwelle der Tür bringen, und sein Herr soll ihm mit einer Ahle sein Ohr durchbohren«).

Zum gleichen Typ gehört *čn-el-*, obgleich das entsprechende finite Verb im Altgeorgischen nicht belegt ist (vgl. neugeorg. *čn-av-s* »er flicht«). Dasselbe läßt sich von den Stämmen *cxov-el-* (vgl. *cxov-ar-i*, *cxov-n-eb-a*, *cxov-r-eb-a...*) und *sov-el-*, *ked-el-*, *bey-el-*, *črp-el-* und einigen anderen Stämmen sagen, was aus ihrem Vergleich mit den anderen Kartwelsprachen hervorgeht.

Es ist anzunehmen, daß die Stämme *brtqel-/tqrpel-*, *txel-*, *mašmel-*, *mrtel-*, *ninvel-*, *purcel-*, *qwitel-* und *črel-* ursprünglich Partizipien waren, obwohl es nicht gelingt, sie anhand des Altgeorgischen und der anderen Kartwelsprachen zweifelsfrei zu segmentieren.

Die nur mit dem Suffix *-el* vorgenommene Partizipialbildung ist verhältnismäßig archaisch. Auf jeden Fall stammt sie aus der Zeit der georgisch-sanischen Grundsprache. Davon zeugen die den georgischen Formen mit Suffix *-el* regelmäßig entsprechenden Formen im Mingrelischen und Lasischen: georg. *gr3-el-i* »lang« : mingr. *gyr3-a/gyr3-e/gyn3-a/gyn3-e/gir3-e* »lang« : las. *gin3-e/gun3-e* »lang«; georg. *vrc-el-i* »weit« : mingr. *pirč-a* »breit« : las. *pirč-e* »ausgebreitet«; georg. *zrk-el-i* »dick« : mingr. *zirk-al-i* »dick«; georg. *nat-el-i* »hell« : mingr. *not-e* »Lichtstrahl, Kienspan« : las. *not-e* »Kienspan«; georg. *cx-el-i* »heiß« : mingr. *čx-e* »heiß« : las. *čx-e* »heiß«; georg. *čit-el-i* »rot« : mingr. *čit-a* »rot« : las. *čit-a* »rot«; georg. *qm-el-i* »trocken« : mingr. *xom-ul-a/xom-il-a/xum-ul-a/xum-yl-a* »trocken« : las. *xom-ul-a* »trocken, Festland«; georg. *čn-el-i* »Gerte«: mingr. *čin-i/čyn-i* »Gerte« : las. *čin-u/čun-u* »Gerte«.

Wir meinen, daß zu diesem ältesten Partizipialtyp auch der Stamm *pirv-el-* »erster« gehört, der später zum Ordnungszahlwort wurde. Im Altgeorgischen ist ein von der Wurzel *pir-* abgeleitetes Verb mit der Bedeutung »vorangehen, führen« belegt: *upirobda qovelsa ersa znobit činamzywrad qovelta dyeta da šeudga mat qoveli kači israēlisaj*, Judith 15,13 [Oški], »er ging dem ganzen Volk jeden Tag mit Musik voran,

und ihnen folgten alle Leute Israels«; *da upirobda aysaarebita mit govlsa ersa*, Judith 15,14, »und er ging mit diesem Bekenntnis allem Volk voran«.

Vermutlich gab es auch das statische Verb **h-pir-av-s* »er steht vorn, er führt«. Auf einen möglichen Zusammenhang des Stammes *pir-v-el-* zu dem Nomen *pir-* wies A. Šaniže hin. Er schrieb: »*pirveli*« ähnelt sehr dem entsprechenden indoeurop. Wort (lat. *prim-us*, russ. *perv-yj*), doch ihm liegt das georgische *pir-i* zugrunde; *pir-v-el-i* – zum Rand stehend. In semantischer Hinsicht vgl.: einerseits zowatuschisch *doh-koł* (Rand, Gesicht) und **dohire(n) > duihre(n)* »erster«, andererseits armen. *araž* »vorn« und *aražin* »erster« (Šaniže 1973, S. 135).

5. Im Altgeorgischen ist bislang ein einziger Fall bekannt, in dem das Wort *sarasir-* verwendet wurde: *šhracxe tavi šeni msgavsad žinčvelisa da vitarca mcerisa da mtwerisa da sarasirisa šeuracxad*, Mamata sčavlani 299,25–26, »betrachte dich unwürdig wie eine Ameise und wie ein Insekt und wie Staub und wie ein sarasir (Zaunkönig?)«.

Dieses Wort ist nicht in die Wörterbücher aufgenommen. Seltsam ist, daß I. Abulaže, der die »Mamata sčavlani« herausgegeben hat, das Wort bei der Zusammenstellung seines Wörterbuchs ausgelassen hat.

Wir denken, daß das Wort in einem solchen Zusammenhang verwendet ist, daß es »Pfahl- (Zaun-)Vogel« bedeuten kann. *sarasir-* könnte dann folgendermaßen zergliedert werden: *sar-a-sir-* (< **sar-a-s-sir-*). Zwar konnte die Form *sar-* »Pfahl« bisher im Altgeorgischen nicht belegt werden, doch ist das Wort *me-ser-* »Palisadenzaun« (< **me-sar-*) bezeugt. Dies bedeutet, daß im altgeorgischen Sprachgebrauch das Wort *sar-* existierte, aber es fand wie viele andere Lexeme keinen Niederschlag in der Literatursprache.

6. In der altgeorgischen Sprache treten verschiedentlich Partizipien auf, deren finite Verbformen nicht erhalten geblieben sind. Zu diesen Partizipien muß auch *sxeul-* »Körper« gehören. Das legt ein weiteres Partizip von dieser Wurzel nahe: *nasxev-*, vgl. *mašin agrgwindis zrvita mit šinaganita, neštivita mit, romel ars qorqi, mimsgavsebuli nasxevta mat sčwirisata*, Kacisa agebulebisatwis 159,1–2, »dann beginnt es zu tönen durch die innere Aufwärtsbewegung, durch die Trompete, die der Kehlkopf ist ähnlich den Pfeifen der Stimmbänder«.

Die Zusammengehörigkeit der Stämme *nasxev-* und *sxeul-* scheint keinem Zweifel zu unterliegen. Bei beiden handelt es sich um Partizipien des Perfekts (*na-sxev-*, *sxeul-* < **sxev-ul-*). Diese Partizipien scheinen von der Verbalwurzel **sxev-* abgeleitet zu sein, die es in der vorliterarischen Zeit der georgischen Sprache gab.

LITERATUR

Abulaže 1973. Abulaže, I.: *Žveli kartuli enis leksiķoni (masalebi)*, Tbilisi.

Čaraia 1997. Čaraia, P.: *Megrul-kartuli leksiķoni*, Tbilisi.

Čikobava 1938. Čikobava, A.: *Čanur-megrul-kartuli šedarebiti leksiķoni*, Tbilisi.

Eliava 1997. Eliava, G.: *Megrul-kartuli leksiķoni*, Tbilisi.

Gamqrelize 1959. Gamqrelize, T.: *Sibilančta šesačqvisobani da kartvelur enata uzvelesi strukturis zogi saķitxi*, Tbilisi.

Klimov 1964. Klimov, G. A.: *Etimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov*, Moskva.

Klimov 1998. Klimov, G. A.: Etymological Dictionary of the Kartvelian Languages, Berlin/New York.

Marr 1925. Marr, N.: Grammatika drevneliteraturnogo gruzinskogo jazyka, Leningrad.

Rosen 1845. Rosen, G.: Über die Sprache der Lazen (in: Abhandlungen der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Aus dem Jahre 1843, Philologische und historische Abhandlungen).

Šaniže 1936. Šaniže, A.: Piris nišani brunvian sitqvastan kartvelur enebši (in: Tbilisis universitetis šromebi, I).

Šaniže 1946. Giorgi Mtačmideli: Cxovrebaĵ iovanesi da eptwimesi, gamosacemad moamzada I. Žavaxšvilma, gamosca A. Šanižem, Tbilisi.

Šaniže 1973. Šaniže, A.: Kartuli enis gramaĵikis sapuzvlebi, I, Tbilisi.

Manfred Krebernik

Zu den georgischen Bezeichnungen der Himmelsrichtungen

Die neugeorgischen Bezeichnungen für die Himmelsrichtungen weisen sämtlich das auch zur Bildung von Ländernamen dienende Suffix *-et* auf. Im Altgeorgischen sind noch Wörter ohne dasselbe gebräuchlich. Die Termini für »Osten« und »Westen« sind von den Verben für »Aufgehen« bzw. »Untergehen« abgeleitet: *aymosavali*, *aymosav(a)leti* ist also das »Aufgang(sgebiet)« und *dasavali*, *dasav(a)leti* das »Untergang(sgebiet)«. Analoge Bezeichnungen finden sich in vielen Sprachen, man vergleiche nur etwa lateinisch *oriens* bzw. *occidens (sol)* oder griechisch *ἀνατολαί* bzw. *δυσμαί*, *δύσεις*.

Das Wort für »Norden« ist entweder identisch mit *črdili* »Schatten« – so nur altgeorgisch – oder davon abgeleitet: *črdiloj* (altgeorgisch), *črdiloeti* »Schattengebiet«. Eine parallele Bildung existiert im Swanischen: *lamšged* (zu *šged* »Schatten«).¹

Lediglich der »Süden«, altgeorgisch *samxari*, neugeorgisch *samxreti*, ist etymologisch nicht ohne weiteres durchsichtig.² Nun bedeutet aber altgeorgisch *samxari* neben »Süden« auch »Mittag(essen)«. Zur Benennung des Südens als »Mittag« gibt es Analogien in vielen Sprachen, vgl. z. B. griechisch *μεσημβρία*, lateinisch *meridies*; auch im Deutschen kann »Mittag« für »Süden« stehen. Verfolgt man diese etymologische Spur weiter, so stößt man zunächst auf *mxare* »Seite«, das wiederum zu *x(a)r* »sich neigen« gehören dürfte. Der »Mittag« wäre somit danach benannt, daß sich die Sonne zu neigen beginnt. Dazu passen die Redewendungen *gadaixris mze* »die Sonne neigt sich« und *šuaɟem gadaixara* »es ist schon nach zwölf Uhr«.³

¹ Nižaradze 1910, 454. Bei Gudjedžiani/Palmaitis 1985, 135 sind die Bedeutungen von *lamšged* und *lamyž* »Süden« (zu *miž* »Sonne«) vertauscht.

² Das altarmenische Wort für »Süden«, *haraw*, ist etymologisch unklar, die entfernte Lautähnlichkeit zum Georgischen dürfte zufälliger Natur sein.

³ Als Mahlzeit bezeichnet *samxari* im Altgeorgischen nach Sardshweladse/Fähnrich 1999, 200 »Frühstück, Mittagessen« (dazu *samxare/oba* »frühstücken«, »zu Mittag essen«). Für das Neugeorgische gibt Tschenkéli 1965–74, II 1151 die Bedeutung »Vesper, Nachmittagsmahlzeit« (dazu *samxroba* »vespern«: *da/mo-samxrdeba* »die Vesperzeit naht, die Sonne neigt sich«). Saržvelaze 1984 verbindet das Wort in dieser Bedeutung mit swan. *myxär* »morgen«, vgl. Fähnrich/Sardshweladse 1995, 255. Klimov 1998, 134 zitiert einen Vorschlag von G. Mačavariani: »**mxar-* 'to eat' = Georg. *mxar-* 'to eat (in the evening)': Laz. *mxor-*, *pxor-*, *mpxor-*«. Die Grundbedeutung ist aber wohl »Mittag«, vgl. auch altgeorgisch *samxars*, *samxris* »mittags« und »Mittagessen«.

⁴ Im Mingrelischen entspricht mit Cagareli 1880, 87 wohl *muxor-i* »Ecke, Winkel, Rand, Ende, Gegend«, das von Klimov 1964, 139f. allerdings zu altgeorgisch *muql-i* »Knie« gestellt wird.

⁵ Nach Tschenkéli 1965–74, II 2385.

Auf eine mögliche Verbindung von *samxari* »Süden« mit *mxare* »Seite« wurde ich durch die Tatsache aufmerksam, daß auch im Arabischen die Bezeichnungen für »Süd(wind)«, *ġanūb*, und für »Seite«, *ġanb*, identische Radikale aufweisen. Allerdings ist nicht ganz sicher, wie tief die Parallele zum Georgischen auch etymologisch greift. Die beiden arabischen Nominale sind wohl nicht gleichermaßen von einem Präfixverbum deriviert; vielmehr scheint *ġanb* ein Primärnomen zu sein. Dennoch könnte *ġanūb* von *ġanb* oder einem davon denominierten Verb abgeleitet sein, wobei der Benennung eine ähnliche Vorstellung wie im Georgischen zugrundeläge. Alternativ könnte *ġanūb* zu hebr. *nāġāb* (<*nagb*) »Süden« gehören (mit Metathesis)⁶.

Im Hinblick auf die Nominalform von *ġanūb* sei noch auf eine Tendenz hingewiesen, für die sich in vielen Sprachen Beispiele finden lassen, nämlich Antonyme mit gleichen Merkmalen zu bilden oder auszustatten, wie es etwa bei georgisch *maržvena* »recht« und *marcxena* »link« der Fall ist. Besagte Tendenz ist gerade auch bei den vielerorts zweipaarigen Termini für Jahreszeiten⁷ und Himmelsrichtungen zu beobachten, doch können hier auch Gemeinsamkeiten zwischen allen vier Gliedern auftreten wie etwas die Endung *-et-i* bei den Bezeichnungen der Himmelsrichtungen im Neugeorgischen.

Arabisch *ġanūb* nun entspricht seinem Gegenteil *šimāl* »Norden« durch die gemeinsame Silbenstruktur, und dasselbe gilt für *šarq* »Osten« und *ġarb* »Westen«. Anders realisiert sich dasselbe Phänomen beispielsweise im Deutschen, wo sich »Ost« und »West« bzw. »Nord« und »Süd« jeweils durch den Auslaut entsprechen (Analoges gilt in anderen germanischen Sprachen). Im Georgischen sind *aymosavali*, *aymosav(a)leti* und *dasavali*, *dasav(a)leti* durch Wurzel und Wortbildungsmorphem *sa-* miteinander verbunden. Letzteres erscheint aber auch in *samxari*, *samxreti*, während zwischen *samxari*, *samxreti* und *črdili*, *črdiloj*, *črdiloeti* höchstens metrische Korrespondenz festzustellen ist (unter der Voraussetzung von silbischem *r*). Das wirft die Frage auf, ob eine von beiden Bezeichnungen sekundär ist und eine ältere verdrängt hat; man könnte hier etwa an eine dem Swanischen *lamšged* entsprechende Bildung mit *sa-*Präfix für »Norden« denken.

LITERATUR

- Cagareli 1880. Cagareli, A.: Mingrel'skie etjudy, vypusk II, opyt fonetiki mingrel'skogo jazyka, Sankt-Peterburg.
- Fähnrich/Sardshweladse 1995. Fähnrich H., Sardshweladse S.: Etymologisches Wörterbuch der Kartwel-Sprachen, Leiden.
- Gudjedjiani/Palmaitis 1985. Gudjedjiani Ch., Palmaitis L.: Svan-English Dictionary, Delmar - New York.
- Guillaume 1963/65. Guillaume, A.: Hebrew and Arabic Lexicography I-V, Leiden.
- Klimov 1964. Klimov, G. A.: Etimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov, Moskva.

⁶ So Guillaume 1963/65, I, 11.

⁷ Stellvertretend seien deutsch »Sommer« - »Winter«, »Lenz« - »Herbst« und die entsprechenden altarmenischen Wörter *amaṛn* - *jmeṛn*, *garun* - *asun* angeführt.

- Klimov 1998. Klimov, G. A.: Etymological Dictionary of the Kartvelian Languages Berlin/New York.
- Nižaradze 1910. Nižaradze, I. I.: Russko-svanskij slovar' (in: Sbornik materialov dlja opisanija mestnostej i plemen Kavkaza, vypusk 41, priloženie, Tiflis.)
- Saržvelaže 1984. Saržvelaže, Z.: Samxar siṭqvis eṭimologiis cda (in: Kartuli ena, 1984, 88).
- Sardshweladse/Fähnrich 1999. Sardshweladse S., Fähnrich H.: Altgeorgisch-deutsches Wörterbuch, Hamburg.
- Tschenkéli 1965–74. Tschenkéli, K.: Georgisch-Deutsches Wörterbuch, I-III, Zürich.

Heinz Fähnrich

Kartwelischer Wortschatz VII

*gd-

Die Verbalwurzel *gd-* ist im Georgischen gut belegt: *a-gd-eb-a* »emporwerfen, aufstehen lassen«, *a-mo-gd-eb-a* »herausnehmen, vernichten«, *ga-gd-eb-a* »hinauswerfen«, *gada-gd-eb-a* »hinüberwerfen, wegwerfen«, *da-gd-eb-a* »hinwerfen, stürzen«, *ča-gd-eb-a* »fangen, packen, erlangen, erwischen, nehmen«. Zu dieser Wurzel ist swan. *gd-* zu stellen: *li-gd-ur-i* »anfassen, packen« (Topuria/Kaldani 2000, S. 427). Für die kartwelische Grundsprache ergibt sich das Wurzelmorphem **gd-*.

*-em

Das georgische Verbalsuffix *-em* (vgl. *žgvl-em-a* »mit der Faust stoßen/schlagen«, *tvl-em-a* »schlummern«, *c-em-a* »schlagen, stoßen, geben« usw.) ist mit mingr. *-am* (vgl. *č-am-a* »geben, füttern«, *nž-am-a* »öffnen«) und las. *-am* (vgl. *o-č-am-u*) zu verbinden. Dieses Suffix ist deutlich von dem Verbalsuffix **-am/-em/-m* zu unterscheiden.

*zwer-

Marr 1910, S. 144 verknüpfte georg. *mo-zver-i* »Stier im Alter von über einem Jahr« und las. *mo-zar-i/mo-za-i/mu-zar-i* »weibliches Kalb« miteinander. Das gleiche Wurzelmorphem **zwer-*, allerdings ohne Präfix, ist in den nordostgeorgischen Dialekten vertreten, wo es nach dem für diese Mundarten charakteristischen Prozeß **we* > *o* in der Form *zor-* vorliegt: mtiul. *zor-a* »einer Kultstätte als Opfer versprochener Jungstier«, mochew. *zor-a-j* »Kalb bis zum Alter von einem Jahr« (Flonți 1974, S. 234).

*tir-

Im pschawischen und mochewischen Dialekt des Georgischen ist das Verb *da-tir-eb-a* »(ein Kind) beruhigen, leise werden lassen, unterhalten, still halten, mit zärtlichen Worten trösten/beruhigen« (Flonți 1974, S. 173) bekannt. Das Wurzelmorphem *tir-* entspricht regelmäßig der swanischen Wurzel *šdir-/šder-/šdr-* (vgl. *li-šdir*, *li-šder*, *li-šdr-e*) »(sich) unterhalten, amüsieren« (Topuria/Kaldani 2000, S. 460, 461). Zum Verhältnis der Anlautkonsonanten s. Melikišvili 1981, S. 365–368.

*kar-/kr-

M. Žanašvili verknüpfte georg. *kar-/kr-* »schlagen« und las. *kor-/nkor-/kir-* »schlagen« miteinander (s. Erckert 1895, S. 242 und Klimov 1998, S. 86). Das lasische Wortgut ist bedeutungsmäßig fast identisch mit dem georgischen, es bedeutet »schlagen von oben nach unten«. Im Mingrelischen begegnet wie im Lasischen die Form *nkor-*, allerdings in der Bedeutung »wiederkäuen«: *nkor-u-a* »wiederkäuen«, *o-nkor-a-š-e* »Wiederkäustelle im Rindermaul« (Kažaja). Nimmt man für das Mingrelische die

Bedeutungsentwicklung *»schlagen« > »wiederkäuen« an, so ließe sich das mingrelische Material mit dem georgischen und lasischen verbinden.

*kel-/kl-

Bei Penixi/Saržvelaže 2000, S. 268–269 sind georg. *kel-/kl-* (*da-v-a-ke* »ich zog ab, ich verminderte«, *da-kl-eb-a* »fehlen, mangeln«), mingr. *kal-* (*gī-p-kal-ip-i* »ich ging leer aus«) und swan. *kl-* (*li-kl-i* »fehlen«) zusammengestellt. Dieses Material ist durch swan. *kil* »Mangel, Schaden« (Topuria/Kaldani 2000, S. 348) zu ergänzen.

*kiw-

Das georgische Wort *kiap-i/kiapoba* »Blinken, Funkeln, Schimmern« dürfte ein altes Suffix *-ap* enthalten, vgl. *scr-ap-i* »schnell«, *cr-i-ap-i* »aufgeregtes Gegacker«. Die Wurzel *ki-* < **ktiv-* kann mit swan. *kiw-e* »es glänzt, es funkelt« verglichen werden.

*mqaq-

Georg. *mqaq-eb-a* »faulen, modrig werden, zu stinken beginnen« und *mqaq-e* »modrig, faul« stehen zweifellos mit mingr. *qiq-in-ap-a* »modern, faulen« (Kažaia) in Verbindung. Der georgisch-sanische Stamm **mqaq-* wurde im Mingrelischen regelmäßig zu **mgoq-* und unter dem Einfluß des anlautenden Labials zu **mquq-* (s. Gudava 1960, S. 121–122). Die Umlautung **mquq-* > **mqüq-* > **mqiq-* zeigt, daß es sich bei **mquq-* um einen ursprünglichen Nominalstamm handelt. Schließlich schwand der anlautende Labial im Mingrelischen: **mqiq-* > *qiq-* (s. Gudava 1979, S. 82–84).

*-ob

Das georgische Wortbildungssuffix *-ob* leitet Nomina von anderen Nomina ab. Es verleiht den Derivaten eine gewisse Abstraktheit bzw. Pluralität, vgl. *bek-i* »Anhöhe, Hügel« : *bek-ob-i* »Anhöhe, Hügel«; *gan-a* »Feld, Acker, Erde« : *gan-ob-i* »ein Toponym«, *gan-ob-ir-i* »Felder«; *part-e/part-o* »weit, ausgedehnt« : *part-ob-i* »Fläche« usw. Das mingrelische Suffix *-up* tritt in annähernd gleicher Funktion auf: *suk-i* »kleiner Hügel, Anhöhe, Erhebung« (vgl. Qipšize 1914, S. 320; Eliava 1997, S. 290; Kažaia) : *suk-up-i* »kleiner Hügel, kleine Hügel« (Kažaia). Mingr. *-up* < **-ob* durch Stimmloswerden des Konsonanten im Auslaut und durch Assimilation von **o* an den nachfolgenden Labial.

*sis-

Das georgische Farbadjektiv *sis-v-i* »grau« scheint in mingr. *sis-er-a* »Dunkel, Finsternis, Nacht« (Kažaia) eine Entsprechung zu haben. Die unterschiedliche Suffigierung beider Wörter schließt eine gegenseitige Entlehnung aus, so daß **sis-* für die georgisch-sanische Grundsprache rekonstruiert werden könnte. Die Form **sis-* erinnert in ihrer Struktur an **did-* »groß«. Bei beiden könnte es sich um einen reduplizierten Stamm handeln, dessen Wurzel aber nicht mehr in einfacher Form vorliegt.

*s₁ ew-/s₁ iw-

Georg. *sev-/siv-* (*gada-sev-a* »jemanden gegen sich aufbringen, sich jemanden zum Feind machen«, *ga-sev-a* »auf jemanden hetzen«, *da-sev-a* »sich mit jemandem verfeinden/überwerfen«, *mi-sev-a* »sich auf jemanden stürzen, jemanden überfallen«, *šemo-sev-a* »von allen Seiten daraufstürzen, überfallen«, *ça-sev-a* »über jemanden herstürzen, überfallen« usw.) könnte mit swan. *ši-* < **šiw-* zusammenhängen: *li-ši-äl/li-šj-äl* »kämpfen, Krieg führen, streiten, zanken« (Topuria/Kaldani 2000, S. 462).

***tak-**

Von der georgischen Wurzel *tak-* sind mehrere Verben gebildet: *da-tak-eb-a* »anstoßen, anprallen, entgegenwerfen, jemanden angreifen«, *ça-tak-eb-a* »leicht anstoßen«, *še-tak-b-a* »gegen jemanden anrennen/anstürmen, jemanden angreifen, mit jemandem handgreiflich werden« usw. Swah. *tāk* »Wetteifer, Rivalfäh, Wettkampf« (Topuria/Kaliani 2000, S. 715) läßt sich hinsichtlich Lautform und Bedeutung gut mit diesem Wort verbinden.

***pan-/pen-/pi-**

Die Varianten des obigen Wurzelmorphems ergeben sich aus georg. *pan-/pen-/pin-* (*sa-pan-el-i* »auszubreitend, zu überdeckend«, *ga-pen-a* »ausbreiten«, *ga-pin-a* »er breitete aus«, mingr. *pin-* (*pin-u-a* »ausbreiten«), las. *pin-* (*o-pin-u* »ausbreiten«) und swan. *pīn-* (*i-pīn-e* »ausbreiten«), vgl. Penixi/Saržvelaze 2000, S. 455–456 sowie Čaraia 1895, II, S. 104; Čaraia 1918, S. V; Čikobava 1938, S. 329; Klimov 1960, S. 24. Dieses Material läßt sich durch swanisches Wortgut ergänzen, das wie georg. *sa-pan-el-i* den Vok. *a* aufweist: oberbal./laschch. *li-pān-e*, niederbal./lentech. *li-pan-e* »(zu Ehren der Verstorbenen) Weihgaben/Weihspeisen ausbreiten«, s. Topuria/Kaldani 2000, S. 451.

***pox-**

Die georgisch-sanische Grundsprache besitzt gegenüber der swanischen Sprache eine große Anzahl von Innovationen. Dazu gehören **kb-il-* »Zahn« (vgl. swan. *šdik*), **tval-* »Auge (vgl. swan. *te*) und viele andere. Auch das Wort **kit-* »Finger« (vgl. swan. *pxule*) gehört dazu. Das ursprüngliche Lexem, das in dieser Bedeutung in der kartwelischen Grundsprache verwendet wurde, könnte mit der swanischen Form zu verknüpfen sein. Die swanischen Formen *lu-pxul/lu-pxwil* »Finger-, fingerig, mit Fingern« (Topuria/Kaldani 2000, S. 499) legen nahe, daß in swan. *pxule* »Finger« ein Suffix *-e* enthalten ist, das an das Suffix *-ul* (vgl. *došd-ul* »Mond«) angetreten ist: *px-ul-e*. Diese Form weist eine große lautliche und bedeutungsmäßige Nähe zu georgischem Wortgut auf: gur. *pox-i* (*xelisa*) »Lederkappe auf den Fingern (der Falkner)« (Glonti 1975, S. 161) und pschaw., gur. *sa-pux-ar-i* < **sa-pox-ar-i* »Lederkappe auf dem Zeigefinger der Falkner, Handschuh« (Glonti 1975, S. 89). Es scheint, daß swan. *px-ul-e* auf **pux-ul-* < **pox-ul-* zurückgeht und in dem Wurzelmorphem **pox-* die ursprüngliche kartwelische Benennung des Fingers vorliegen könnte. Es ist nicht auszuschließen, daß auch die swanische Form *pxānčw* »Handvoll« mit dieser Lexik zu verbinden ist.

***kam-**

Die Zusammengehörigkeit von georg. *creml-i* »Träne« und mingr. *čilamur-i* »Träne« erkannteschon Brosset 1849, S. 75. Das las. Wort *čelamur-e/čilamr-e/čilambr-e/čilambr-i/čilmb-i/čilam-i* »Träne« stellte Marr 1914, S. 34 dazu. Marr war es auch, der an gleiche Stelle swan. *kim* »Träne« mit dem übrigen Material verband. Anhand dieses Materials rekonstruierten Klimov 1964, S. 199 die Form **kremł-*, Gamqrelize/Maçavariani 1965, S. 84 u. 112 die Formen **c₁remł-* oder **c₁lemł-* oder **c₁lemł-* und Klimov 1998, S. 219 die Form **kreml-* für die kartwelische Grundsprache.

Die Verknüpfung des swanischen Wortes *kim* mit den Wörtern der anderen Kartwelsprachen stößt aber auf phonetische Schwierigkeiten (vgl. Penixi/Saržvelaze 1990, S. 412; Fähnrih/Sardshveladse 1995, S. 464; Penixi/Saržvelaze 2000, S. 598).

Vielleicht läßt sich swan. *kim* »Träne« mit georg. (gur.) *kam-i* »Tau, Naß, Nässe« verknüpfen (s. Flonți 1975, S. 173). Zwar divergieren die Bedeutungen, doch scheint eine semantische Verbindung nicht auszuschließen zu sein. Dafür steht swan. *kim* phonetisch dem georg. *kam-* recht nahe. **kam-* könnte durch Assimilation des **a* an das labiale **m* im Swanischen die Form **kum-* angenommen haben (vgl. **wašl-* > swan. *usgw* »Apfel«, **tagw-* > swan. *šdugw* »Maus«, **twal-* > swan. *šdul* »Schießschar«), **txam-* (bzw. **txem-* ?) > swan. *txum* »Kopf, Gipfel«, **maqw-* > swan. *muqw* »Brombeere«, **msxal-* > swan. *ucx* »Birne« usw., s. Mačavariani 1956, S. 365–368), die ihrerseits durch Umlautung zu **wi* wurde (vgl. **wašl-* > swan. *wisgw* »Apfel«, **msxal-* > swan. *wicx* »Birne«), woraus durch Schwund des **w* der Vokal *i* entstand (vgl. **msxal-* > swan. *icx* »Birne«).

**korpa-*

Georg. *korpa* »frisch, zart« ist mit mingr. *kvirpa* »frisch, zart« (Eliava 1997, S. 319) zu verbinden. Mingr. *kvirpa* < **kürpa* < **kurpa* < **korpa*.

**kop-*

Swan. *kup* < **kop-* »geflochtene Truhe/Flechtkasten; Nest« (Topuria/Caldani 2000, S. 787) ist mit georg. (Ietschum.) *kop-e* »Mühltrichter, Aufschüttkasten, Mehlkasten« (Flonți 1975, S. 189) in Verbindung zu bringen.

**kuk-*

Georg. *kuk-* (*kuk-eb-a*, *kuk-v-a* »niederkauern«) könnte mit swan (niederbal.) *kkw-* (*li-kkw-e* »niederkauern«) verknüpft werden, falls es sich hierbei nicht um eine Entlehnung vom Georgischen in das Swanische handelt. Die Entscheidung, ob der Stamm entlehnt ist oder nicht, ist bei dieser Art von Phonemtransformationen sehr schwer zu treffen. Allerdings stellt die Tatsache, daß gerade das Niederbaltische diesen Stamm aufweist, eher ein Argument zugunsten der Zuordnung dar, denn bei einer Entlehnung aus dem Georgischen würde man die Form wohl zuerst im Lentschischen vermuten.

**yel-*

Cagareli 1880, S. 5 erkannte die Verwandtschaft von georg. *yel-e* »Schlucht, Bach« und mingr. *yal-i* »Bach, Fließchen«. Čikobava 1938, S. 183 stellte las. *ya-i* »Fließchen, Fluß« dazu. Klimov 1964, S. 202 erklärte swan. *yel/yela* »Bach« ohne weitere Begründung als Lehnwort aus dem Georgischen (s. auch Klimov 1998, S. 223). Das ist wohl nicht auszuschließen, allerdings deutet die Suffigierung des swanischen Wortes eher darauf hin, daß diese Lexik auf die kartwelische Grundsprache zurückgeht. Damit wäre dieses Morphem schon eine chronologische Stufe früher belegt. Dagegen könnte die swanischen Parallellform *yel-e* tatsächlich aus der georgischen Sprache entlehnt sein.

**γr-*

Georg. *γr-u* »Höhle, Höhlung« enthält das gleiche Wurzelmorphem wie mingr. *γr-ol-i* »hohl, ausgehöhlt« und *γr-an-u-a* »auswaschen (Felsufer), einkerbeln, aushöhlen« (Kažaija). Die Zusammengehörigkeit dieser Lexik dürfte außer Zweifel stehen. Eine Verknüpfung mit der georgisch-swanischen Grundform **γrma-* (s. Penrxi/Saržvelaze 2000, S. 518) ist wahrscheinlich.

***čxwer-**

Im pschawischen Dialekt des Georgischen ist das Verb *čxver-a* »(mit den Hörnern) stoßen« belegt (Flonți 1975, S. 284). Das von Kažaia bezeugte mingr. *čxvir-t-ap-i* »stoßen, stechen« zeigt regelmäßige phonematische Entsprechungen zu diesem Wort.

***c₁ ēl-/c₁ il-/c₁ l-**

Georg. *c-t-om-a* »sich irren«, *še-v-s-ce-t* »ich irrte mich«, *še-c-t-un-eb-a* »verleiten, verführen«, *cil-i* »Lüge« usw. sind mit mingr. *čil-at-a* »verfehlen, verführen, sich irren«, *v-u-čil-it-u-an-k/v-u-čir-it-u-an-k* »ich irre mich, ich werde verführt« usw. zu verknüpfen (Cagareli 1880, S. 63). Marr 1914, S. 45 erkannte die Zugehörigkeit des las. Materials *o-čul-et-in-u/o-sul-et-in-u* »verfehlen« usw. Die georgischen Formen *cet-* und *ct-* erklären sich nach Gamqrelize/Mačavariani 1965, S. 196 und Mačavariani 1965, S. 66 durch den Verlust des ursprünglichen Sonors. Die georgischen Formen *ced-*, *cd-* sind nach Saržvelaze 1975, S. 78–79 eindeutig sekundär.

Zu diesem Material stellte Marr 1914, S. 45 auch swan. *kad-*, *kd-* »Fehler machen, sich irren«. Das Verhältnis georg. *c* : san. *č* : swan. *k* wird von Schmidt 1962, S. 73 und S. 149 als lautgesetzlich bezeichnet, was es aber keineswegs ist. In all diesen Fällen handelt es sich um fehlerhafte Zusammenstellungen, obgleich auch Klimov 1964, S. 195 und 1998, S. 211 die Marrsche These unbesehen wiederholt. Lautgesetzlich ist vielmehr eine andere Zusammenstellung, die mit swan. *li-č-d-in-e* »durcheinanderbringen, verwechseln, verwirren« (Topuria/Kaldani 2000, S. 469). Swan. **čl-t-* > **čw-t-* > **č-t-* > **č-d-*. Letztere Form ist auf Dissimilation ähnlich wie bei den georgischen Formen mit *c-d-* zurückzuführen.

***zgn-**

Georg. (kartl.) *zgn-ar-v-a* »gierig essen, nagen, verschlingen« (Flonți 1975, S. 302) zeigt regelmäßige Entsprechungen zu swan. (niederbal.) *li-l-zgyn-e* »kauen«. Als Stamm ließe sich auf der Ebene der kartwelischen Grundsprache **zgn-* oder **zgvn-* rekonstruieren. Für die Präzisierung der Vokalqualität in letzterer Form bieten weder das Georgische noch das Swanische hinreichendes Material.

***qal-**

Im Mtiulischen bezeichnet *xal-a* »einen langen, dünnen Stock, um den man das Heu aufschobert« (Flonți 1975, S. 355). Mit diesem Wort läßt sich swan. *qāš/qaš* »Gersteschober oder Hirseschober (mit Pfahl)« verbinden. Die Phoneme der Wurzeln entsprechen sich regelmäßig (zur Rekonstruktion von **f* im Wurzelauslaut s. Fähnrich 1998, S. 22–23 und 2000, S. 5).

***Lonç-**

Bei Flonți 1975, S. 328 ist die georg. (kartl.) Form *çonç-il-i* »schwanken, wanken, schaukeln, torkeln, wackeln, schütteln, rütteln« belegt. Swan. (niederbal.) *henç* »Wiege« zeigt Material, das sich mit der georgischen Form vergleichen ließe. Falls diese Zusammenstellung akzeptabel erscheint, wäre für das Swanische die Entwicklung **honç-* > *hönç-* > *henç-* anzunehmen. Zu den Anlautverhältnissen vgl. Fähnrich 1998, S. 20–21 und Fähnrich 2000, S. 5).

Ähnliche Lexik findet sich aber auch im kachischen Dialekt: *çanç-ar-i* »langsam schwingen, schaukeln«. Eine Zuordnung dieses Wortes zu swan. *henç* würde zu der Rekonstruktion von **Lanç-* und der Annahme der Entwicklung **hanç-* > **hänç-* >

**henç-* im Swanischen führen. Doch ist bei dieser georgischen Form wohl eher an eine Reduplikation zu denken: **car-çar-* > *çan-çar-*.

LITERATUR

- Brosset 1849. Brosset, M.: *Rapports sur une voyage archéologique dans la Géorgie et dans l'Arménie, Rapport VII, St.-Pétersbourg 1849.*
- Cagareli 1880. Cagareli, A.: *Mingrel'skie étjudy, vypusk II, Opyt fonetiki mingrel'skago jazyka, S.-Peterburg 1880.*
- Čaraia 1895. Čaraia, P.: *Megruli dialektis natesaobrivi damoķidebuleba kartultan (masala) (in: Moambe X, Tpilisi 1895; XII, Tpilisi 1895).*
- Čaraia 1918. Čaraia, P.: *Kartul-megruli da megrul-kartuli ŗedarebiti leksiķoni (masalebi iapeťur enebis mķvlevartatvis) (Handschrift), Tpilisi 1918.*
- Čikobava 1938. Čikobava, A.: *Čanur-megrul-kartuli ŗedarebiti leksiķoni, Tpilisi 1938.*
- Eliava 1987. Eliava, G.: *Megrul-kartuli leksiķoni (masalebi), Tbilisi 1997.*
- Erckert 1895. Erckert, R. von: *Die Sprachen des Kaukasischen Stammes, I. Theil: Wörterverzeichnis, II. Theil: Sprachproben und grammatische Skizzen, Wien 1895.*
- Fähnrich 1998. Fähnrich, H.: *Gedanken zur kartwelischen Rekonstruktion, Jena 1998.*
- Fähnrich 2000. Fähnrich, H.: *Kartwelischer Wortschatz, Jena 2000.*
- Fähnrich/Sardshweladse 1995. Fähnrich H., Sardshweladse S.: *Etymologisches Wörterbuch der Kartwel-Sprachen. Leiden/New York/Köln 1995.*
- Gamqrelize/Mačavariani 1965. Gamqrelize T., Mačavariani G.: *Sonanťta sistema da ablaufi kartvelur enebŗi, Tbilisi 1965.*
- Gudava 1960. Gudava, T.: *o-s u-ŗi gadasvlis zogierti ŗemtxveva zanur (megrul-čanur) enaŗi (in: Sakartvelos sŗr mecnierebata aķademiis moambe, Bd. XXV, Nr. 1, Tbilisi 1960).*
- Gudava 1979. Gudava, T.: *Bagismieri tanxmovnebi čkamierta čin megrulŗi (in: Saenatmecniero ķrebuli, Tbilisi 1979).*
- Kaŗaia. Kaŗaia, O.: *Megrul-kartuli leksiķoni (im Druck).*
- Klimov 1960. Klimov, G. A.: *Opyt rekonstrukcii fonemnogo sostava obŗčekartvel'skogo jazyka-osnovy (in: Izvestija Akademii nauk SSSR, otdelenie literatury i jazyka, Bd. XIX, vyp. I, Moskva 1960).*
- Klimov 1964. Klimov, G. A.: *Ētimologičeskij slovar' kartvel'skich jazykov, Moskva 1964.*
- Klimov 1998. Klimov, G. A.: *Etymological Dictionary of the Kartvelian Languages, Berlin/New York 1998.*
- Mačavariani 1956. Mačavariani, G.: *a xmovnis labializaciis ŗemtxvevebi svanurŗi (in: Sakartvelos sŗr mecnierebata aķademiis moambe, Bd. 17, Nr. 4, Tbilisi 1956).*
- Mačavariani 1965. Mačavariani, G.: *Saerto-kartveluri ķonsonanťuri sistema, Tbilisi 1965.*
- Marr 1910. Marr, N. Ja.: *Grammatika čanskago (lazskago) jazyka, S. Peterburg 1910.*
- Marr 1914. Marr, N. Ja.: *Opredelenie jazyka vtoroj kategorii Achemenidskich klinoobraznyh nadpisej po dannym jafetičeskogo jazykoznanija (predvaritel'noe soobŗčenje) (in: Zapiski Vostočnogo otdelenija Russkogo archeologičeskogo obŗŗestva, Bd. XXII, vyp. I-II, S.-Peterburg 1914).*
- Melikiŗvili 1981. Melikiŗvili, I.: *Kartvelur enata ori izolirebuli bgeratpardobis axsnisatvis (in: Tanamedrove zogadi enatmecnierebis saķitxebi, Bd. VI, Tbilisi 1981).*

-
- Penixi/Saržvelaze 1990. Penixi H., Saržvelaze Z.: Kartvelur enata eřimologiuri leksiřoni, Tbilisi 1990.
- Penixi/Saržvelaze 2000. Penixi H., Saržvelaze Z.: Kartvelur enata eřimologiuri leksiřoni, Tbilisi 2000.
- Qipřidze 1914. Qipřidze, I.: Grammatiká mningrel'skágó (iver'skágó) řazyka ř chréřtomatiřju i slovarem, S.-Peterburg 1914.
- Saržvelaze 1975. Saržvelaze, Z.: Kartuli salitęraturo enis iřtoriis sařitxebi, Tbilisi 1975.
- Schmidt 1962. Schmidt, K. H.: Studien zur Rekonstruktion des Lautstandes der südkaukasischen Grundsprache, Wiesbaden 1962.
- Topuria/Kaldani 2000. Topuria V., Kaldani M.: Svanuri leksi řoni, Tbilisi 2000.
- Plonři 1974. Plonři, A.: Kartul řilo-tkmata siřqvis řona, Bd. I, Tbilisi 1974.
- Plonři 1975. Plonři, A.: Kartul řilo-tkmata siřqvis řona, Bd. II, Tbilisi 1975.

LITERATUR

Marcello Cherchi

Die »Divina Commedia« in der georgischen Übersetzung von Konstantine Gamsaxurdia und Konstantine Čičinaze

Auch Georgien hat dank der Übersetzung von Konstantine Gamsaxurdia und Konstantine Čičinaze seit gut einem halben Jahrhundert seine »Göttliche Komödie«. Obwohl erst vor relativ kurzer Zeit vollendet, war an die Übertragung dieses Werkes schon seit langem gedacht worden. Grund dafür war, daß der Name Dantes oft in Verbindung mit dem Šota Rustavelis (ca. 1172–1216) gebracht wurde, dessen Epos »Vepxistaosani« als das georgische Nationalgedicht galt, obwohl es genau genommen eher mit dem Rolandslied¹ oder dem »Cantar de Mio Cid« als mit der *Commedia* verglichen werden sollte. Zudem hat Georgien wegen seiner kulturhistorischen Stellung eine literarische Tradition, die immer ein großes Interesse für fremdsprachige Literatur gezeigt hat. Die Übersetzung wurde schon ein Jahrzehnt vor dem eigentlichen Erscheinungsjahr (1941) angekündigt, weshalb das Erscheinen vielleicht auch ein so bedeutendes literarisches Ereignis darstellte. Außerdem ist zu beachten, daß die Übersetzung aus der Zusammenarbeit zweier der größten georgischen Literaten des 20. Jhs. hervorging. Leider ließ der Ausbruch des zweiten Weltkriegs diese Übersetzung in Vergessenheit geraten oder zumindest an den italienischen Danteforschern unbemerkt vorübergehen, die aber, wie ich hoffe, diesen Artikel als späten Hinweis wenn nicht für nützlich, so doch für interessant halten werden.

Die erste Ankündigung einer Gesamtübersetzung erfolgte 1933, als die Zeitschrift »Mnatobi« sieben Gesänge aus dem *Inferno* veröffentlichte, von denen vier (I, XVII, XXXIII, XXXIV) von Gamsaxurdia übersetzt waren und drei (III, VI, XXVI) von Čičinaze. Dieselbe Zeitschrift veröffentlichte in den Jahren 1935, 1936 und 1938 einige Gesänge aus dem *Purgatorio*, übersetzt von Gamsaxurdia. Die Gesamtübersetzung erschien 1941. In ihrer Endfassung wurden das *Purgatorio* und das *Paradiso* ausschließlich von Gamsaxurdia übersetzt, und ihm sind auch die Gesänge I, IV, V, VIII, IX, XII, XIII, XVI, XVII, XX, XXI, XXIV, XXVIII, XXIX, XXXI, XXXIII und XXXIV des *Inferno* zuzuschreiben. Die restlichen Gesänge des *Inferno* wurden von Čičinaze übersetzt.² Es ist nicht bekannt, daß die beiden Übersetzer an der Übertra-

¹ Vgl. z. B. R. H. Stevensons Übersetzung: *The Lord of the Panther-Skin* by Šota Rustaveli, Albany, State University of New York Press 1977, S. XX.

² Für diese Angaben vgl. Magarotto, L.: *Le traduzioni di Dante in Georgia* (in: *L'opera di Dante nel mondo*, Ravenna 1992, S. 193–195).

gung eines Gesanges oder an einem Teil eines solchen gemeinsam gearbeitet hätten. Folglich ist auch die Zuordnung eindeutig, wie es auch die Besonderheiten einer jeden Übersetzung sind. Aber vor der Untersuchung dieser Übersetzungen wenden wir uns zunächst den Autoren zu.

Κonstantīne Gamsaxurdia³ (1893–1975) ist einer der bedeutendsten georgischen Schriftsteller dieses Jahrhunderts. Er wurde im westgeorgischen Abaša geboren. In Kutaisi absolvierte er das Gymnasium. 1911 ging er nach Deutschland und studierte acht Jahre lang Philosophie an den Universitäten Leipzig, Berlin und München, wo er auch promoviert wurde. In dieser Zeit veröffentlichte er einige Erzählungen, die vom deutschen Expressionismus und französischen Postsymbolismus merklich beeinflusst sind. 1919, während der kurzen Zeit der georgischen Unabhängigkeit (1918–1921), kehrte er, ein glühender Verfechter derselben, nach Georgien zurück. 1924 veröffentlichte er seinen ersten Roman »Kveqana, romelsac vxedav« (Die Welt, die ich sehe) und 1925 den zweiten, »Dionises ġimili« (Das Lächeln des Dionysos). Seine Werke hatten einen beträchtlichen Erfolg, aber die bolschewistischen Autoritäten fanden sie »zu georgisch und zu wenig sozialistisch«. Als Lenin die georgische Unabhängigkeit zerschlug, protestierte Gamsaxurdia und wurde 1926 auf die Solowez-Inseln im Weißen Meer deportiert. 1930 wurde er entlassen und aus dem Schriftstellerverband, den er selbst gegründet hatte, ausgeschlossen. Nach einer gewissen Zeit der Ruhe attackierte sein Landsmann Lavrenti Beria seinen Roman »Mtvaris moġaceba« (Der Raub des Mondes), eine Trilogie 1935–1936, und 1937 wurde Gamsaxurdia wieder verhaftet. Nach seiner Entlassung wurde er gezwungen, über die Kindheit Stalins zu schreiben. Das Ergebnis dieser Arbeit, »Beladi« (Der Führer, 1939), mißfiel Stalin, und das Werk wurde aus den öffentlichen Bibliotheken entfernt. Im selben Jahr veröffentlichte er den historischen Roman »Didošatis konstantīnes marġvena« (Die rechte Hand des großen Meisters Konstantine), in dem hinter der Handlung des Jahres 1010 die stalinistische Tyrannei allegorisiert wird. Sein *magnum opus* ist der historische Roman »Davit aymašenebeli« (Dawit der Erbauer, Tetralogie 1942–1962). Er übersetzte verschiedene Werke der westlichen Literatur ins Georgische, darunter Werke von Goethe, Dante und Walt Whitman. Deeters⁴ bezeichnet ihn als einen symbolistischen Schriftsteller, der eine Sprache bevorzugt, die eine moderne Syntax mit einem archaischen Vokabular verbindet. In einigen seiner Werke (z. B. »Mtvaris moġaceba«) erstreckt sich dieses Vokabular auch auf die georgischen Dialekte, andere kaukasische Sprachen (z. B. Abchasisch) und auch auf europäische. Trotz seiner schwierigen Beziehungen zum Regime wurde Gamsaxurdia zweimal mit dem Lenin-Orden, der höchsten sowjetischen Auszeichnung für Literaten, ausgezeichnet. Er starb in Tbilisi.

Konstantīne Ćiĉinaze⁵ (1891–1960), ein bekannter georgischer Dichter, geboren im westgeorgischen Ximši, der in Kutaisi und Baku studierte, schloß 1916 das Pädagogische Institut in Tbilisi ab und studierte eine Zeitlang an der Staatlichen Universität

³ Kartuli sabĉota enciklopedia, Bd. 2, Tbilisi 1977, S. 666–667. S. auch Rayfield, D.: The Literature of Georgia: A History, Oxford 1994, S. 280–284.

⁴ Deeters, G.: Die georgische Literatur (in: Spuler, B. (Hrsg.): Handbuch der Orientalistik, Abteilung I, Bd. 7, Leiden/Köln 1963, S. 153–154).

⁵ Kartuli sabĉota enciklopedia, Bd. 11, Tbilisi 1987, S. 403.

Tbilisi. 1908 veröffentlichte er sein erstes Gedicht »Albomši« (Im Album) in dem Journal »Iveria«. Weitere seiner Gedichte erschienen in vielen Zeitungen und Zeitschriften. Die erste Sammlung ausgewählter Werke erschien 1924 und weitere Sammlungen in den Jahren 1927, 1939 und 1965. Er übersetzte viele ausländische Werke ins Georgische, darunter das »Nibelungenlied«, das »Lied von der Heerfahrt Igers«, einige Gesänge aus Dantes »Inferno« und Werke von E. A. Poe, Emile Verhaeren, Puschkin, Lermontow, Nikolaj A. Nekrasow, Aleksandr Blok, Valerij J. Brjusow und Aleksandr Twardowskij. Er veröffentlichte auch einige Essays über den »Vep-xistqaosani« von Šota Rustaveli und wurde mit dem *Sapaqio nišani* ausgezeichnet. Er starb in Tbilisi.

Da es im Rahmen dieser Arbeit nicht möglich ist, das ganze Corpus der Übersetzung zu analysieren, werden wir uns auf einige Untersuchungen beschränken, die aber genügen, um die Qualität der Arbeit der beiden Übersetzer erkennen zu lassen. Zu beachten ist, daß ein Studium der ganzen Übersetzung der »Commedia« den Vergleich der jeweiligen Arbeit der beiden Übersetzer notwendig machen würde. Obwohl eine solche Analyse von großer Bedeutung sein könnte, beschränken wir uns fast ausschließlich auf die Untersuchung derjenigen Gesänge, die von Gamsaxurdia übersetzt wurden, da dieser den größten Anteil an der Übersetzungsarbeit hatte.⁶

Vor der eigentlichen Untersuchung scheint es angebracht, einige Erläuterungen zur Charakteristik des Georgischen zu geben, so daß man in gewissem Maße die Arbeit der Übersetzer wertschätzen kann. Das Georgische gehört zur Familie der Kartwelsprachen, die nicht indoeuropäisch ist. Sie ist die einzige Schriftsprache dieser Familie und hat eine literarische Tradition, die bis auf das 5. Jh. zurückgeht. Die Evolution des Georgischen ist moderat gewesen, aber ausreichend, um den Übersetzern archaische oder archaisierende morphologische und lexikalische Phänomene zur Verfügung zu stellen, die bei der Übersetzung eines alten Textes, wie es die »Commedia« war, nützlich sein konnten. Vom Standpunkt der Phonologie hat das Georgische nicht einen »distinktiven« Akzent, wie ihn die Linguisten nennen, durch den das Italienische z. B. »péro« von »però« unterscheidet, und kennt auch keine unterschiedliche Quantität der Silben. Es gibt aber einen »freien« Akzent, der in der Poesie bei der Bildung von Zäsuren genutzt werden kann. Vom Standpunkt der Morphologie zeigt die Verbform das Subjekt an und oft auch das Objekt, wobei die Substantive durch ihre Deklination klar markiert sind. Für die Syntax folgt daraus eine extrem freie Wortstellung, wie man bei den folgenden Interlinear-Transkriptionen sehen wird. Die Übersetzer konnten daher auch ohne weiteres die Syntax der »Commedia«, wie sie im Italienischen besteht, wieder aufnehmen.

Als Vorbemerkung sei daran erinnert, daß beide Übersetzer den vierzehnsilbigen Vers ausgewählt haben, der sich in 7 + 7 oder 5 + 4 + 5 oder auch 8 + 6 zerlegen läßt. Die Wahl dieser Versform erklärt sich durch den Umstand, daß es sich um eine Versform der alten georgischen Sakralpoesie handelt⁷, der sich deswegen zur Wiedergabe

⁶ Die einzige Ausnahme ist die Passage aus dem 32. Gesang des *Inferno* (wie unten angemerkt).

⁷ Vgl. Magarotto, L.: op. cit., S. 194. Aber anscheinend was dies nicht die gängigste Versform. Und tatsächlich spricht Tarchnišvili, was die religiöse Poesie betrifft, von einer zwölf- oder sechzehnsilbigen Versform und erwähnt die vierzehnsilbige nicht (Tarchnišvili, M.: Geschichte der kirchlichen georgischen Literatur, Città del Vaticano 1955, S. 450–451, 462).

der »Commedia« eignet. Der vierzehnsilbige Vers ist letztlich der alexandrinische, der eine typische Versform der religiösen Poesie im westlichen Mittelalter war. Die Übersetzer lösen sich zugunsten von Terzinen ohne Reimschema von der Kettenterzine Dantes. Dennoch endet der überwiegende Teil der Gesänge, genau wie im Original, mit einem Einzeilverß, auch wenn es der Reim nicht verlangt. Und genau deshalb endet der Gesang in einigen Fällen mit einer Terzine oder sogar mit einem Distichon. Jedemfalls wird sich weiter unten zeigen, daß die Übersetzung die Anzahl der Verse im Original nicht immer beachtet.

Es scheint opportun, mit den Versen zu beginnen, welche die »Commedia« eröffnen. Wir bringen hier und folgend den georgischen Text⁸ mit der italienischen Interlinearübersetzung⁹, und danach wird, da die Interlinearübersetzung ohne das Auflösen der Hilfsformen, Elisionen, Demonstrativpartikeln usw. unverständlich wäre, auch eine wörtliche Rückübersetzung ins Italienische gegeben, die unzweifelhaft besser geeignet ist, einen Vergleich mit dem Text Dantes¹⁰ zu ermöglichen, der seinerseits zuletzt angeführt wird.

(*Inferno* I 1–9 auf georgisch mit italienischer Interlinearübersetzung):

<i>usier</i>	<i>tevr-si</i>	<i>am</i>	<i>cxovreb-is</i>	<i>naxevar-gza-ze</i>		
impenetrabile	selva-in	questo (OBL)	vita-GEN	mezzo-cammino-su		
<i>andazdeulad</i>	<i>gamovpxizldi</i>		<i>gza-dakarguli.</i>			
inaspettatamente	mi svegliai		cammino-perso			
<i>ena ver</i>	<i>itqvis tu</i>	<i>ramdenad</i>	<i>igo tge igi</i>			
lingua non potere	dirà se	quanto	bosco quello			
<i>uķacrieli</i>	<i>udaburi</i>	<i>da</i>	<i>gauvali.</i>			
senza persone	desolato	e	invalidabile			
<i>tvit</i>	<i>mogoneba-c</i>	<i>čamieri</i>	<i>ertxel</i>	<i>xilul-is</i>		
se stesso	il ricordo-pure	batter d'occhio	una volta	vista-GEN ⁴		
<i>sašineli-a</i>	<i>amžamada-c</i>	<i>da</i>	<i>šemzaravi.</i>			
spaventevole-è	adesso-anche	e	orribile			
<i>es</i>	<i>mogoneba</i>	<i>tvit</i>	<i>sikvdil-ze</i>	<i>umčaresi-a,</i>		
questo il ricordo	stesso		morte-su	il più amaro-è		
<i>magram</i>	<i>me minda</i>	<i>žer</i>	<i>mogitxrot</i>	<i>sul</i>	<i>sxva</i>	<i>sagneb-ze</i>
ma	io voglio	prima	che io vi racconti	completamente	altro	argomento-su

⁸ Leider ist uns die Originalausgabe (1941) nicht verfügbar, weshalb wir aus der folgenden Ausgabe zitieren: Gamsaxurdia, K.: *Γvtaebrivi komedia* (in: *Rčuli txulebani*, Bd. VIII, Tbilisi 1967, S. 384–896).

⁹ Wir beabsichtigen nicht, eine linguistische Analyse vorzunehmen. Aber in den Interlinearübersetzungen zerlegen wir die georgischen Wörter, soweit das für das Offenlegen der Übersetzung relevant ist. Die verwendeten Abkürzungen sind: NOM=Nominativ, DAT=Dativ, GEN=Genitiv, STRU=Instrumental, AVV=Adverbial, VOC=Vokativ, OBL=Obliquus, PL=Plural.

¹⁰ Wir zitieren nach der Scartazzini-Ausgabe (Milano 1907), erschienen 1874–1881 in Leipzig, auf die sich auch die beiden Übersetzer bezogen (vgl. Magarotto, L.: op. cit., S. 194).

<i>imat</i>	<i>xilvata</i>	<i>misacvdomad</i>	<i>gansacxadebulad.</i>
quelli (OBL)	la vista (GEN PL)	per arrivare a	per chiarire

(*Inferno* I 1–9 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

In una selva impenetrabile a metà strada di questa vita
inaspettatamente mi svegliai, [avendo] perso la strada.

La lingua non può dire quanto era quel bosco
senza persone desolato ed invalicabile.

Il ricordo stesso di aver[lo] visto brevemente una volta
è spaventevole anche adesso, ed orribile.

Questo ricordo è più amaro della stessa morte,
ma io voglio prima raccontarvi di un argomento completamente diverso,
per arrivare alle cose viste, per chiarir[le].

(*Inferno* I 1–9 im Original):

Nel mezzo del cammin di nostra vita
mi ritrovai per una selva oscura,
che la diritta via era smarrita.

Eh, quanto a dir qual era è cosa dura
esta selva selvaggia e aspra e forte
che nel pensier rinnova la paura!

Tant'è amara, che poco è più morte;
ma per trattar del ben ch'ì vi trovai,
dirò dell'altre cose ch'ì v'ho scorte.

Die Übersetzung faßt in den ersten beiden Versen die erste Terzine Dantes zusammen. Aus dem *selva oscura* (›dunkler Wald‹) Dantes, dem Symbol der Sünde, wird ein einfaches *selva impenetrabile* (›undurchdringlicher Wald‹), wobei das Adjektiv *usier* zwar die Dichte des Waldes betont, nicht aber seine sündhafte Natur. Aus dem *nostra vita* (›unser Leben‹) wird *questa vita* (›dieses Leben‹), und auf diese Weise geht die universalistische Dimension eines ›everyman‹, welche die literarische Gestalt Dante auf sich nimmt, verloren. Eine weitere Einbuße an allegorischer Eigenheit ergibt sich infolge der Weglassung des Adjektivs *retta* (›recht‹), das sich auf *strada* (Weg) bezieht. Das *inaspettatamente mi svegliai* (›unverhofft wach ich auf‹) ist natürlich sehr dramatisch und hilft, assoziiert mit der Undurchdringlichkeit des Waldes, die Handlung in eine mysteriös-dramatische Atmosphäre zu stellen. Diese Atmosphäre verlangt Wirklichkeitsnähe, und tatsächlich wird das *a dir ... è cosa dura* (›zu sagen ... ist es schwer‹) durch das konkretere *ena ver itqvis* (›die Zunge vermag nicht zu sagen‹) ersetzt; das *selva selvaggia* (›wilder Wald‹) wird zu *tqe ukacrieli* (Wald ohne Menschen); das *spavento* (›Schreck‹) wird geboren aus einem *ricordo* (›Erinnerung‹) und dem *aver visto* (›Gesehenhaben‹), wenn auch das letztere nur *brevemente* (›für kurze Zeit‹). Das *anche adesso* (›auch jetzt‹) dramatisiert, akzentuiert durch zwei Adjektive, die im Original fehlen, die Gegenwart.

Der siebente Vers ist zu frei übersetzt. In ihm wird eine Hyperbel geschaffen, indem davon gesprochen wird, daß die Erinnerung bitterer als der Tod sei, während Dante behauptet, sie sei etwas weniger bitter als der Tod. Das Dramatische ist bestimmend, wie auch der Fakt verdeutlicht, daß *amaro* (›bitter‹) als Subjekt eine Per-

son voraussetzt. Weiterhin fällt uns noch auf, daß das, was bei Dante insofern mehrdeutig bleibt als sich bei ihm *amara* (>bitter<) sowohl auf *cosa* (>Ding/Sache<, V.4), auf *selva* (>Wald<, V.5) als auch auf *paura* (>Angst<, V.6) beziehen kann, bei Gamsaxurdia zugunsten von *ricordo* (>Erinnerung<) gelöst wird. Gamsaxurdia behält die Adversativkonjunktion des Originals im achten Vers bei, betont aber ihren Wert durch das Hinzufügen des Adverbs *completamente* (>vollständig<). In der Übersetzung zerstört er das *bene*-Konzept und hebt das Gesehenhaben von unbestimmten, noch zu klärenden Dingen hervor. Das Mysteriöse verstärkt sich.

Jetzt wenden wir uns einer anderen Passage zu, dieses Mal einer der dramatischsten des *Inferno*. Wir befinden uns am Tor zur Stadt des Dites, und die Erinnyen wollen die Reise Dantes verhindern.

(*Inferno* IX 25–36 auf georgisch mit italienischer Interlinearübersetzung)

<i>mcire</i>	<i>xn-it</i>	<i>adre</i>	<i>kvri vi</i>	<i>iqo</i>	<i>čemi</i>	<i>sxeuli</i> ,
poco	tempo-STRU	prima	vedovo	era	il mio	corpo
<i>radgan</i>	<i>ar</i>	<i>xlda</i>	<i>mas</i>	<i>imžamad</i>	<i>eg</i>	<i>čemi suli</i> ,
perché	non	veva	esso	allora	codesto il mio	spirito
<i>roca</i>	<i>eriktom</i>	<i>raizula</i>	<i>me</i>	<i>ak</i>	<i>čamosvla</i> ,	
quando	Eriton	ni forzò	me	qua	andare giù	
<i>rata</i>	<i>iuda-s</i>	<i>natesav-is</i>	<i>ert-erti</i>	<i>suli</i>		
affinché	Giuda-GEN	parente-GEN	uno dei	spirito		
<i>mas</i>	<i>gamoexno</i> ,	<i>ganagržobda</i>	<i>oštati</i>	<i>čemi</i> ,	<i>–</i>	
lei	chiamase	continuava	maestro	il mio		
<i>da</i>	<i>gars</i>	<i>se</i>	<i>uyrmesi</i>	<i>qvela</i>	<i>sxva</i>	<i>gars-ze</i> ,
e	pelle	questo	il più profondo	tutto	altre	pelle-su
<i>qvela-ze</i>	<i>neli</i>	<i>da</i>	<i>mtevadi</i>	<i>gansakutreb</i>	<i>it</i> ,	
tutto-su	uio	e	vasto ¹¹	specialmente		
<i>mayal</i>	<i>zec-is-ga</i>	<i>mošorebit</i>	<i>aris</i>	<i>mdebare</i> ,		
molto	cielo-GEN-da	allontanato	è	trovandosi		
<i>me</i>	<i>ğargad</i>	<i>icnob</i>	<i>akaur</i>	<i>gzebs</i>	<i>damšviddi</i>	<i>mainc</i>
io	bene	onoscodi	questo luogo	le strade	calmati	ormai
<i>čaobi</i>	<i>ese</i>	<i>ibinzur-it</i>	<i>da</i>	<i>šmor-it</i>		<i>savse</i>
palude	questa	porcizia-STRU	e	odore di putrefazione-STRU		pieno
<i>irgvliv</i>	<i>ariga</i>	<i>alaks</i>	<i>imav</i>	<i>nayvi-is</i>	<i>savanes</i> ,	
intorno	recinge	la città	la	stessa bile-GEN	abitazione	

¹¹Das Wort *mtevadi* findet sich weder im Wörterbuch von Tschenkéli (Tschenkéli, K.: Georgisch-Deutsches Wörterbuch, Zürich 1965) noch in dem von Orbeliani (Orbeliani, S.-S.: *Leksiķoni kartuli*, Tbilisi 1991). Es scheint ein Partizip Aktiv zu sein, abgeleitet von dem Adjektiv *tevadi*, was >spazioso, vasto< bedeute!

<i>romelšic</i>	<i>žerac</i>	<i>ubrzo velad</i>	<i>veyar</i>	<i>ševsulvart.</i>
nel quale	ancora	senza combattimento	non potere più	entriamo

(*Inferno* IX 25–36 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

...Da poco tempo il mio corpo era vedovo,
 perché non aveva, allora, codesto¹² mio spirito,
 quando Eriton qua mi forzò ad andare giù,
 affinché uno spirito dei parenti di Giuda
 lei chiamasse, – il mio maestro continuava, –
 e questa pelle, la più profonda di tutte le altre pelli,
 la più buia e specialmente vasta,
 molto allontanata dal cielo si trova,
 io conosco bene le strade di questo luogo; calmati ormai.

Questa palude, piena di sporcizia e di odore di putrefazione
 recinge tutto intorno la città, l'abitazione della stessa bile,
 nella quale non possiamo entrare senza combattere ancora.

(*Inferno* IX 25–33 im Original):

...Di poco era di me la carne nuda,
 ch'ella mi fece entrar dentro a quel muro,
 per trarne un spirito del cerchio di Giuda.

Quell'è più basso loco e il più oscuro,
 e il più lontan dal ciel che tutto gira:
 Ben so il cammin; però ti fa' sicuro!

Questa palude che il gran puzzo spira,
 cinge d'intorno la città dolente,
 u'non potemo entrare omai senz'ira.

Die Erweiterung, welcher der Text Dantes unterliegt, fällt sofort auf. Und gleichfalls bemerkt man sofort, daß eine metaphorische Sprache zur Anwendung kommt. Dort, wo Dantes Text von *carne nuda* (›nacktes Fleisch‹) spricht, zeigt sich ein Widerhall des platonisch-christlichen Konzepts des Körpers als Gewand der Seele, weshalb es dieses *nuda* auf extrem synthetische Weise schafft, auf die Trennung von Körper und Seele hinzuweisen. Gamsaxurdia bevorzugt ein Bild (*vedovo*, ›verwitwet‹), das die Einheit zwei gleichwertiger Wesen voraussetzt, wobei eines dieser das andere verlassen hat. Ein noch beachtliches metaphorisches Spiel liegt in dem Wort *pelle* (›Haut‹), das eine Metapher zu *strato* (›Schicht, Oberfläche, Peripherie‹) ist, wohingegen Dante einfach von *luogo* (›Ort‹) spricht. Und es ist kurios zu sehen, daß Dantes *un spirito del cerchio di Giuda* (›eine Seele des Judasringes‹) von Gamsaxurdia als ›einer der Verwandten des Judas‹ wiedergegeben wird, wobei er wahrscheinlich *cerchio* im Sinne von ›Clan‹ bzw. ›Stamm/Gruppe‹ versteht statt als eine topographische Bezeichnung.

¹²Das Georgische bedient sich eines dreiteiligen Demonstrativsystems: *es, eg, is* [im Nominativ] ähnlich dem italienischen ›questo, codesto, quello‹ (vgl. Tschenkéli, K.: Einführung in die georgische Sprache, Zürich 1958, Bd. I, Kap. 15). Die Kombination von *eg* ›codesto‹ und *čemi sul* ›il mio spirito‹ ist ziemlich seltsam. Allerdings muß man sagen, daß in einigen Fällen *es* und *eg* (›questo‹, ›codesto‹) dazu neigen, in ihrer Bedeutung zusammenzufallen und die von ›questo‹ (nah bei mir) zu haben, und beide stehen dem *is* ›quello‹ (weit weg von mir) gegenüber.

Wie immer die Dinge stehen, die Idee eines Verwandten des Judas ist faszinierend, weil sie die Verwandtschaft zwischen dem Namensgeber des Ringes und seinen Bewohnern, die fast schon eine Blutsverwandtschaft ist, hervorhebt. Gamsaxurdia eliminiert das Bild Dantes von der Mauer und damit dem Hindernis. In Kompensation dāzū akzentuiert er die Vorstellung von der Tiefe des Höllenloches und der Entfernung zwischen dem Himmel und *Giudecca*. Man kann sagen, daß diese Akzentuierung der Art ist, daß die neun Verse Dantes zu zwölf werden. Erweiterungen dieser Art, mit einem Übermaß an Versen, sind in der Übersetzung nicht sehr häufig, und eine Übersicht über sie wird am Ende gegeben. Man wird bemerken, daß die georgische Übersetzung den Vers »da Eriton mich zwang, hier hinabzusteigen« hinzufügt, der im Original nicht vorhanden ist.

Um einen weiteren Typ der Erweiterung kennenzulernen, wenden wir uns der folgenden Terzine zu, die ebenfalls dem neunten Gesang entnommen ist, wo die höllischen Furien beschrieben werden.

(*Inferno* IX 53–55 auf georgisch mit italienischer Interlinearübersetzung):

<i>šubls</i>	<i>iyadravden</i>	<i>samiveni</i>	<i>basri</i>	<i>prčxil-eb-it,</i>	
fronte	graffiavano	tutti e tre	taglienti	ungchia-PL-STRU	
<i>tav-ši</i>	<i>icemden</i>	<i>xorcš</i>	<i>igležden</i>	<i>ise</i>	<i>čivoden,</i>
testa-in	battevano	carne	strappavano	cosi	gridavano
<i>rom</i>	<i>me</i>	<i>šiš-is-gan</i>	<i>mivekari</i>	<i>mqisve</i>	<i>čems oštats.</i>
che	io	paura-GEN-di	mi appoggiai	in quel momento	il mio maestro

(*Inferno* IX 53–55 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

Tutte e tre si graffiavano la fronte con unghie taglienti,
 si battevano in testa, si strappavano la carne, così gridavano,
 che io mi appoggiai subito al mio Maestro dalla paura.

(*Inferno* IX 49–51 im Original):

Con l'unghie si fendea ciascuna il petto;
 batteansi a palme; e gridavan si alto,
 ch'io mi strinsi al poeta per sospetto.

Gamsaxurdia fügt dem Original einige Details hinzu. Vor allem das Attribut »scharf/schneidend«, danach das »sie zerrissen sich das Fleisch«. Darüber hinaus wird das *io mi strinsi al poeta* (»ich stützte mich auf den Dichter«) dadurch dramatisch, daß gesagt wird, Dante stütze sich auf den Dichter (es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Übersetzer das Verb *mi strinsi* nicht im Sinne von »sich nähern« interpretiert hat, sondern im Sinne von »sich anklammern«). Die Erweiterung setzt alles auf den Effekt des Blutes und der Tiefe der Wunde. Bei Dante zerkratzen sich die Erinnyen die Brust, während bei Gamsaxurdia der Ort der Gewalt der Kopf ist: erst die Stirn (*Synekdoche*: ein Teil für das Ganze) und dann der ganze Kopf. Und tatsächlich gäbe es auch keinen metrischen Grund dafür, »Brust« durch »Stirn« zu ersetzen, da beide Wörter im Georgischen einsilbig sind (*mkerds* [Dativ] »Brust«, *šubls* [Dativ] »Stirn«).

Wir heben zudem die Altertümlichkeit der Formen *iyadravden* ›zerkratzen‹, *icemden* ›schlugen‹ und *igležden* ›zerrissen‹ hervor, die in der modernen georgischen Literatursprache *iyadravdnen*, *icemdnen*, *igleždnen* lauten würden.

Man beachte wiederum den Unterschied in der Numerierung der Terznen, verursacht durch die Erweiterungen.

(*Inferno* XXXII 130–136 auf georgisch mit italien. Interlinearübersetzung)

<i>hoj</i>	<i>šen</i>	<i>varkvi</i>	<i>mṭr-isa</i>	<i>šenis</i>	<i>xorc-is</i>	<i>mčamel-o</i>		
o!	tu	dissi	nemico-GEN	la tua	carne-GEN	mangiatore-VOC		
<i>unda</i>		<i>maučo</i>		<i>vis</i>	<i>eķutvnis</i>	<i>eg</i>	<i>tav-is</i>	<i>kaḥ,</i>
è necessario		che tu mi faccia sapere		a chi	appartiene	questo	testa-GEN	cranio
<i>an</i>	<i>mis</i>	<i>paṭronma</i>	<i>šen</i>	<i>ra</i>	<i>gavno</i>	<i>ra</i>	<i>dagišava</i>	
o	il suo	patrone	ti	cosa	ti fece male	cosa	rovinò a te	
<i>agre</i>	<i>rom</i>	<i>ṡadrav</i>	<i>mis</i>	<i>tav-kisers</i>	<i>mxecuri</i>	<i>žin-itʹ</i>		
così	che	tu graffi	il suo	testa-collo	bestiale	avidità-STRU		
<i>oṡond</i>	<i>es</i>	<i>mamcne</i>	<i>da</i>	<i>gpirdebi</i>	<i>tušemrča</i>	<i>ena,</i>		
semplicemente	questo	fammelo sapere e	e	ti promettose	mi rimane	lingua		
<i>romlitac</i>	<i>niči</i>	<i>metqveleb-is</i>	<i>miboza</i>	<i>zenam,</i>				
con quale	abilità	parlare-GEN	concese a me	il celestiale				
<i>me</i>	<i>šens</i>	<i>simartles</i>	<i>ar</i>	<i>davkargav</i>	<i>saikio-ši.</i>			
io	la tua	verità	non	lo perderò	al di là-in			

(»Inferno« XXXII 130–136 wörtliche Rückübersetzung aus d. Georgischer):

»O tu«, dissì, »o mangiatore della carne del tuo nemico,
mi devi dire a chi appartiene quel cranio

o in che cosa ti fece male il suo padrone, cosa ti rovinò,

[che] tu [gli] graffi il collo con un'avidità così bestiale.

Solo fammi sapere questo, e ti prometto, se mi rimane la lingua

con la quale, l'abilità di parlare [che] mi concesse il celestiale,

non perderò la tua verità nell'al-di-là.«

(»Inferno« XXXII 133–139 im Original):

»O tu che mostri per sì bestial segno
odio sovra colui che tu mangi,

dimmi il perché«, diss'io, »per tal convegno,

che, se tu a ragion di lui ti piangi,

sappiendo chi voi siete e la sua pecca,

nel mondo suso ancor io te ne cangi,

se quella con ch'io parlo non si secca.«

Offensichtlich unterscheiden sich die georgische Übersetzung und das Original zum Teil in der Anordnung der Wörter. Zum Beispiel entspricht das *mṭrisa šenis xorcis mčamelo* im ersten Vers (V.130) der georgischen Übersetzung dem *odio sovra colui che tu ti mangi* im zweiten Vers (V.134) des Originals. Das eingefügte *varkvi* (›ich sagte‹) befindet sich im ersten Vers der georgischen Übersetzung, während man es im

italienischen Original im dritten Vers (V.135) findet. Das *tu šemrča ena* (V.134) der georgischen Übersetzung entspricht dem *se quella con ch'io parlo non si secca* im siebenten Vers (V.139) des Originals. Aber trotz dieser Umstellungen spiegelt der Sinn des georgischen Textes das italienische Original ziemlich genau wider. Man beachte, daß nach Meinung Magarotto's¹³ dieser Gesang von Čičinaže und nicht von Gamšaxurdia übersetzt worden ist.

(*Purgatori*) I 1–6 auf georgisch mit italienischer Interlinearübersetzung):

<i>amieridan</i>	<i>sul-is</i>	<i>čemis</i>	<i>xomaldi</i>	<i>mali</i>	
ormai	spirito-GEN	la mia	grande barca	veloce	
<i>uketes</i>	<i>çqal-ta</i>	<i>sauplo-ši</i>		<i>zeasçevs</i>	<i>apras,</i>
migliore	acqua-GEN PL	il celestiale-in		alza	la vela
<i>čvens</i>	<i>uķar.</i>	<i>darča</i>	<i>zyva</i>	<i>aseve</i>	<i>azvavebuli.</i>
a noi	indietro	rimase	il mare così	agitato	
<i>xams</i>	<i>vumyerode</i>	<i>aç</i>	<i>samqaros</i>	<i>ricxvit</i>	<i>meores,</i>
appropriatamente	canterò a	ora	il mondo	di numero	secondo
<i>sad</i>	<i>suls</i>	<i>ķacisas</i>	<i>gaçmendils</i>	<i>da</i>	<i>ganspeķakebuls,</i>
dove	l'anina	di uomo	pulita	e	purificata'
<i>cad</i>	<i>amayleb-is</i>	<i>sruli</i>	<i>niçi</i>	<i>moepineba</i>	
verso il cielo	alzare-GEN	intero	potere	coprirà	

(*Purgatori*) I 1–6 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

Ormai, la barca grande e veloce del mio spirito
in acque di cielo migliore alza la vela
ci rimase indietro il mare così agitato.

Appropriatamente canterò ora del mondo secondo
dove l'anina pulita e purificata di un uomo
sarà investita del potere completo di alzar[si] verso il cielo.

(*Purgatori*) I 1–6 im Original):

Per correr miglior acqua alza le vele
ormai la navicella del mio ingegno,
che lascia dietro a sè mar sì crudele;
e canterò di quel secondo regno,
ove l'umaro spirito si purga,
e di salire il ciel diventa degno.

Die Übersetzung hält sich in den ersten zwei Versen dem Original nahe. Im dritten wird das Subjekt *mente* (›Geist‹) durch das ›Meer‹ ersetzt, wodurch die Dramatik des Geistes zuunsten derjenigen des Meeres zurücktritt, das nicht länger *crudele* (›grausam‹) (eine Moralbezeichnung, geeignet für das Drama des Geistes) ist, sondern *azvavebuli* (›stürmisch wogend‹). Ein weiteres Mal ist das visuell-realistische Element dem allegorischen überlegen.

¹³ Magarotto, L.: op. cit., S. 194.

Im vierten Vers überrascht die Innovation des Adverbs *xams*¹⁴, das eine netapoetische Funktion hat. Zudem geht die Verantwortung *diventare degno di salie al cielo* (>würdig zu werden, in den Himmel zu gelangen<), die Dante jeder Seele teilt, in der Übersetzung nahezu verloren, da jeder Seele die Möglichkeit gegeben ist, einmal geläutert, auch in den Himmel zu kommen. Dennoch ist der metaphorische Gebrauch der Konstruktion *suls niči moepineba* (>das Können wird sich auf die Seele legen<) zu beachten.

(*Purgatorio* V 130–136 auf georgisch mit italien. Interlinearübersetzung):

<i>ros</i>	<i>cutisopl-ad</i>	<i>mibruneba</i>	<i>mogixdes</i>	<i>isev</i>	
quando	il mondo-AVV	tornare li	ti converrà	ancora	
<i>ra</i>	<i>moatavo</i>	<i>dasveneba</i>	<i>didxans</i>	<i>namgzavrma,</i>	
quando	finirai	riposare	a lungo	chi ha viaggiato	
<i>mevedreboda</i>	<i>axla</i>	<i>suli</i>	<i>ricxvit</i>	<i>mesame:</i>	
mi supplicava	adesso	anima	di numero	terzo	
<i>me-c</i>	<i>momigone</i>	<i>gevedrebi</i>	<i>gaxlavar</i>	<i>pia,</i>	
me-pure	ricordati di me	ti supplico	io sono	Pia	
<i>sienam</i>	<i>momca</i>	<i>me</i>	<i>sicocxle momkla</i>	<i>maremmam,</i>	
Siena	mi diede	a me	la vita mi uccise	Maremma	
<i>es</i>	<i>ķargad icis</i>	<i>vinc</i>	<i>danišnul-s</i>	<i>mačuka</i>	<i>ertxel</i>
questo	bene sa	colui che	fidanzata-DAT	mi regalò	una volta
<i>tavis</i>	<i>cer-iskan</i>	<i>čazrobili</i>	<i>bečd-isa</i>	<i>tvali.</i>	
il suo	dito-da	tolto	anello-GEN	la gemma	

(*Purgatorio* V 130–136 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

»Quando ti convertà tornare al mondo ancora,
 quando finirai il riposare, [tu che hai] viaggiato a lungo«,
 mi supplicava adesso la terza anima,
 ricordati anche di me, io sono la Pia;
 Siena mi diede la vita, Maremma mi uccise.
 Questo lo sa bene colui che una volta regalò a me, la fidanzata,
 la gemma dell'anello tolto dal suo dito.«

(*Purgatorio* V 130–136 im Original):

»Deh, quando tu sarai tornato al mondo
 e riposato della lunga via,
 seguitò il terzo spirito al secondo,
 ricorditi di me che son la Pia!
 Siena mi fe'; disfecemi Maremma:
 sàlsi colui che innanellata pria,
 disponando, m'aveva con la sua gemma.«

¹⁴Es scheint, daß das Adverb *xams* >appropriatamente< auf das archaische Adjektiv *xamsi* >appropriato< zurückgeht.

La Pia (>die Pia<) bleibt den Lesern des italienischen Originals wegen ihrer Zurückhaltung und wegen des Verses *ricorditi di me che son la Pia!* (>erinnere dich an mich, die ich die Pia bin!<) in Erinnerung, der wegen des *articulus* berühmt ist, der aus dem Vers fast ein musikalisches Staccato macht. Der georgische Leser bekommt einen anderen Eindruck: das Verb *gaxlavar* ist, wie es von K. Tschenkéli gefaßt wird, »eifrig Höflichkeitsverb«. Die Verbform *gaxlavar* ist durch eine starke Feierlichkeit gekennzeichnet, die sich im Italienischen mehr oder minder mit *mi abbia per* übersetzen läßt. Das Wesentliche des Textes Dantes ist dagegen in der Stelle von dem Ring, »von seinem Finger gezogen«, enthalten.

(*Purgatorio* VIII 1–3 auf georgisch mit italien. Interlinearübersetzung):

<i>camodga</i>	<i>žami</i>	<i>ros</i>	<i>mezyvaurt</i>	<i>šin</i>	<i>mobruneba</i>
si presentò	l'ora	quando	ai marinai	a-casa	tornare

<i>moenatrebat</i>	<i>saocar-ad</i>	<i>gul-ačugebult,</i>
manca	sorprendente-AVV	cuore-agitato-DAT PL

<i>an</i>	<i>dye</i>	<i>gaqr-isa</i>	<i>ros</i>	<i>dastoves</i>	<i>šinaurebi</i>
o	il giorno	separazione-GEN	quando	lasciarono	parenti

(*Purgatorio* VIII 1–3 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

Si presentò l'ora quando, ai marinai, tornare a casa
manca sorprendentemente, a quelli agitati nel cuore,
o il giorno della separazione, quando lasciarono i parenti

(*Purgatorio* VIII 1–3 im Original):

Era già l'ora che volge il disio
ai naviganti e intenerisce il core
lo di c'han detto a'dolci amici addio;

In der georgischen Übersetzung stehen die »Seeleute« im ersten Vers, *navocanti* hingegen im zweiten Vers des Originals. Wichtiger ist vielleicht der Fakt, daß das *dolci amici* des Originals in der georgischen Übertragung als *šinaurebi* (von der Einzahlform *šinauri*) wiedergegeben wird, was nach Tschenkéli soviel wie »Familienmitglied« bedeutet.

(*Paradiso* I 1–3 auf georgisch mit italienischer Interlinearübersetzung):

<i>dideba</i>	<i>misi</i>	<i>govelves</i>	<i>vinc</i>	<i>amozravebs,</i>
la gloria	la sua	tutto	colui che	muove

<i>brçqinavs</i>	<i>govelgan</i>	<i>da</i>	<i>elvarebs</i>	<i>sxivmosilob-it</i>
la scintilla	dappertutto	e	lui brilla	illuminazione-STRU

<i>zoggan</i>	<i>naķlebad</i>	<i>da</i>	<i>zoggan-ac</i>	<i>mometebulad</i>
in alcuni luoghi di meno		e	in alcuni luoghi-eppure	di più

(*Paradiso* I 1–3 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

La sua gloria, di colui che muove tutto,
lui scintilla e brilla dappertutto con illuminazione,
in alcuni luoghi di meno, e in alcuni luoghi di più

(Paradiso I 1–3 im Original):

La gloria di Colui che tutto muove,
per l'universo penetra e risplende
in una parte più, e meno altrove

Man beachte, daß dort, wo im italienischen Original nur ein einziges Wort verwendet wird, das sich explizit auf Lichtphänomene bezieht (*risplende* - »scheint«), in der georgischen Übersetzung drei verwendet werden (*brçqinavs*, *elvarebs*, *sxivmosilobit*), alle mit leicht verschiedener Schattierung.

(Paradiso II 36–43 auf georgisch mit italien. Interlinearübersetzung):

<i>ayar</i>	<i>vicodi</i>	<i>tu</i>	<i>me</i>	<i>ķidev</i>	<i>zedmesxa</i>	<i>xorci</i> ,
non più	sapevo	se	io	ancora	avevo	carne

<i>an</i>	<i>sivrcē</i>	<i>erti</i>	<i>vit</i>	<i>šeerçqo</i>	<i>sivrcēs</i>	<i>meores</i> ,
o	posto	uno	come	si unificò con	posto	secondo

<i>sxeul-i</i>	<i>sxeul-s</i>	<i>ranairad</i>	<i>šeusxeulda</i> .
corpo-NOM	corpo-DAT	in che modo	si incorporò in

<i>myrnida</i>	<i>survili</i>	<i>rom</i>	<i>šemecno</i>	<i>ramenairad</i> ,
mi accese ¹⁵	desiderio	che	se io sapessi	in qualche modo

<i>čveni</i>	<i>buneba</i>	<i>vit</i>	<i>gadadis</i>	<i>γvt-is</i>	<i>arsoba-ši</i> .
la nostra	natura	come	va	Dio-GEN	esistenza-in

<i>amas</i>	<i>mivçvdebi</i>	<i>mxolod</i>	<i>rçmen-it</i>	<i>ara</i>	<i>msželob-it</i> ,
questo	io stendo verso	solo	fede-STRU	non	giudizio-STRU

<i>tavistavadi</i>	<i>kvešecneul</i>	<i>gančineb-ita</i>
individuale/originale	provata	decisione-STRU

<i>vit</i>	<i>pirvel</i>	<i>ķacta</i>	<i>šeucvniat</i>	<i>čēšmariṭeba</i> .
come	primo	uomini	riconobbero	verità

(Paradiso II 36–43 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

Non sapevo più se avevo ancora carne,
o se una dimensione si unificò con l'altra,
come un corpo s'incorporò in un altro.

(Si accese in me) un desiderio di sapere in qualche modo
la nostra natura, come va nell'esistenza di Dio.

Verso questo stendo solo con la fede, non con il giudizio,
con la decisione individuale, provata,
come i primi uomini riconobbero la verità.

(»Paradiso« II 37–45 im Original):

S'io era corpo, e qui non si concepe
com'una dimension altra patio,

¹⁵Das Wort *myrnida* ist ein Verb mit der Wurzel *-γrn-*, die ich in den mir zur Verfügung stehenden Wörterbüchern nicht finde. Entsprechend dem korrespondierenden Wort im italienischen Original scheint es *accendere* zu bedeuten.

ch'esser convien, se corpo in corpo repe,
 Accender nedovria più il disio
 di veder quella Essenza in che si vede
 come nostra natura e Dio s'unio.

Li si vedrà ciò che tenem per fede,
 non dimostrato, ma fia per sè noto,
 a guisa del ver primo che l'uom crede.

In dieser philosophischen Passage bleibt die georgische Übersetzung nah am italienischen Original, aber vom vierten und fünften Vers an weichen die beiden Texte schon leicht voneinander ab; die letzten Verse der georgischen Übersetzung entfernen sich schließlich ziemlich weit vom italienischen Original.

Man beachte auch, daß die georgische Übersetzung diese Passage in acht Versen ausdrückt, während das italienische Original dies in neun macht. Folglich zeigt die georgische Übersetzung in diesem Fall eine Tendenz, den Text zu verkürzen – eine Tendenz, für die wir ein noch markanteres Beispiel in der folgenden Passage sehen können:

(*Paradiso* XIV 37–49 auf georgisch mit italien. Interlinearübersetzung):

<i>sanam</i>	<i>samotx-is</i>	<i>ak</i>	<i>grzeldeba</i>	<i>neṭari</i>	<i>lxena</i>
fino a	paradiso-GEN	qua	si allunga	benedetta	gioia
<i>mtiebni misni</i>	<i>ṣeamkoben</i>	<i>siqvaruls</i>	<i>čvensas,</i>		
le stelle le sue	ornano	amore	il nostro		
<i>siqvaruls</i>	<i>ciur</i>	<i>čvret-isa-dmi</i>	<i>ak</i>	<i>gankutvnilsa,</i>	
amore	celestiale	guardare-GEN-a	qua	appartenere	
<i>romelsac</i>	<i>gvačvdis</i>	<i>satnoeba</i>	<i>uzestaesi,</i>		
il quale	porta a noi	compassione	altissimo		
<i>rac upro</i>	<i>mzaprad</i>	<i>gayvivdeba</i>	<i>igi</i>	<i>čvens</i>	<i>gul-ši</i>
ancora più	fortemente	si estinguerà	lui	il nostro	cuore-in
<i>mit upro</i>	<i>meṭi</i>	<i>mogvezγveba</i> ¹⁶	<i>madli</i>	<i>ciuri.</i>	
ancora più	più	ci ricompenserà	grazia	celestiale	
<i>roca xelaxla</i>	<i>veyirsebit</i>	<i>gansxeulebas</i>			
quando nuovamente	siamo degni	essere incarnato			
<i>mit upro</i>	<i>mayals čven</i>	<i>mivayčevt</i>	<i>caši</i>	<i>xarisxebs,</i>	
ancora più	in alto noi	arriveremo	cielo-in	gradi	
<i>rac upro</i>	<i>meṭ-ad</i>	<i>srulqopil-ad</i>		<i>ganvpirovndebit.</i>	
ancora più	più-AVV	completo-AVV		ci personificheremo	
<i>imaṭebs</i>	<i>bolos</i>	<i>brčqinvaleb-is</i>	<i>tvis-is</i>		<i>mixedvit</i>
aumenta per sè	finalmente	splendore-GEN	il proprio-GEN		secondo

¹⁶ Die Wurzel dieses Verbs ist -zy-.

<i>sxivi</i>	<i>čven-dami</i>	<i>nabozebi</i>	<i>zenar-isa-gan,</i>	
raggio	noi-a	regali	cielo-GEN-da	
<i>sxivi</i>	<i>romelic čven</i>	<i>gvaničëbs</i>	<i>unars</i>	<i>xedv-isa-s.</i>
raggio	che noi	ci dà in dote	capacità	vedere-GEN-DAT
<i>rogorc</i>	<i>naxširi</i>	<i>al-isa-gan</i>	<i>garemoculi...</i>	
come	carbone	flamma-GEN-da	circondato	

(*Paradiso* XIV 37–49 wörtliche Rückübersetzung aus dem Georgischen):

»Qua quanto dura la gioia benedetta di paradiso
le stelle ornano il nostro amore,
[ornano] l'amore di guardare al celestiale che qua appartiene,
che la compassione divina porta a noi,
lui si estinguerà ancora più fortemente nel nostro cuore
la grazia celestiale ci ricompenserà ancora di più.

Quando siamo nuovamente degni d'essere incarnati
noi arriveremo ad un grado ancora più in alto nel cielo,
ancora più completamente ci personificheremo.

Aumenta, finalmente, secondo il proprio splendore
un raggio per noi, regali dal cielo,
un raggio che ci dà in dote la capacità di vedere.

Come il carbone circondato dalla flamma...«

(*Paradiso* XIV 37–52 im Original):

Risponder »Quanto fia lunga la festa
di Paradiso, tanto il nostro amore
si raggerà d'intorno coral vesta.

La sua chiarezza seguita l'ardore,
l'ardor la visione, e quella è tanta,
quant'ha di grazia sovra suo valore.

Come la carne gloriosa e santa
fia rivestita, la nostra persona
più grata fia per esser tutta quanta
per che s'accrescerà ciò che ne dona
di gratuito lume il Sommo Bene,
lume ch'a Lui veder ne condiziona;
onde la vision crescer conviene;
crescer l'ardor che di quella s'accende,
crescer lo raggio che da esso viene.

Ma si come carbon che flamma rende...«

Der Text ist hier gut abgegrenzt; er beginnt, wenn die Stimme Marias zu sprechen beginnt, und wird fortgesetzt bis zur Beschreibung der Kohle. Die georgische Übersetzung entfernt sich in dieser Passage ziemlich weit vom italienischen Original, was wir darin sehen, daß sie mit drei Versen weniger als das italienische Original auskommt.

Wir haben in der Übersetzung sowohl Fälle der Erweiterung wie auch der Verkürzung gesehen. Solche Beispiele sind in der Arbeit nicht sehr häufig, aber wie aus der folgenden Tabelle ersichtlich ist, gibt es doch einige.

Teil	Gesang	Verszahl Original	Verszahl Übersetzung
Inferno	IX	133	138 (+ 5)
	XIII	151	149 (- 2)
	XVI	136	133 (- 3)
	XXI	139	144 (+ 5)
	XXIV	151	150 (- 1)
	XXV	151	152 (+ 1)
	XXVIII	142	143 (+ 1)
	XXIX	139	137 (- 2)
	XXXII	139	136 (- 3)
	XXXIII	157	155 (- 2)
Purgatorio	VII	136	137 (+ 1)
	XI	142	144 (+ 2)
	XVII	139	140 (+ 1)
Paradiso	I	142	141 (+ 1)
	II	148	147 (- 1)
	XIV	139	136 (- 3)
	XXVI	142	140 (- 2)
	XXXII	151	148 (- 3)

Die größten Diskrepanzen bestehen bezüglich der Erweiterungen, die maximal fünf Verse betragen. Zahlreich sind aber auch die umgekehrten Fälle, d. h. solche, bei denen die Verszahl des Originals größer als jene der georgischen Übersetzung ist. Ich glaube, folgende allgemeine Beobachtung machen zu können: Der Übersetzer kürzt den Originaltext in den Fällen, in denen er philosophisch-theologischen Typs ist, während er sich in Fällen dramatischer Situationen einige Erweiterungen erlaubt.

Ursache für diese übersetzerischen Freiheiten ist die generelle, der romantischen Tradition nahestehende Auffassung, die in der ›Commedia‹ ein Werk sah, das eine populäre Neigung hat. Aus diesem Grund verglichen die georgischen Übersetzer Dante auch mit ihrem Nationaldichter Rustaveli. Diese Gegenüberstellung ist Gegenstand eines Artikels, den Gamsaxurdia über die ›Commedia‹ schrieb.¹⁷ Er beobachtete einige wichtige Ähnlichkeiten zwischen Dantes ›Commedia‹ und Rustavelis ›Vepxistqaosani‹. Nach Gamsaxurdia stützen sowohl Rustaveli als auch Dante das Genre ihrer Werke auf die Tradition der Volkspoesie¹⁸. Er sagt, die wichtigste Verbindung zwischen dem *Inferno* und dem Werk Rustavelis sei das Thema des Abstiegs¹⁹. Er merkt an, daß der Gastgeber Dantes Vergil ist, die Begleiter Tariels, des Helden des ›Vepxistqaosani‹, sind hingegen bei dem Angriff auf Kažeti²⁰ Pridon und

¹⁷ Gamsaxurdia, K.: Dante Alighieri (in: Rčeuli txzulebani, Bd. VI, Tbilisi 1963, S. 57–129).

¹⁸ A. a. O., S. 103.

¹⁹ A. a. O., S. 103, 107.

Avtandil.²¹ Dem fügt er hinzu, daß die Dämonen in der Dämonologie Rustavelis und Dantes körperlich konzipiert²² sind und von schwarzer Farbe²³.

Obwohl diese Ähnlichkeiten sehr interessant sind, besteht doch ein Unterschied zwischen der ›Commedia‹ und dem ›Vepxistqaosani‹, den Gamsaxurdia bemerkt und den wir in bezug auf die Analyse der Übersetzung für besonders wichtig halten. Entsprechend wird die ganze Passage zitiert: »Dante ist fast ein Zeitgenosse von Rustaveli, aber dieser [d. h. Dante] ist historischer als Rustaveli. Es wäre besser, wenn wir sagen würden, daß er mit seinem italienischen Temperament, mit seiner nationalen Art der Beschreibung konkreter als Rustaveli ist. Natürlich ist Dante für das italienische Volk nicht unerreichbar. Rustaveli hat eine lustigere und einfachere Form als die Dantes gewählt, ähnlich dem Instrument der georgischen Volkspoesie; Dante schaffte es, Italien singen zu lassen, genau wie Rustaveli [es geschafft hat] das georgische Volk zum Singen zu bringen, aber sich ›Die göttliche Komödie‹ zu erschließen, ist im Gegensatz zum Poem Rustavelis – auch für einen sehr qualifizierten Leser – viel schwieriger.«²⁴

Aus einigen der diskutierten Übersetzungspassagen läßt sich erkennen, daß die Art und Weise, wie Dante interpretiert wurde – oder genauer gesagt, die Interpretation des Unterschieds zwischen dem Stil Dantes und dem Rustavelis – zu einer Art *Leitmotiv* für die georgische Version erhoben wurde. Wie unsere wörtlicher Rückübersetzungen aus dem Georgischen gezeigt haben, tendiert die georgische Übersetzung manchmal dazu, die Atmosphäre realistischer, banaler, also ›konkreter‹ (mit den Worten Gamsaxurdias) wiederzugeben, als sie in Dantes Text ist.²⁵

Es versteht sich, daß sich die Art und Weise, in der Gamsaxurdia die ›Commedia‹ interpretiert, auf die Übersetzung auswirkt. Doch ist zu ergänzen, daß Gamsaxurdia in vielen Passagen – einschließlich einiger von denen, die wir untersucht haben – das Original treu übersetzt. Im Gegenteil, wenn man alle Strukturunterschiede zwischen dem Italienischen und Georgischen und die unterschiedlichen kulturellen und historischen Bedingungen, unter denen die Werke entstanden sind, beachtet, ist es überraschend, daß die Abweichungen zwischen dem Originaltext und der Übersetzung nicht größer geworden sind.

²⁰ In der georgischen Folklore sind die *kažebi* Dämonen (Singular *kaži*). Ihr Reich heißt *kažeti*.

²¹ A. a. O., S. 104.

²² A. a. O., S. 107.

²³ A. a. O., S. 105.

²⁴ A. a. O., S. 59.

²⁵ Man beachte, daß die Passage aus dem 32. Gesang des *Inferno*, die statt von Gamsaxurdia von Čičinaze übersetzt wurde und die wir untersucht haben, diese Tendenz nicht zeigt.

Luigi Magarotto

Der Sturmlauf des Merani

Am 2. Mai 1842 teilte Nīkoloz Baratašvili (1817–1845) seinem Onkel mütterlicherseits Grigol Orbeliani (1804–1883), dem berühmten Dichter und dazu Offizier in der zaristischen russischen Armee, brieflich mit, daß dessen jüngerer Bruder (desselben Grigol) Ilia (1818–1853), folglich auch er ein Onkel mütterlicherseits und ebenfalls ein junger Offizier der russischen Armee und ein nicht minder guter Freund und ehemaliger Schulkamerad Baratašvilis, von Imam Šamil, zu dem er sich als Überbringer einer Botschaft seines Kommandanten in die Berge Daghestans begeben hatte, gefangengesetzt worden war. Er erzählte auch von dem Mut, den Ilia Orbeliani, konfrontiert mit der Grausamkeit Šamils, der zwanzig Awaren, die ihn in seiner Mission zum Imam begleitet hatten, den Kopf abschlagen ließ, unter Beweis stellte und folgende Worte an ihn richtete: »Šamil, solch eine Grausamkeit ist deines Ruhmes nicht würdig! Wenn du mit dieser Tat beabsichtigst, jemanden zu erschrecken, wen dann glaubst du damit zu ängstigen? Wir alle wissen, daß wir schon zum Tode verurteilt sind, um aber die Wahrheit zu sagen, würde ich lieber sterben, als dein Gefangener zu sein.«¹ In dem Brief fuhr Baratašvili fort, den Wert des Freundes Ilia zu loben, und nach einigen aufgrund der Zensur² fehlenden Zeilen schrieb er unerwartet³:

Und es läuft und reißt, reißt mich fort mein Roß ohne Weg und Spur
 Und dicht hinter uns fliegt der Rabe, schwarz mit dem Unheilsblick
 Lauf und lauf, mein Roß, wo kein Ziel ist, wo keine Ankunft ist
 Laß dem Wind, der weht, der Gedanken Nacht und ihr Wogen!

Du durchschneid den Wind, überflieg die Schlucht, reiß mich über die Felsen, den Fluß
 Renn und renn, mein Roß, und verkürze mir, der davon will, die Wanderschaft
 Und versteck dich nicht, du mein Eiliger, nicht vor Hitze und nicht vor Frost
 Schon den Reiter nicht, den du auf dir trägst, vor den Schmerzen, der Müdigkeit.
 So verlaß ich doch nun mein Vaterland und die Freunde und die meines Alters
 Und seh nimmermehr meine Eltern, noch die süß redet, meine Geliebte
 Wo die Nacht anbricht, soll mein Tag sein und, die mir Heimat ist, eine Erde
 Nur den Sternen hier, die den Weg mitfahren, verrät ich des Herzens Geheimnis.

¹ Baratašvili, N.: Grigol Orbelianisadmi, 2. IV. 1842 (in: Baratašvili, N.: Txzulebani, Tbilisi 1968, S. 176).

² Der Brief Baratašvilis wurde zum ersten Mal 1873 veröffentlicht, wobei eben einige Zeilen zensiert waren. Später ließ sich der Text nicht rekonstruieren, weil das Originalmanuskript verschwunden war.

³ Hier ist der Text des Gedichts, das er an dieser Stelle einflieht, in der deutschen Übertragung von R. Kirsch wiedergegeben, vgl. Barataschwili, N.: Gedichte, Deutsch von R. Kirsch, Tbilissi 1968, S. 69–71.

Was das Herz noch stöhnt, was von Liebe bleibt, geb dem Meer ich hin
 Geb's dir brandendem, geb's dir wildem, dir wunderbarem
 Lauf und lauf, mein Roß, wo kein Ziel ist, wo keine Ankunft ist
 Laß dem Wind, der weht, der Gedanken Nacht und ihr Wogen!

So im Vaterland nicht begräbt man mich, bei den Gräbern nicht meiner **ordern**
 So beweint auch mich die Geliebte nicht, falln der Trauernden Tränen nicht auf mich
 So der Rabe krächzend gräbt mir das Grab zwischen Gräsern im öden Fdd
 Heulend wirft der Wind, wirft der Wind, der stöhnt, auf meine Gebeine die **Erde**.
 Und es fällt auf mich, auf die wüste Leiche, statt Tränen der Himmelstau
 Statt der Klagen meiner Verwandten tönt das Gejammer der kreischendn **Geier**
 Renn und renn, mein Roß, überflieg die Schlucht und den Rand, den das **Schicksal** zog
 Wie dein Reiter sich niemals ihm ergab, wird es immer sein, wird es bleiten!

Sterb so einsam ich und vom Schicksal, das mich dahin verstieß
 Bleib sein Feind ich doch, und sein scharfes Eisen erschreckt mich nicht
 Lauf und lauf, mein Roß, wo kein Ziel ist, wo keine Ankunft ist
 Laß dem Wind, der weht, der Gedanken Nacht und ihr Wogen!

Nicht vergeblich doch wird das Streben sein der verdammten, der irrendn Seele
 Und der Weg, mein Roß, den du stampfst, Merani, der Weg wird bleiber
 Und dem Menschenbruder, der nach mir kommt, wird leichter sein die Bürde des Weges
 Und sein Renner trägt tapfer ihn vorbei am Schicksal, am schwarzen Schcksal.

Und es läuft und reißt, reißt mich fort mein Roß ohne Weg und Spur
 Und dicht hinter uns fliegt der Rabe, schwarz mit dem Unheilsblick
 Lauf und lauf, mein Roß, wo kein Ziel ist, wo keine Ankunft ist
 Laß dem Wind, der weht, der Gedanken Nacht und ihr Wogen!

Ich weiß nicht, ob Dir meine Verse gefallen werden, jedenfalls beim Lesen dieses Gedichtes hier sind, vor allem aus dem Grund, daß die Worte des Textes von dem gefangenen Ilia und eben nicht von mir ausgesprochen werden, viele Tränen, aufrichtige wie auch heuchlerische, vergossen worden. Um dir die Wahrheit zu sagen, die Nachricht von seiner Gefangennahme hat mich sehr traurig gestimmt, und wegen einer Unmenge von seltsamen Gedanken und Wünschen habe ich drei Tage im Zustand völliger Betäubtheit verbracht, wenn mich aber jemand getragt hätte, was ich wünschte, hätte ich doch selbst nicht zu antworten gewußt. Am dritten Tag schließlich habe ich dieses Gedicht geschrieben, das mich eine gewisse Erleichterung spüren ließ. Jetzt werde ich jede Möglichkeit sondieren, um es Ilia auf irgendeine Weise zukommen zu lassen. Ich bin sicher, er wird in seinem Herzen darüber lachen, jedoch weiß ich auch, daß es ihm einen gewissen Trost spenden wird [...]. Meinlieber Grigol, alles, was in dieser Welt geschieht, ist gottgewollt, und mit unserer Traurigkeit, wie Du weißt, können wir Ilia nicht helfen. Unsere Aufgabe ist es jetzt, es zu schaffen, ihn zu befreien [...].«⁴

Aus dem Text des Briefes ist ersichtlich, daß das Gedicht, dem Baratašvili keinen Titel gegeben hat, das aber schon immer unter dem Terminus für ein furchtloses Roß,

⁴ Baratašvili, N.: Grigol Orbelianisadmi, S. 177–178.

Merani, benannt ist, von dem Dichter auf einer Welle von Emotionen, ausgelöst durch die erhängnisvolle Nachricht von der Gefangennahme seines Onkels, geschrieben wurde. Diese Aussage erweckt aber insbesondere aus zwei Kategorien von Motiven einige Verblüffung. Erstens ist die Struktur, die Baratašvili seinem Werk gab, zu komplex, um aus einem Guß, d. h. ohne die notwendige Überlegung und Revision, zu sein. Das Gedicht besteht aus neun Vierzeilern, von denen der I., der IV., der VII. und der IX. aus vierzehnsilbigen Versen bestehen, während alle anderen aus Versen mit 20 Silben bestehen. Der vierzehnsilbige Vers ist wegen der von dem großen Dichter Besiki, so das Pseudonym von Besarion Gabašvili (1750–1791), gezeigten Vorliebe für diese Versform der sogenannte »kurze Besiksche«, der sich an das folgende metrische Schema hält: 5+4+5. Der zwanzigsilbige Vers ist der berühmte Šavteli-Vers des Ioane Šavteli (12.–13. Jh.), unter anderem im *Abdulmesia*, seinem bekanntesten Werk, verwendet, der eine deutliche Zäsur nach der zehnten Silbe zeigt und so zwei Zehnsilbler (10+10) schafft, welche sich ihrerseits in zwei Fünfsilbler teilen. Sowohl der vierzehnsilbige Vers als auch der zwanzigsilbige sind folglich in sehr kurze Verse zerlegt, denen es gelingt, dem Gedicht einen rasenden Rhythmus zu geben, der den unaufhaltsamen Sturm des Merani, des geflügelten Rosses, herrlich wiedergibt. Zur Beschleunigung dieser besonderen Kadenz und zu der außergewöhnlichen Musikalität des Gedichtes tragen nicht zuletzt der Reim, der gepaart ist (aabb), die häufig anzutreffenden Alliterationen, die Innenreime, die Wiederholung von Affixen (z. B. das Präverb *ga-*) usw. bei. Im Verlauf des Werkes wird der Ton in einigen Strophen erklärend und programmatisch, wobei er dazu neigt, sich negativ auf die Aufwallung des Rhythmus auszuwirken. In diesen Fällen aber greift der Dichter zu einem evidenten Kunstmittel, er wiederholt in immer kürzeren Abständen (Strophe IV, VII und IX), also in einer obsessiven Art und Weise, den zweiten und dritten Vers der ersten Strophe (Lauf und lauf, mein Roß, wo kein Ziel ist, wo keine Ankunft ist, laß dem Wind, der weht, der Gedanken Nacht und ihr Wogen!). Er will ohne Zweifel die Ruhe, die im Begriff war sich aufzubauen, unterbrechen und dem Text neue Kraft einverleiben. Anders gesagt, diese beiden Verse erfüllen die Funktion eines Refrain mit dem Ziel, die Dynamik des Textes, die den Leser den rasenden Galopp bzw. den fortwährenden Flug des geflügelten Rosses zusammen mit seinem Reiter ständig wahrnehmen lassen soll, zu bewahren.

Zweitens zum Inhalt: Es scheint sich nur zum Teil um einen Text zu handeln, der Ergebnis von jähher Beunruhigung, verursacht durch die Gefangennahme des Onkels Ilia Orbeliaii, ist, denn obwohl sich in dem Gedicht das patriotische Opfermotiv und das einer heldenhaften Tat im Namen der Freiheit der eigenen Heimat tatsächlich feststellen läßt, wird es doch verstärkt durch jene Sehnsucht nach dem Unmöglichen oder besser durch jenen Wunsch nach dem Unendlichen, der nur durch das Überwinden der Grenzen befriedigt werden kann, die jedem Individuum durch sein eigenes Schicksal gesetzt werden, den Wunsch also, der, einsetzend mit Goethes »Faust«, dann die Philosophie der Romantik kennzeichnen wird. Ilia Čavčavaže hat genau diesen Versuch des Reiters, von dem uns das Gedicht erzählt und der auf dem Rücken seines geflügelten Streitrosses versucht, die begrenzte Wirklichkeit, die ihn umgibt, zu durchbrechen, um den außergewöhnlichen Energien, die er in seiner Brust toben spürt Ausdruck zu geben, den titanischen Anstrengungen des Faust gegen-

übergestellt⁵, doch im Unterschied zu Faust – fügen wir hinzu – kompromittiert er sich nicht mit den dunklen Mächten, sondern opfert sich bei dem Versuch, sie zu besiegen, wobei wir nochmals wiederholen: Durch diesen Willen, die menschlichen, natürlichen und göttlichen Gesetze zu transzendieren, wird das Verhalten aller romantischen Helden, beginnend mit denen von Byron, charakterisiert werden.

Der erste Vers der ersten Strophe stellt das geflügelte Streitroß sofort vor, das in vollem Sturmflug beabsichtigt, seinen Reiter zu dem Ziel zu führen, das dieser sich gesteckt hat, d. h. die ihm vom Schicksal gesetzten Grenzen zu durchbrechen, um seinen Wunsch nach dem Unendlichen zu befriedigen und um gleichzeitig seine Liebe dem Nächsten gegenüber zu manifestieren. Nichtsdestotrotz, während das Pferd mit seinem Rennen gewalttätig in den Text eindringt, spielt der Reiter, der in dem Gedicht immerhin die Funktion des Helden-Erzählers entfaltet, in der ersten Strophe eine Rolle mit geringem Profil, und seine Präsenz offenbart sich tatsächlich auch nur durch das Pronominalzeichen *m-* (in der Übersetzung durch das Personalpronomen *mich*), weil der Autor damit beschäftigt ist, der Darstellung der antinomischen Gestalt des geflügelten Rosses, d. h. dem Raben, Raum und Erheblichkeit zu geben, der das Rennen des Streitrosses und folglich die Erreichung des Zieles durch den Reiter gefährdet und versucht, ihn in die Grenzen des Alltags und des Gewöhnlichen zurückzubringen. Gerade von den ersten Versen an stellt es sich also offensichtlich heraus, daß im Gegensatz zu dem, was einige Kritiker behauptet haben, das Gedicht nicht auf drei Gestalten aufgebaut ist: Pferd, Reiter und Rabe, sondern es stützt sich auf eine präzise binäre Opposition: auf der einen Seite das geflügelte Roß mit seinem Reiter auf dem Rücken, auf der anderen Seite der schwarze Rabe, der Vogel der bösen Vorbedeutung, Ausdruck und Symbol des Schicksals, auf das der Reiter stoßen wird. Diese Gegenüberstellung wird dadurch ermöglicht, daß man den Reiter nicht als selbständig, vom Pferd gelöst betrachten soll, sondern im Gegenteil genauso, wie das in der folkloristischen Tradition geschieht, in der der Held und sein Helfer, in diesem Fall das Pferd, funktionell eine einzige Person sind, d. h. wir sehen uns einer Kombination von Held-Tier gegenübergestellt.⁶

Der letzte Autor, der in der georgischen Literatur Merani gestaltet hatte, war Rustaveli, der es in seinem Werk zweimal erwähnt (95,3; 201,2). Das Wiederaufgreifen des geflügelten Rosses seitens Baratašvili und seine Symbiose mit dem Reiter ist ein weiteres Zeugnis der rituellen Nähe zum Menschen, die dieses Tier im Laufe der Jahrhunderte gehabt hat.⁷ Die Wurzel des Wortes *Merani* kann zumindest als Arbeitshypothese auf das mongolische *morin* »Pferd« zurückgeführt werden oder wenigstens auf die Wurzel **mor-*, die in den mongolisch-tungusischen Sprachen das Pferd bezeichnet und aus der das russische Derivat *merin'* »Hengst« stammt, das aber erst am Ende des Mittelalters, um 1500, in Erscheinung tritt. Dem folgend würde aber das Verbindungsglied, d. h. der Weg, den diese Wurzel genommen hat, um in die ge-

⁵ Zitiert in Gačrelia, A.: Niķoloz Baratašvili (in: Gačrelia, A.: Rčēuli načerebi, II, Tbilisi 1978, S. 159–160).

⁶ Vgl. Propp, V. Ja.: Le radici storiche dei racconti di fate, Torino 1972, S. 267.

⁷ Vgl. Gamkrelidze T. V., Ivanov V. V.: Indoevropskij jazyk i indoevropejcy, II, Tbilisi 1984, S. 544–561.

orgische Sprache zu gelangen (kann man hier mutmaßen, daß sie irgendeine Seidenstraße genommen hat?), fehlen. Merani ist ein Streitroß, das sich das Bild eines Vogels übergeworfen hat und außer Vogelattributen wie den Flügeln auch seine Funktionen (die des Vogels) und dazu auch einige seiner Charakteristika annimmt. Insbesondere kann Merani den Winden trotzen, die Gewässer bezwingen und sich pfeilgleich über Felsen und Abhänge bewegen: Sein Galopp kennt weder Hindernisse noch Grenzen. Diese Eigenschaft bringt Merani den geflügelten Pferden der folkloristischen und mythologischen Tradition nahe, deren Handlung nicht durch irdische Hindernisse begrenzt werden kann, aber zugleich betont sie, wie schon erwähnt, seine Symbiose mit dem Reiter, der, auch wenn er gegenüber den Schwierigkeiten des Weges eine gewisse Müdigkeit verspürt, verspricht, seinen ungezähmten Geist zu erhalten, und erklärt, dazu bereit zu sein, sich für das Wohl seines Nächsten zu opfern. Daraus ergibt sich evident, daß die traditionelle folkloristisch-mythologische Interdependenz von Pferd und Reiter von dem Dichter in den Rahmen der Philosophie der Romantik, die durch einen tiefen prometheischen Hauch beseelt und durch einen unerschöpflichen Geist der Rebellion und Selbstaufopferung gekennzeichnet ist, gestellt wird.

Das Fehlen einer Schranke, einer Grenze des zügellosen Laufes des Pferdes und des Reiters ist entscheidend beeinflußt von dem Wunsch nach dem Unendlichen, d. h. von dem Freisetzen einer imaginativen Kraft, die von öffentlichem Engagement und gesellschaftlichen Verpflichtungen gekennzeichnet ist, die der Reiter annehmen wird. Hier sehen wir uns nicht dem Leopardischen Vergnügen einer Vorstellung gegenüber, das uns Illusionen bereiten kann, sondern einer besonderen Form der Tugend, die den Reiter anspornt, jede Barriere zu überwinden, und ihn dazu motiviert, nicht länger im Namen eines Individualzieles zu agieren, sondern zum Erreichen des Gemeinwohls. Dem Fehlen einer Aktionsgrenze entspricht auch eine Grenzenlosigkeit des Raumes: der Reiter beabsichtigt, sein eigenes Land zu verlassen und sich auf die Suche nach anderen Ländern zu begeben; ebenso auch eine Grenzenlosigkeit der Zeit: die versprochene Tat, der Kampf mit dem Schicksal, ist in ungenauer Zukunft angesiedelt, außerhalb zeitlicher Begrenzungen. Klar soll dabei aber sein, daß diese räumliche und zeitliche Dehnung nicht beabsichtigt, den Zeitpunkt der Tat zu verzögern, da der Reiter eine sichere Form von Agonismus und einen besonderen Drang, sich aufzuopfern, offenbart. Das Sichaufopfern wird sich in der Kürze der eigenen (Lebens-) Zeit vollziehen, in Opposition zu der Grenzenlosigkeit der Zeit an sich, also der Dimension, in der der nachfolgende Kamerad seinen Kampf (den des Reiters) fortsetzen wird (Und dem Menschenbruder, der nach mir kommt, wird leichter sein die Bürde des Weges).

Um das Ziel, das er sich gesetzt hat, zu erreichen, ist der Reiter zu jedem Opfer bereit, in erster Linie, die Strenge des Exils zu ertragen. Dieses Motiv ist zwangsläufig von dem der Einsamkeit begleitet, die den Reiter veranlaßt, menschenleere Gebiete zu durchqueren, wobei er seine Hoffnungen den Sternen und die Trugbilder des Lebens, das er verlassen hat, wie z. B. die Liebe, dem Meer anvertraut. In dieser Situation fungiert das Pferd als Vermittler zwischen dem Himmel und der Erde auf der einen Seite und dem Reiter auf der anderen Seite. Wenn wir nochmals auf die folkloristische und mythologische Tradition zurückkommen, sehen wir, daß das Pferd tatsächlich mit den Attributen des Himmels versehen sein kann und gleichzeitig verbunden

mit dem Wasser, wie es mit dem vedischen Agni und dem griechischen Pegasus geschieht.⁸ Das Pferd führt also im Verlauf des Gedichtes nicht nur die Rolle des Helfers aus, sondern, wie gesagt, handelt es in Symbiose mit seinem Reiter, der sich in vollem romantischen Bewußtsein der Unvermeidlichkeit des Kampfes darauf vorbereitet, in der Gewißheit zu sterben, daß sein Roß den Kameraden tragen wird, der seinen Kampf fortsetzen, d. h. sich mit dem dunklen Schicksal bis zur Erreichung des finalen Zieles messen wird.

Der Reiter besitzt eine titanische moralische Kraft, die sich bei Baratāšvili auf eine solide religiöse Basis stützt, und beseelt von einer solchen moralischen Kraft, strebt er danach, die menschlichen und die Naturgesetze im Namen des Gemeinwohls zu überschreiten. Im Einklang mit seinem Reiter fühlte auch der Dichter, daß er in offenem Widerspruch zu der mittelmäßigen Lebenslage, die er zu ertragen hatte einen ebensolch starken inneren Elan besaß, wie man den Zeilen, gerichtet an den Onkel Grigol Orbeliani, entnehmen kann: »Ich sage, daß eine innere Stimme mich zu einem besseren Los ruft, das Herz sagt mir, daß ich nicht für die Lebenslage, in der ich mich derzeit befinde, geboren bin. «Schlaf nicht!» – wiederholt es mir.«⁹ Er sehnte sich nach großen Taten, nach deren Vollbringung, wie er in einem Brief an seinen Onkel Zakaria Orbeliani gesteht, er die Ruhe im Schoße der Familie verdient haben würde: »Die menschliche Seele, hat sie einmal ihre völlige Entwicklung erreicht und die ihr von oben vorbestimmten Taten erfüllt, ergibt sich erschöpft der Ruhe des stillen Familienlebens.«¹⁰ Das Verhalten des Reiters ist ein typisch romantischer Akt der Revolte und gleichzeitig eine Manifestation der Liebe gegenüber dem Nächsten, die ihn, das weiß er gut, dazu führen wird, sich dem Schicksal entgegenzustellen, und in der Konsequenz zu einem unvermeidlich tragischen Ende trägt. Höchstwahrscheinlich hatte sich Baratāšvili die Notwendigkeit zu agieren durch die Lage der Unterwerfung, in der sich sein Georgien befand, gezeigt. Unter anderem hatte er über diese Thematik lange meditiert, insbesondere in dem Gedicht »Bedi Kartlisa« (Das Schicksal Georgiens) von 1839 und in dem Gedicht »Saplavi mepis Iraqlisa« (Das Grab des Königs Erekle), das er im gleichen Jahr wie »Merani« schrieb. Darüber hinaus hatte er mit Sicherheit, auch wenn er noch sehr jung war, die Lehre jener Patrioten aufgenommen, die 1832 eine Revolte gegen die russische zaristische Macht organisiert hatten, um das »vorbestimmte« Los ihres Landes zu ändern, die aber sofort entdeckt, verhaftet und zu langen Haftstrafen verurteilt wurden. Um auf die Motivationen zurückzukommen, die der Dichter in dem oben erwähnten Brief an den Onkel Grigol Orbeliani gibt, in dem er über das Ereignis, das ihn dazu gebracht hatte, »Merani« zu verfassen, schreibt, könnte man vielleicht vermuten, daß das Opfer jener mutigen Patrioten von Baratāšvili dem Schicksal seines Onkels Ilia Orbeliani, der auch gefangengenommen wurde, auf irgendeine Weise gegenübergestellt wurde und daß das Gedicht folglich eine Hymne auf all jene sein sollte, die ihr Leben der Befreiung ihres Landes gewidmet haben. Man könnte jedoch einwerfen, daß die Ideale, für die Ilia Orbeliani kämpfte,

⁸ Vgl. Propp, V. Ja.: op. cit., S. 286–288.

⁹ Baratāšvili, N.: Grigol Orbelianisadmi, 21. VIII. 1843 (in: Baratāšvili, N.: Tszulebani. Tbilisi 1968, S. 182).

¹⁰ Baratāšvili, N.: Zakaria Orbelianisadmi, 15. IV. 1844 (ebenda, S. 185).

der übrigens nach acht Monaten Gefangenschaft (vom 20. März bis zum 28. November 1842) befreit werden sollte, nicht wirklich patriotisch waren, da er im Dienst der zaristischen russischen Armee stand. Trotzdem glaubte auch Baratašvili wie die gesamte Intelligenz seines Landes, daß der Kampf gegen die Muslime, in diesem Fall die Truppen des Šamīl, für ein christliches Volk, wie es die Georgier waren, eine ethische und moralische Verpflichtung war, auch wenn dies unter der Fahne einer Armee von Glaubensgenossen geschah.

Der Reiter ist von einem tiefen Agonismus bewegt, der nichts anderes ist als eine dramatische Spannung, eine hyperbolische Leidenschaft, die Neigung zur Selbstaufopferung für das Erreichen des Zieles, das er sich gesetzt hat, oder wenigstens das Weisen des Wege, dem der Kamerad, der sein Unternehmen fortsetzen wird, zu folgen hat. Das agonistische Opfer, das sich durch die Vermittlung der poëts maudits (Rimbaud behauptet: »Qu'il crève dans son bondissement par les choses inouïes viendront d'autres horribles travailleurs; ils commenceront par les horizons où l'autre s'est affaissé«)¹¹ alle avantgardistischen Bewegungen des 20. Jahrhunderts aneignen werden, hat seinen Ursprung genau in diesem unvermeidbaren Gefühl der Selbstaufopferung, das das Verhalten des romantischen Helden prägt. Die Neigung zur Selbstopferung ist für den Reiter, der Merani reitet, das zwangsläufige Ergebnis des Wunsches nach dem Unmöglichen, Unendlichen, von dem er erfüllt ist und der zur gleichen Zeit, wie schon gesagt, einen Akt der Liebe gegenüber dem Nächsten darstellt. Dieser Wunsch bringt ihn dazu, sich mit jener höheren Kraft zu messen, die verantwortlich ist für die individuelle, die nationale, die soziale und die metaphysische Gefangenheit, in der er gezwungen ist zu leben, d. h. das Schicksal als Manifestation der Idee von der Determination als Unfreiheit. Der Tradition folgend, wird das Schicksal im Originaltext chromatisch als *šavi* »schwarz« beschrieben, so daß wir es nicht nur als mit der Dunkelheit verbunden betrachten müssen, sondern es ist selbst die Dunkelheit, und man wird sogar dazu gebracht zu denken, daß der Geist des Dichters es beabsichtigen könnte, ihm die Beleuchtung, die Kraft des Lichtes, gegenüberzustellen. Für einen Christen ist nach den Worten Johannes' die Wahrung der Freiheit durch die Aneignung der Wahrheit bedingt: »Und werdet die Wahrheit erkennen, und die Wahrheit wird euch frei machen« (8,32). Baratašvili war ein tief religiöser Geist, davon haben wir deutliches Zeugnis in sehr bekannten Gedichten wie »Pikrni mtkvris pirzed« (Gedanken am Ufer des Mtkvari) von 1837, »Čemi locva« (Mein Gebet), geschrieben 1840, »Vpove țazari« (Ich fand einen Tempel) von 1841 und noch andere, wir können aber auch sagen, daß in diesem Gedicht der religiöse Hauch fehlt und ersetzt ist durch eine ziemlich pragmatische Konzeption, die nicht auf ein transzendentes Ziel verweist, sondern vielmehr auf ein konkretes, irdisches Resultat zielt, auch wenn es, wie es die romantische Atmosphäre verlangt, in eine tragische Dimension gestellt ist. Im Heldentum des Reiters muß folglich ein moralisches Engagement gesehen werden, eine ethische Entscheidung, jenes wertvolle Gut, das die Freiheit ist, zu erobern, wobei dieses Konzept nicht nur an die Gesellschaft gebunden ist, sondern die persönliche Sphäre eines jeden Individuums betrifft, weshalb es als eine unterschiedlich interpretierbare Metapher verstanden werden kann. Insbesondere in jenem Kampf zwischen Dunkelheit und Licht könnte man eine Form des Engagements gegen Ignoranz

¹¹ Rimbaud, A.: Letre du voyant (in: Rimbaud, A.: Opere, Milano 1969, S. 142).

und Obskurantismus im Namen des Sieges des Wissens sehen, wobei da Wissen die einzig mögliche Wahrheit ist. Wenn das so wäre, wäre das der universalste und edelste der Heroismen.⁴

In seiner indoeuropäischen onomatopoetischen Wertigkeit ist *qorani* »der Rabe«, der durch dieselbe schwarze Farbe des Schicksals gekennzeichnet ist, in dem Gedicht Ausdruck und Symbol desselben Schicksals (wir könnten sogar sagen, daß er sein Helfer ist, so wie es das Roß für den Reiter ist, wenn wir das Schicksal personifizieren wollten). Auch wenn in vielen indoeuropäischen Kulturen der Rabe wegen seiner kultischen Bedeutung oft dem Adler nahe gebracht wurde, ist er mit der Zeit vor allem ein Vogel der bösen Vorbedeutung geworden, begleitet von einem verhängnisvollen Ruf, wie es Edgar Poe gut hervorhebt, der ihn in seinem Gedicht »The Raven«, das drei Jahre nach »Merani« erschien, folgendermaßen definiert: »Thing of evil!«.¹² Die Gewißheit über das Wesen des Raben wurde weiter bestätigt und illustriert in seinem Artikel, den er geschrieben hatte, um die Philosophie zu präzisieren, die hinter der Komposition seines Gedichtes stand.¹³ Der Rabe, der krächzend den Reiter auf dem Rücken Meranis verfolgt, der in vollem Galopp einem anderen Ziel zustrebt, erweist sich als der fleißigste und zuverlässigste Hüter jenes begrenzten und definierten Bereiches, in dem die immanente Macht des Schicksals jeden von uns zwingt zu handeln.

Die Schicksalsidee und damit die der Freiheit hat im Laufe der Jahrhunderte eine ständige Metamorphose erfahren, und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als Baratašvili lebte und wirkte, war sie eng mit der Frage der Identität und der nationalen Unabhängigkeit verbunden. Die dramatische Nachricht von der Gefangennahme und Gefangenschaft von Ilia Orbeliani ordnete sich folglich ein in eine Thematik, jene eben der Freiheit des eigenen Landes und der Verpflichtung, die jeder Bürger hatte, für ihre Erreichung zu kämpfen. Diese Thematik war in den Kreisen der georgischen Intelligenz weit verbreitet und wurde auch von Baratašvili stark empfunden. Diese Heimatliebe, dieser Nationalgeist, ist das Element, das den Dichter dazu gebracht hat, von einer gleichgültigen Haltung und Apathie gegenüber weltlichen Ereignissen abzuweichen und dazu überzugehen, eine Form des individuellen Heldentums zu billigen und zu unterstützen. In den Versen des schon zitierten Gedichtes »Pkrni mtqvrir pirzed« aus dem Jahre 1837 wurde das Agieren tatsächlich als eine unumgängliche Verpflichtung eines jeden Menschen verstanden, d. h. als eine Angelegenheit des Gewissens, der sich leider kein Individuum entziehen konnte, während in dem Gedicht »Merani« die Initiative, die Unternehmung, die Heldentat tief empfunden sind und ständig angestrebt werden, weil sie das ultimative Ziel unserer Existenz geworden sind. Es läßt sich dann auch vermuten, daß er durch das Mißgeschick seines Onkels angeregt wurde, ein Gedicht zum Abschluß zu bringen, über das er schon seit einiger Zeit meditiert und woran er gearbeitet hatte. Wir können aber nicht mehr als Vermutungen anstellen, da bekanntlich das Archiv und ein großer Teil der Werke vernichtet wurden. Verschont geblieben sind siebzehn Briefe, ein kurzes Poem und siebenund-dreißig Gedichte, unter ihnen »Merani« – ein dauerhaftes Zeugnis seiner Größe.

¹² Vgl. Poe, E. A.: The Raven (in: Poe, E. A.: Opere scelte, Milano 1971, S. 1222).

¹³ Poe, E. A.: Filosofia della composizione (in: Poe, E. A.: Opere scelte, Milano 1971, S. 314).

Nodar Kakabaze

Österreichische und deutsche Stücke auf georgischen Bühnen

A priori ging ich von der Überzeugung aus, daß unter den fremdsprachigen Dramatikern in Georgien Shakespeare nach der Zahl der Aufführungen alle ausländischen und einheimischen Autoren bei weitem überträfe: 14 Stücke des Engländers wurden zu verschiedenen Zeiten in georgischen Theatern Georgiens gespielt.

Wie groß war aber mein Erstaunen, als ich feststellte, daß Gerhart Hauptmann mit 13 Stücken, die auf georgischen Bühnen aufgeführt wurden, nur knapp hinter Shakespeare lag, wobei hierbei nur alte Aufführungen berücksichtigt sind. Zählt man die Aufführungen auch des neuen Stückes hinzu (gemeint ist »Vor Sonnenuntergang«, das 1978 am Maržanišvili-Theater gespielt wurde), ergibt es sich, daß Gerhart Hauptmann in Georgien dem englischen Dramatiker quantitativ ebenbürtig ist.

Besonders populär und der meistaufgeführte Dramatiker in Georgien war Gerhart Hauptmann am Anfang des 20. Jahrhunderts, im ersten Jahrzehnt und in den zwanziger Jahren. Damals war er ohne Konkurrenz. Sogar Shakespeare konnte zu dieser Zeit seinen Bühnenerfolg nicht wettmachen.

Um die Jahrhundertwende und am Anfang des 20. Jahrhunderts nahm Hermann Sudermann den zweiten Platz ein: Sieben Stücke von ihm wurden aufgeführt – »Heimat« (1895), »Die Ehre« (1901), »Sodoms Ende« (1902), »Das Glück im Winkel« (1903), »Die Schmetterlingsschlacht« (1907), »Johannisfeuer« (1907), »Stein unter Steinen« (1913).

Das erklärt sich dadurch, daß Hauptmann und Sudermann zu der Zeit auch in ihrer Heimat besonders beliebt und aktuell waren. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß die damaligen Theaterschaffenden und Regisseure hauptsächlich am russischen Theater orientiert waren und die meisten deutschsprachigen Stücke ihren Weg erst dann auf die georgischen Bühnen fanden, wenn sie in Rußland »erprobt« worden waren. Und um diese Zeit wurden Hauptmann und Sudermann in Rußland intensiv übersetzt und aufgeführt. Die Hauptursache für diesen Tatbestand war die allgemeine Lage in ganz Europa, wo die soziale Frage, der Kampf um die soziale Gerechtigkeit und Gleichheit, das Hauptproblem der Epoche war. In dieser Zeit läßt sich die Dominanz der Ideen der Sozialdemokratie nachweisen.

Den sozialdemokratisch orientierten georgischen Zuschauern imponierten das Mitgefühl mit den sozial Unterdrückten und den in ihrer Triebhaftigkeit und den Bedingungen ihrer Umwelt gefangenen Menschen, den Erniedrigten und Gedeemütigten. Hermann Sudermann galt in dieser Zeit als bedeutendster Dramatiker des Naturalismus neben Gerhart Hauptmann. Die beiden Dramatiker setzten sich mit den sozialen und psychischen Problemen der Zeit auseinander. Obwohl Gerhart Hauptmann nie Mitglied der Sozialdemokratischen Partei (SPD) war, bekannte er sich zur Weimarer

Republik und ihrem ersten sozialdemokratischen Präsidenten Friedrich Ebert, als dessen Nachfolger er zeitweilig in Betracht kam.

Die sozialkritischen Dramen von Sudermann und Hauptmann mit ihren didaktischen Neigungen waren tendenziös und sozial-realistisch orientiert (sie behandelten reale gesellschaftliche Probleme). Diese Dramatik spielte die Rolle eines moralischen Leitfadens.

Es ist bemerkenswert, daß das patriotische Thema – die nationale Frage, die Idee des nationalen Befreiungskampfes, des Kampfes um die nationale Freiheit –, das traditionell in der georgischen Literatur dominierte, Ende des 19. Jahrhunderts durch die soziale Problematik und Thematik in den Hintergrund gedrängt wurde. Dies war die Periode der unumschränkten Herrschaft der sozialdemokratischen und marxistischen Ideen.

Die deutsche Dramatik eroberte die georgischen Bühnen in folgender Reihenfolge: Zunächst kam Schiller (6 Stücke), dann Hermann Sudermann (7 Stücke), ihm folgte Gerhart Hauptmann (13 Stücke; insgesamt 14 Stücke). Dann kamen die Expressionisten Ernst Toller: »Masse-Mensch« (1923) und »Hoppla, wir leben!« (1928), Georg Kaiser: »Gas I« (1924), Franz Werfel: »Spiegelmensch« (1929), Walter Hasenclever: »Ein besserer Herr« (1929). Und endlich kam Bertolt Brecht mit 4 Stücken: »Die Dreigroschenoper« (1964), »Der gute Mensch von Sezuan« (1969), »Der kaukasische Kreidekreis« (1975), »Die Geschichte der Simone Machard« (1983). Es gibt zwei grundverschiedene Aufführungen von »Der gute Mensch von Sezuan« und drei von der »Dreigroschenoper«.

Dem georgischen Zuschauer sind auch einzelne Stücke anderer deutscher Dramatiker bekannt: Andreas Gryphius (»Catharina von Georgien«), Lessing (»Nathan der Weise«, »Emilia Galotti«), Zacharias Werner (»Der 24. Februar«), Georg Büchner (»Leonce und Lena«, »Woyzeck«), Karl Gutzkow (»Uriel Acosta«), Friedrich Halm (»Der Fechter von Ravenna«, »Griseldis«), Richard Voss (»Schuldig!«), Otto Ernst (»Flachsmann als Erzieher«), Franz Adam Beyerlein (»Zapfenstreich«), Ernst von Wildenbruch (»Die Karolinger«, »Die Haubenlerche« – es ist charakteristisch und aufschlußreich, daß dieses soziale Schauspiel von Wildenbruch, das 1909 uraufgeführt wurde, dem sozialdemokratisch geschulten georgischen Zuschauer besonders gefiel, da es in Nachahmung der Naturalisten geschrieben wurde), Oskar Blumenthal, Gustav Kadelburg, Philipp Langmann (»Bantel Turaser«, »Korporal Stehr«), Georg Engel (»Im Hafen«), Ludwig Fulda (»Der Dummkopf«, »Des Esels Schatten«), Adolf Schweyer (»Die Sittennote«), Hermann Bahr (»Die neuen Menschen«, »Der Apostel«, »Josephine«), Rudolf Lothar (»König Harlekin«), Hugo von Hofmannsthal (»Die Hochzeit der Sobeide«, »Elektra«), Wolfgang Borchert (»Draußen vor der Tür«), Friedrich Wolf (»Professor Mamlock«), Max Frisch (»Biedermann und die Brandstifter«), Friedrich Dürrenmatt (»Die Panne«, inszeniert von Gia Antaze, »Die Physiker«, »Der Besuch der alten Dame«, »Romulus der Große«, »Play Strindberg«), Peter Weiss (»Marat/Sade« in drei verschiedenen Aufführungen). Der junge Regisseur Levan Çulaze inszenierte Thomas Manns Erzählung »Mario und der Zauberer« und führte sie auf. Hermann Wedekind führte in Kutaisi Robert Oberhausers »Bauern und Propheten« auf.

Wie wir sahen, war früher in Georgien der meistgespielte Dramatiker Gerhart Hauptmann. Aber wir sollten auch hinzufügen, daß seine Wirkung und seine Aktuali-

tät in der Vergangenheit festzustellen sind. Heutzutage ist das Interesse des georgischen Theaters an ihm fast geschwunden. 1978 versuchte der junge Regisseur Malxaz Žvania das Interesse an Hauptmann zu beleben, die Aufmerksamkeit der georgischen Gesellschaft wieder auf ihn zu lenken, doch vergebens: Im Maržanišvili-Theater inszenierte er auf der georgischen Bühne zum ersten Mal »Vor Sonnenuntergang«, leider ohne Erfolg. Es ist unklar, worauf der Mißerfolg zurückzuführen ist, auf die schwache Aufführung oder auf das Nachlassen des Publikumsinteresses an der Stilistik und Problematik Hauptmanns. Ich kann hier die Tätigkeit der erfahrenen Regisseurin und Theaterpädagogin Lili Ioseliani nicht unerwähnt lassen, die sich wieder und wieder in ihrer pädagogischen Tätigkeit und theatralischen Praxis vertrauensvoll und hilfeschend an Gerhart Hauptmann wendet. Wir denken dabei an ihre Diplomarbeiten »Hanneles Himmelfahrt« (1983) und »Einsame Menschen« (1978). 1990 führte sie am Maržanišvili-Theater »Das Friedensfest« auf.

Aber insgesamt ist die heutige Generation wenig an Hauptmanns Thematik, der Problematik seiner Stücke und seiner künstlerischen Methode interessiert, sogar meine Generation (Jahrgang 1923) kennt diesen Dramatiker oft nur noch vom Hörensagen. Man kann behaupten, daß Gerhart Hauptmann in Georgien ein Dramatiker der Generation unserer Eltern und Großeltern ist.

Einige deutschsprachige Stücke und ihre Aufführungen wurden zum Wendepunkt in der Geschichte des georgischen Theaters¹. Das sind: 1. Ernst Tollers »Hoppla, wir leben!«, inszeniert von Konstantine Maržanišvili im Jahre 1928, 2. Karl Gutzkows »Uriel Acosta« (1929), aufgeführt wiederum von Maržanišvili und auch in den letzten Jahren am Maržanišvili-Theater gespielt, 3. Friedrich Schillers »Die Räuber«, dargeboten von Sandro Axmeteli (1933) und 4. Bertolt Brechts »Der kaukasische Kreidekreis«, aufgeführt von Robert Šturua (1975). Es ist bemerkenswert, daß diese Aufführung bis heute auf dem Spielplan geblieben ist: Seit 25 Jahren wird am Rustaveli-Theater ununterbrochen der »Kaukasische Kreidekreis« geboten.

Das georgische Theater empfing von diesen Stücken entscheidende Impulse. Diese deutschen Dramatiker wurden zu Inspiratoren für einen neuen Theaterstil in Georgien. Diese Stücke haben in der Geschichte des georgischen Theaters qualitativ neue Phasen eingeleitet.

Das georgische Theater entwickelte sich vom einerseits mimetischen, illusionistischen, empirisch-realistischen und andererseits heroisch-romantischen Theater mit melodramatischen Anflügen zum antimimetischen, antiillusionistischen, metaphorischen, »mythischen«, parabelhaften Theater. Soziale, sozialkritische und eng politische Fragestellungen wurden durch existentielle Problematik ersetzt. Allmählich wurden die neuen Theaterbesucher erzogen und für das neue Theater gewonnen.

Heutzutage ist Bertolt Brecht der beliebteste und erfolgreichste deutschsprachige Dramatiker in Georgien. Allmählich wurde der Konservatismus unserer Zuschauer und Theaterwissenschaftler überwunden und das früher in unserem Land verbreitete antibrechtsche »Syndrom« geheilt.

¹ In dokumentarischer und faktischer Hinsicht ist mein Beitrag größtenteils folgenden Arbeiten verpflichtet: Kavtiašvili, V.: Gerhart Hauptmanni kartul scenaze (in: Mnatobi 1973, Nr. 8); Laškaraže, D.: Germanuli spektaklebi kartul scenaze, Tbilisi 1974; Revišvili, Š.: Kartul-germanuli literaturuli urtiertobidan, Tbilisi 1977; Gvrišišvili, E.: Gerhart Hauptmanni kartul literaturaši da kartul scenaze (Diss.), Tbilisi 1978.

Brecht markierte mit dem Übergang vom heroisch-romantischen, pathetisch-erhabenen und empirisch-realistischen Stil, der bis dahin vorherrschte, zur antimimetischen, antiillusionistischen, parodistisch-ironischen, metaphorischen Richtung eine neue Phase des georgischen Theaters.

Sudermann und Hauptmann wurden aus dem georgischen Theater, bildlich gesprochen, von Bertolt Brecht prinzipiell, wesentlich und qualitativ »hinausgedrängt«. Das Theater der Erscheinungen wurde durch das Theater der Wegenheiten ersetzt. Brecht kam ziemlich spät auf die georgische Bühne, was keineswegs an ihm lag. Es gab sowohl subjektive als auch objektive Gründe, aber sie zu untersuchen, ist nicht unser Ziel. Aber daß gerade Bertolt Brecht heute der beliebteste und erfolgreichste ausländische Dramatiker in Georgien ist, wird, denke ich, niemand in Abrede stellen, und das ist ohne Zweifel das Verdienst des Regisseurs Robert Şturua, der die neuen georgischen Theaterzuschauer erzogen und sie für das neue Theater gewonnen hat. Heute kann man ohne Übertreibung feststellen, daß Şturua in Georgien ein neues, antimimetisches, antiillusionistisches Theater geschaffen hat.

Şturua ist in die Schule Brechts gegangen, aber er ist kein orthodoxer, blinder, unkritischer Schüler von Brecht geworden. Doch man muß auch der wirklichen Sachlage Gerechtigkeit widerfahren lassen und sagen, daß Dimitri Aleksizje das Verdienst gebührt, Brecht zum erstenmal auf eine georgische Bühne gebracht zu haben. Das war 1964. Damals inszenierte er die »Dreigroschenoper«. 1975, also elf Jahre später, ließ Robert Şturua mit seiner Aufführung vom »Kaukasischen Kreidekreis« die Theaterwelt aufhorchen. Diese Aufführung wurde zu einem Wendepunkt in der Geschichte des georgischen Theaters.

Zum Glück bewahrheitete sich die Vermutung Helene Weigels und einiger georgischer Germanisten, daß Brechts »Kaukasischer Kreidekreis« auf georgischer Bühne von vornherein zum Mißerfolg verurteilt sei, nicht. Robert Şturua fand einen passenden Schlüssel zu diesem Stück, so daß seine Aufführung fast in ganz Europa und auch in Amerika (z. B. in Jugoslawien, England, Schottland, Italien, Frankreich, Deutschland, der Schweiz, Griechenland, Mexiko) Aufsehen erregte und sogar dieses verwöhnte und übersättigte Publikum bezauberte.

Trotz des erheblichen, ja sogar prinzipiellen Unterschieds zwischen den Regiekonzeptionen beider Regisseure (Aleksizje ist, wie er selbst in einem Interview sagte, Anhänger eines heroisch-romantischen und pathetisch-erhabenen Stils) wählten sie in diesem Falle gewissermaßen einen analogen Weg und fanden einen mehr oder weniger ähnlichen Schlüssel zu Brecht. Beide versuchten auf ihre Weise, dem georgischen Zuschauer Brechts Stücke nahezubringen. Für das georgische Publikum war und ist eine Theateraufführung gleichsam ein Fest, ein Schau-Spiel (im unmittelbaren und umfassenden Sinn des Wortes), eine Augenweide, und von dieser Seite führten beide Regisseure das georgische Publikum in die Brechtsche Welt ein – also stärker von der Seite der Komödie, da für das georgische Publikum orthodoxe Brechtsche Aufführungen zu gedankenüberladen, zu »asketisch«, nicht genügend farbenfreudig sind (bekanntlich sind die Brechtschen Stücke weder reine Komödien noch Tragödien, sie sind Tragikomödien).

Man kann sagen, daß Aleksizje die ersten Schritte auf dem Gebiet einer georgischen Brecht-Rezeption getan hat – er ist in dieser Hinsicht Bahnbrecher, Wegbereiter, Vorkämpfer. Aleksizje führte für die georgische Brecht-Rezeption sozusagen eine

propädeutische Arbeit durch – er gab dem georgischen Zuschauer die Elementar-
 bildung. Das war die erste Stufe, die erste Phase, der georgischen theatralischen
 Brecht-Rezeption. Bekanntlich ist aller Anfang schwer. Es ist auch in Betracht zu
 ziehen, daß dies nicht nur die erste georgische, sondern auch eine der ersten sowjeti-
 schen **Brecht-Aufführungen** war.

Die »Dreigroschenoper« ist ein relativ frühes Stück, in dem sich das epische Thea-
 ter noch nicht voll entfaltet hatte und das einen Wendepunkt im Schaffen von Brecht
 darstellt. Durch ihre pikant-exzentrische Handlung und durch Weills dem Jazz ange-
 näherte Musik ist die »Dreigroschenoper« dem Musical verwandt. Die georgische
 »Dreigroschenoper« kam dem Musical noch näher, und der tragische Aspekt wurde in
 dieser Aufführung erheblich abgeschwächt. Dimiṭri Aleksizje war keineswegs Brechts
 bloßer Imitator, sein epigonenhafter Nachbilder. Den Brechtschen Stoff reproduzier-
 te er nicht unverändert, in seine Regiekonzeption führte er eine ganz neue Person ein,
 die die Haltung Brechts improvisierend verdeutlichte, in grotesker Manier die Hand-
 lung resümierte, kommentierte und voraussagte.

Auch Robert Ṣturua inszenierte den »Kaukasischen Kreidekreis« vorwiegend auf
 komische, komödiantische und humorige Weise. Er setzte den Akzent auf die Komö-
 die. Man muß gestehen, daß sich das in der »Dreigroschenoper« eher angeboten hat,
 aber unter den späteren Stücken Brechts ist eben der »Kreidekreis« das optimistisch-
 ste, heiterste und humorvollste.

Der Regisseur Robert Ṣturua versucht, auf »trickreiche« Weise die georgischen Zu-
 schauer zu »überlisten« und sie auf Brechts Seite zu locken. Er nähert den Stücke-
 schreiber Brecht der Theaterästhetik der georgischen Zuschauer an, ohne prinzipielle
 Kompromisse einzugehen. Abgesehen von dieser »Taktik« ist Ṣturua vor allem ein
 georgischer Regisseur, eng mit der georgischen Kunst und Kultur, mit dem georgi-
 schen Nationalcharakter und der georgischen Mentalität verbunden. Deshalb ist es
 selbstverständlich, daß er Brecht zum Teil georgisch liest und den »Kaukasischen
 Kreidekreis« dem georgischen Nationalcharakter und Temperament anpaßt. Dabei
 bricht er aber dem Wesen des Brechtschen Theaters nie die Treue, um dem georgi-
 schen Brauchtum Tribut zu entrichten, obwohl meines Erachtens ab und zu die Gef-
 ahre des »kulinarischen Theaters« entsteht, beispielsweise bei Azdak Tschchikwadses
 opernhafem Gesang.

Robert Ṣturua ist ein eigenwilliger, souveräner Regisseur, der eine eigene Welt-
 und Theateranschauung, ein eigenes ästhetisches Credo, vertritt. Deshalb konnte er
 der Brechtschen Theorie oder dessen Theaterpraxis nicht blindlings und unkritisch
 folgen. Der georgische Regisseur adaptiert den Brechtschen Stoff den georgischen
 Theatertraditionen und auch seinem Temperament und Geschmack entsprechend. Er
 versucht, eine Symbiose zu schaffen zwischen den Sehgewohnheiten des georgischen
 Zuschauers und dem Brechtschen Stil. Daher handelt er ganz im Sinne der Intention-
 en Brechts, der einmal gesagt haben soll, ein Text sei ein Vorwand zum Spielen.

Ṣturua verschiebt die Akzente auf das »Lächeln« des Theaterstückes, rückt den
 Humor, das Komödiantische in den Vordergrund und »kreuzt« die Elemente des
 epischen Theaters mit den Traditionen der georgischen Bühnenkunst. Der georgische
 Regisseur heitert das Brechtsche »asketische«, »skeletthafte« Theaterstück auf, er
 läßt es stärker »lächeln«, macht es »anmutiger«, »eleganter«, »beschwingter«. Obwohl
 die georgische Aufführung »graziöser«, »schöner« und »prickelnder« ist als die

Brechts oder der Regisseure seines Theaters, hat Şturuas Inszenierung meines Erachtens nichts an sozialpolitischer Schärfe und Zielstrebigkeit eingeübt.

Der am Rustaveli-Theater inszenierte »Kaukasische Kreidekreis« ist ein Beispiel für die georgische Adaption eines Brechtschen Stückes. Şturuas Aufführung ist keine mechanische Reproduktion der Brechtschen Theaterpraxis. Der georgische Regisseur schafft eine neue, eigenwillige georgische Interpretation des Brechtschen Stückes, er prägt dem Stück bzw. der Aufführung den Stempel seiner eigenen Persönlichkeit auf. Er drückt dem Stück den Geist seiner Ästhetik und seines nationalen Theaters auf. Das Ausschlaggebende bei der Beurteilung dieser Aufführung ist, daß Şturua nicht bloß das Gegebene in dem Stück reproduziert, sondern nach diesem Stoff dessen theatralische Welt schafft. Şturua hat sein individuelles und nationales Stilgepräge. Brecht gibt Şturua Impulse, inspiriert ihn zum »Koproduzieren«, aber der georgische Regisseur geht, das literarische Material des Dramatikers nutzend, letztlich eigene Wege und entfernt sich somit gewissermaßen von Brecht. Und das ist für Şturua eine selbstverständliche Sache, da Brechts Theater weder ein Museum, in dem alle Exponate unberührt bleiben sollen, noch eine katholische Kirche ist, wo man unweigerlich die Gebote einzuhalten und jede Messe in gleicher Weise zu zelebrieren hat. Jeder echte zeitgenössische Regisseur sollte des Stückeschreibers Mitschöpfer und zudem sein Opponent und Rivale sein, nicht sein Vasall oder Lehnsträger. Er schafft mit Hilfe des dramatischen Stoffes ein selbständiges Kunstwerk, da das Stück und die Bühnenaufführung zwei grundverschiedene künstlerische Welten darstellen.

Robert Şturua ist vor allem ein georgischer Regisseur, mit der georgischen Kultur, der georgischen Kunst, dem georgischen Theater und der georgischen Realität verwurzelt, und es ist nicht verwunderlich, daß er den Brechtschen Stoff nicht passiv abbildet, sondern schöpferisch adaptiert: Er baut seine Aufführung als Spektakel auf, wie ein volkstümlich karnevalistisches Schauspiel, das die Schau- und Hörlust der Zuschauer befriedigt, als eine Art Jahrmarktsbude und Schaubudenvorstellung. Er bringt in das Stück Elemente ein, die aus der Welt des Musicals, der Revue, der Show stammen. In seiner Aufführung dominieren das Komödienhafte, das Spektakuläre, das Possenhafte. Das schwächt zugestandenermaßen die Tragik des Stückes erheblich ab.

Gewiß läßt sich Şturuas Aufführung unter verschiedenen Gesichtspunkten kritisieren, z. B. von der Position eines milieurealistischen, empirisch-realistischen oder mimetischen Theaters oder vom Standpunkt einer Brechtschen Orthodoxie, aber niemand vermag in Abrede zu stellen, daß diese Aufführung in der Geschichte des georgischen Theaters eine qualitativ neue Phase eingeleitet hat².

² Analoge Versuche hat es am georgischen Theater auch vorher gegeben, doch sie waren rudimentär, nicht voll ausgebildet, der Prozeß blieb in den Kinderschuhen stecken. »Der kaukasische Keidekreis« bildete die Krönung des neuen Theaterstils, der neuen Theatermethode.

KUNST

Irina Arsenišvili

Die Kunst des Selbstporträts im Schaffen georgischer Maler (zweites Jahrzehnt des 20. Jhs.)

(Taf. 5–8)

Die georgische Tafelmalerei des zweiten Jahrzehnts des 20. Jhs. hatte eine große Bedeutung für die Kultur jener Zeit. Im Tafelbild fanden die ästhetischen und kulturell-weltanschaulichen Probleme der Epoche ihre bildhafte, plastische Verkörperung.

In der Kunstwissenschaft wird die formale und inhaltliche Struktur des Bildes mit einem Fenster verglichen, durch das der Künstler und der Betrachter die umgebende Welt sehen. Seit dem 19. Jh., besonders seit der zweiten Hälfte des 19. Jhs., vergleicht man das Bild nicht mit einem Fenster, sondern mit einem Spiegel in weitem Sinne. Im Bild spiegeln sich die Vorstellung des Künstlers von der Welt und dem Menschen wider, seine Gedanken und seine Hoffnung, seine Ideale und Träume. Die Geschichte des Tafelbildes ist der Weg einer allmählichen Vertiefung der Grenze zwischen dem Bild von der Welt und der Welt des Bildes, was auf den Wandel der historischen Stellung der Kunst, bedingt durch die Evolution der religiösen und naturwissenschaftlichen Anschauungen, und die innere Entwicklung der Kunst zurückzuführen ist. Der Mensch des 19. Jhs. war viel schwerer mit dem Los des irdischen Lebens belastet. Der wachsende Widerspruch zwischen Realität und Ideal beeinflusste nicht nur die inhaltliche Struktur des Bildes, sondern auch seine bildnerisch-plastische Konzeption. Die poetische Phantasie des Malers schuf im Laufe der Zeit ihre eigene Welt, wo die Menschen und die Außenwelt ihren universellen Charakter verloren.

Mehr als alle anderen Genres ist das Selbstporträt ein »kulturphilosophisches« Genre. In der Serie von Selbstporträts vom Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jhs. finden die ästhetische Position des Schöpfers, seine weltanschaulichen und sittlichen Orientierungspunkte eine deutliche Verkörperung.

Charakteristische Züge des künstlerischen Bewußtseins von Davit Kaķabaze, Lado Gudiašvili und Šalva Kikoze sind das ständige Verlangen, etwas zu schaffen, und das Streben, die eigene Lebensrolle zu erkennen. In ihrer Kunst treten die zeitgenössischen weltanschaulichen und künstlerisch-ästhetischen Probleme in Erscheinung, die von der nationalen Position nicht zu trennen sind.

Wir betrachten die Selbstporträts dieser drei Maler, die im zweiten Jahrzehnt des 20. Jhs. entstanden sind, und wollen versuchen, jene charakteristischen gemeinsamen epochalen künstlerischen Besonderheiten ihres Schaffens zu bestimmen, die ihre

Kunst mit der damaligen russischen und europäischen Malerei verbinden, und zugleich die künstlerische Individualität jedes einzelnen deutlich zu machen.

Davit Kaķabaze befand sich in der Avantgarde der Erkundungen der georgischen Kunst zu Beginn des 20. Jhs. Im Schaffen des zweiten Jahrzehnts ist sein großes Interesse an den vielgestaltigen künstlerischen Prozessen ersichtlich, die die Kunst Westeuropas und Rußlands an der Wende vom 19. zum 20. Jh. kennzeichneten. Kaķabazes Selbstporträts entstanden in den Jahren 1913–1917 und fallen in seine frühe Petersburger Zeit. In diesen Bildern erscheint mit besonderer Klarheit die suchende, »experimentelle« Natur des Schöpfers.

In Kaķabazes erstem Autoporträt »Selbstbildnis mit Granatäpfeln« (1913) ist im gesamten Aussehen des jungen Mannes, in seinem scheinbar durchdringenden Blick eine Art Kühnheit spürbar, allerdings keine eng persönliche, sondern eine künstlerische (Taf. 5). Die im Zentrum der Komposition großflächig wiedergegebene, repräsentative und in gewisser Weise stolze Pose der Halbfigur des Malers und die betonte Eleganz des schwarzen Fracks und des blütenweißen Hemdes, die ihm außerordentlich gut stehen, vermitteln das Bild eines von sich selbst überzeugten Künstlers. Die Landschaft, vor der die Gestalt silhouettenartig steht, enthält ein bestimmtes Programm und bildet den semantischen, inhaltlichen Hintergrund der Figur. Es ist nicht das Anliegen des Künstlers, das konkrete, unwiederholbare Bild der Landschaft wiederzugeben; sie besitzt eine Bedingtheit symbolischen Charakters. Eine derartige Interpretation des landschaftlichen Hintergrundes ist mit den für die damalige Zeit charakteristischen symbolistischen Ideen verknüpft. Die in künstlerischer Phantasie gestalteten Motive – der brechend volle Granatapfelzweig, die auf dem grünen Rasen verstreuten roten Rosen, der schnurartig gespannte rote Weg, das monumentale Tor, das an einen Triumphbogen erinnert – sind die »Attribute« eines Helden, die in ihrer Bedeutung mit der Gestalt des Schöpfers, des Künstlers, verknüpft sind. Kaķabaze rückt von den symbolischen Schichten der ikonographischen Motive die Symbolik der antiken Mythologie in den Vordergrund¹ und schafft ein einheitliches ideelles Programm – es gelingt dem Künstler, das Leben auf der Grundlage einer bestimmten ästhetischen Norm, von Harmonie und Gleichgewicht umzuschaffen. Die Geste der Hand deutet auf die besondere Mission des Schöpfers, während der gerade Weg, der sich von der Figur zum Hintergrund, zum triumphbogenartigen Tor, erstreckt, die Assoziation des künstlerischen Sieges weckt. Das Motiv des in die Ferne führenden Weges oder Pfades (ein sozusagen ständiges Motiv in Kaķabazes Bildern) war in der europäischen und russischen Malerei der zweiten Hälfte des 19. und am Beginn des 20. Jhs. weit verbreitet und wird seit langem mit einer bedeutenden inhaltlichen Seite des künstlerischen Bewußtseins verknüpft. Einerseits drückt es die physische Idee des Weges (der Ortsveränderung) aus, andererseits weist es auf die innere Verfassung des Künstlers hin, auf sein Streben zur Wahrheit, zum Erkennen der eigenen Person. Von

¹ Der Granatapfel ist das christliche Symbol der Auferstehung und steht in Assoziation mit Proserpina, die jedes Frühjahr die Welt zur Erneuerung wendet, während die Granatapfelkerne das Symbol der Einheit vieler vor einer Autorität sind. Die Blumen verkörpern den Frühling, sie sind die Attribute von Flora und Aurora und bedeuten die Vergänglichkeit des menschlichen Lebens, sind aber ebenso Symbole der Hoffnung, der Logik und einer »freien Kunst«. Die Rose war in der Antike der Venus zugedacht, in der Renaissance und den folgenden Epochen ist sie ihr Attribut, das aufgrund seiner Schönheit und des Duftes mit ihr verglichen wurde.

der visuellen Glaubhaftigkeit des in Kaĳabazes Autoporträt dargestellten roten Weges zu sprechen, ist überflüssig. Er ist nicht das Ergebnis natürlicher Wahrnehmung, sondern ein künstlerisch umgestaltetes Bild mit symbolischer Bedeutung, das Symbol des künstlerischen Strebens zur inneren Berufung und zur Berufung des Lebens.

Der formale Stil von Kaĳabazes Selbstbildnis – die bestimmende Rolle von Linie, Silhouette und farbigem Fleck, das Prinzip der Einführung der Fläche, die dekorative Natur der Farbe, das Verschmelzen von Natürlichem (Gesicht, Hand) und Bedingtem (Landschaft) – läßt Merkmale des Jugendstils erkennen. Damit verbinden ihn auch die Symbolik der künstlerischen Darstellung, die charakteristische ästhetische Autokratie sowie der Schönheitskult.

In einem vier Jahre später vollendeten Selbstporträt »Selbstbildnis in Grau« (1917) verwirft Kaĳabaze die literarische Symbolik seines Autoporträts von 1913 und legt den Schwerpunkt auf die formale Seite der bildnerischen Sprache, auf den tief durchdachten Charakter der Gesamtlösung (Taf. 6). Mehr Gewicht gewinnen Linie und Kontur, die graphischen Grundlagen werden verstärkt. Dem flächigen Charakter der Komposition widersprechen nicht die Dreivierteldrehung der Figur und die meisterhafte Modellierung von Gesicht und Hand. Die zentrale Stellung der Figur in der Komposition, die freie und zugleich betont aufrechte Pose, die stolze Haltung des Kopfes und die auf der Gürtelschnalle liegende rechte Hand verleihen dem künstlerischen Bild einen innerlich festen und gleichzeitig zurückhaltenden, ausgeglichenen Charakter. Die bestimmende Bedeutung des Farbflecks und der graphischen Grundlagen und das durchdachte kompositionelle Gleichgewicht der Farben – grau, rot und dunkelbraun – auf der Oberfläche des Bildes (Prinzip der malerischen Balance) entsprechen Kaĳabazes Forderung nach räumlicher Interpretation (»Ein Gegenstand mit einer flachen Oberfläche, «belebt» durch Striche und Farben, heißt Bild«), was mit der Stilistik der europäischen Malerei vom Ende des 19. und Beginn des 20. Jhs. übereinstimmt. In der Wiedergabe des Landschaftshintergrundes entfernt sich Kaĳabaze immer weiter von der natürlichen Sicht und gelangt zur Umschaffung der Realität, die eine Art bedingte Welt für die vom Künstler verkörperten Träume und Bestrebungen ist. In dem Bild sind Realität und Bedingtheit, Beobachtung und Verallgemeinerung verschmolzen. Von den kulturellen Traditionen gibt Kaĳabaze der Ästhetik der klassischen Kunst den Vorzug. 1914 veröffentlicht er in Petersburg zusammen mit Filonov und anderen russischen Malern ein Manifest², dessen Grundprinzipien mit den ästhetischen Kategorien der Renaissancekunst übereinstimmen. Für Kaĳabaze bestimmt sich der künstlerische Wert eines Bildes durch die bei seiner Schaffung aufgewandte, unvergleichlich große Arbeit, was einem ästhetischen Prinzip der Renaissancekunst analog ist, demzufolge »Vollkommenheit in der Kunst durch Fleiß, Eifer und hartnäckige Arbeit erreicht wird« (Albertus). Das zweite wichtige Prinzip ist die große Bedeutung der Linie, der Zeichnung, was mit der Stilistik der florentinischen und römischen Maler der Renaissance-Epoche übereinstimmt und seinerseits durch die nationalen Traditionen des Künstlers bedingt ist. Ebenso erkennt er die Prinzipien der kompositionellen Ausgewogenheit, der Symmetrie, der Ordnung und der Vollkommenheit der klassischen Kunst an.

² Kaĳabadze D., Kirilova A., Lasson-Spirova E., Pskovitinov, Filinov P.: Intimnaja masterskaja živo-piscev i risoval'sčikov (in: Sdelannye kartiny, Peterburg 1914).

Der Methode des Klassizismus entsprechend, der Kačabaze in seiner theoretischen Arbeiten den Vorzug gibt, wird die Realität zum Objekt der Kunst, wenn sie im Prisma eines bestimmten Ideals wahrgenommen wird und sich die Gesetzmäßigkeiten ihrer Organisation auf die Grundlagen des Geistes der Schönheit stützt. Die Realität ist nicht negiert, sondern erfährt eine gewisse Korrektur, was dem Künstler die Möglichkeit gibt, sie auf einer besonderen, erhabenen Ebene darzustellen. Gerade hierin besteht ein prinzipieller Unterschied zwischen den Malern des europäischen Jugendstils vom Ende des 19. und dem Beginn des 20. Jhs. und Kačabaze. In deren Schaffen tritt deutlich der Kult des Elementaren, Spontanen, Intuitiven hervor, der sich nicht dem Prinzip des Geistes unterwirft. In deren Malerei bestimmt das ornamentale Prinzip die Gesetzmäßigkeit des kompositionellen Aufbaus, d. h. das Prinzip der rhythmischen Bewegung von Linie und Farbleck auf der Oberfläche gewinnt ornamentalen Charakter. Die klassizistische Methode enthält bis zu einem gewissen Grade das Element der Retrospektive, die Anerkennung der künstlerischen Erfahrung der Vergangenheit. Die kulturelle Tradition der Vergangenheit ist für Kačabaze die klassische Kunst, die die Besonderheit der künstlerischen Gestalt des Selbstporträts und seines Charakters bestimmt. Er verwendet das Kompositionsschema der Renaissanceepoche, das das ästhetische Credo des Schöpfers zum Ausdruck bringt, und bewirkt dessen künstlerische Transformation, er schafft eine seiner Epoche zeitgemäße und zugleich originale Malerei.

Trotz des starken Unterschiedes zwischen der Art Nouveau der neunziger Jahre des 19. Jhs. und dem Selbstporträt von Kačabaze vereinen beide die Methode zur künstlerischen Umschaffung der Realität und die formale Seite der Malerei: die klar ausgeprägte Dekorativität, das Prinzip der Einführung der Bildfläche die dominierende Bedeutung des Farbleckes, die Ornamentierung (von Kleidung Hintergrund, Vorhang u. a.), die Steigerung der bildnerischen Bedeutung der Linie und das Streben zu einer gewissen gedanklichen Belastung. Die Originalität und Eigentändigkeit des Selbstporträts von Kačabaze vor dem Hintergrund des europäischen Jugendstils Ende des 19. und zu Beginn des 20. Jhs. schließt nicht seine Verknüpfung mit diesem Stil aus und verbleibt nach vielen Kennzeichen in dessen Rahmen.

Lado Gudiašvilis Selbstporträt ist im Jahre 1919 gemalt (Taf. 7). Dies ist die frühe Periode des Malers, die Zeit, in der sich sein Weltempfinden, seine künstlerische Methode und seine bildnerische Sprache formten. Gudiašvilis romantisches Weltempfinden, seine enge Beziehung zu den georgischen symbolistischen Lyrikern sind nicht nur bestimmende Faktoren für seine frühe Schaffenszeit, sondern für sein Werk im allgemeinen. Im Unterschied zu anderen georgischen Malern zeichnet sich Gudiašvili durch eine besondere Geschlossenheit seiner schöpferischen Natur aus. Seine Wahrnehmung der Welt und seine künstlerische Ästhetik erfahren im Kontext der verschiedenen künstlerischen Strömungen an der Wende vom 19. zum 20. Jh. keinen Wandel.

Die feine, elegante Figur des Malers und die Gazellen bilden auf der Fläche ein einheitliches ornamentales kompositionelles Sujet. Dies ist die Welt der Vorstellungen und Träume Gudiašvilis, die Existenz des Künstlers zwischen Realität und Phantasie, die Wesensseite seines Schaffens. Für Gudiašvili ist die Metaphorik des künstlerischen Denkens kennzeichnend, die Symbolhaftigkeit bestimmt die Verstärkung des phantastischen Prinzips, die Mythologisierung der Realität in seinem Schaffen.

In georgischen Denkmälern der materiellen Kultur sind Darstellungen von Hirschen, Steinböcken, Gazellen und Rehen oft in religiös-kosmogonischen Kontext gesetzt. Ebensolches Interesse beansprucht auch das zoomorphe Gefäß »Weinkeller«, das häufig die Form der erwähnten Tiere besitzt, die zudem mit Pflanzenmotiven geschmückt sind (Staatliches Jafašia-Museum). In diesem Gefäß sind mit seltener Anschaulichkeit Tier- und Pflanzenmotive miteinander verschmolzen, die Verkörperungen der einheitlichen Welt sind.³

Der übersprudelnde Reichtum an pflanzlichen und tierischen Motiven sowie das Streben, sie organisch zu verschmelzen und eine Einheit alles Lebendigen zu schaffen, ist eine charakteristische Seite der Kunst des Jugendstils an der Wende vom 19. zum 20. Jh. Bisweilen stützen sich die Maler auf die Mythologie, bisweilen erdichten sie sie selbst. Das Motiv der Rehe und Gazellen war auch in der georgischen symbolistischen Poesie weit verbreitet, eine der Zeitschriften der Gruppe »Blaue Trinkhörner« hieß »Träumende Gazellen«. Auf diese Weise gibt Lado Gudiašvili in dem Autoporträt seine geistige Beziehung zur symbolistischen Poesie zu erkennen. Während er bildnerische Motive der realen Welt verwendet, bewirkt er ihre Deformation und Transformation und gelangt dadurch zu einer Umgestaltung der Realität. Die Figur des Künstlers und die Umrisse der Gazellen schaffen durch ihre bedingte, stilisierte Form ein einheitliches ornamentales Gewebe für die Komposition. In dem Selbstporträt und in den Bildern dieser Zeit im allgemeinen ist der Maler bestrebt, die Vielfältigkeit des Lebens, seine ständige Bewegung, Selbsterneuerung und Selbstveränderung zu betonen. In diesen Metamorphosen tritt die Elementargewalt des Lebens in Erscheinung. Diese Besonderheit der Wahrnehmung der Welt durch den Künstler ist mit der Sphäre der Intuition verknüpft, was seinerseits den Anteil der ideell-weltanschaulichen Aspekte an Gudiašvilis Werk und an der Kunst des Jugendstils an der Wende vom 19. zum 20. Jh. veranschaulicht.

In der kompositionellen Lösung des Autoporträts kommt das Übergewicht der rhythmischen Konzeption durch die Linie zustande. Der bald geschwungene, bald kantige dynamische Rhythmus ist ein Mittel zur Organisation der bildnerischen Fläche. Die formschaffende Konturlinie verliert die Funktion einer konkreten Charakteristik und wird zu Pflanzentrieben und dekorativem Schmuck umfunktioniert.

Das ornamental-dekorative Prinzip der Komposition bestimmt den Charakter der lyrischen Sicht des Bildes, und das Selbstporträt des Malers wird ein Mittel zur lyrischen Selbstbetrachtung. Für die formale Stilistik von Gudiašvilis Selbstbildnis ist die Stilisierung kennzeichnend. Die Stilisierung ist ihrerseits ein charakteristisches Merkmal des Jugendstils. In dieser Hinsicht steht dieses Autoporträt Gudiašvilis der Kunst des englischen, österreichischen und deutschen Jugendstils nahe, wo die Grundlage der Stilisierung die Linie darstellt und wo die Linienhaftigkeit mit nationalen Traditionen verknüpft ist.

Šalva Kikozeš Selbstbildnis »Zur Erinnerung an einen vorzeitig ums Leben gekommenen Freund« (Taf. 8) stammt aus seiner Pariser Zeit. In diesem Bild tritt mit besonderer Stärke jene allgemeine Melancholie und mystische Einstellung in Erscheinung, die die Gesellschaft Europas an der Wende vom 19. zum 20. Jh. erfaßt

³ Surgulaže, I.: Kartuli xalxuri ornamentis simboliķa, Tbilisi 1993.

hatte. Bestimmend für die Struktur des künstlerischen Bildes ist das Thema des Todes. Das Erleben des Todes, das Gefühl des Todes, die Reflektierung des Todes, wovon zwei Wege führen: zur seelischen Vernichtung und zur christlichen Erlösung, ist ein zentrales Thema des Romantismus, der in der geistigen Kultur an der Wende vom 19. zum 20. Jh. mit neuer Macht in Erscheinung tritt und eine bedeutsame und bestimmende Seite der seelischen Empfindungen des Malers in den letzten Jahren seines Lebens ist. In einem Brief, den Kikoze im April 1920 aus Paris in die Heimat schickt, schreibt er: »Ich mache eine philosophische Komposition. Ich fürchte mich fast, aber ich hoffe, daß ich es gut machen werde.« Es ist unklar, welches Bild der Maler konkret meinte, doch in diesem Fall ist seine Position bedeutsam.

Kikozes Selbstporträt stellt ein einheitliches künstlerisches Bild der Welt dar, das aus natürlicher und künstlerischer Phantasie entsprungen ist. Das metaphorische Wesen des Bildes, sein symbolisch-allegorischer Geist und das phantastisch-mythologische Prinzip sind die bestimmenden Faktoren für die Charakteristik der geistigen Welt des Schöpfers und seines künstlerischen Bildes. Die Neutralisierung der äußeren Aktivität und der beinahe »rituelle« Effekt der Personen werden durch den malerisch-plastischen Bildaufbau erzielt, der sich auf die formale und inhaltliche Relation der symbolischen Bedeutung der verschiedenen Elemente der Komposition stützt. Die Personen des Bildes verfügen über keinerlei Merkmale aktiver Handlung, sie sind Träger der allgemeinen mystischen Stimmung und einer spezifischen Sicht.

Die Persönlichkeiten der dreifigurigen Komposition sitzen auf einem Schiffsdeck an einem Tisch. Rechts ist der Künstler dargestellt, im Zentrum die frontale Figur eines Gerippes, das den Tod symbolisiert, mit einem Apfel in der Hand und einer an der Brust befestigten weißen Narzisse. Der Apfel ist das Symbol des Todes, die weiße Narzisse hat die symbolische Bedeutung des frühen Todes. Dem Maler gegenüber, im linken Teil der Komposition, ist Luzifer dargestellt, das Symbol der Anmaßung der Göttlichkeit, der seelischen Verkommenheit und des Verderbens der menschlichen Persönlichkeit. Vor ihnen liegen auf der weißen Oberfläche des Tisches Früchte verstreut, die christliche Symbole enthalten: Äpfel als Symbole des Todes, auch der Birne wird eine ähnliche symbolische Bedeutung beigemessen, und der Granatapfel ist das Symbol der Auferstehung. Vor dem Maler steht ein Glas voll Wein, das eucharistische Bedeutung hat, vor Luzifer dagegen eine Tasse, möglicherweise voll Gift; in diesem Falle ist eine Identifizierung der semantischen Basis Luzifers mit Mephistopheles möglich, der den Künstler verleitet und ihm für das Erlangen der Wahrheit den Preis des Lebens abverlangt. Ähnlich wie Faust überkommt den Künstler das Verlangen, sein Leben zu opfern, um mit der Welt zu verschmelzen und auf diesem irrigen Weg in ihre Geheimnisse einzudringen. Das mythische Totenschiff der Handelnden schwimmt in den Gewässern des Todes der Hölle entgegen. Die Rolle des Führers übernimmt der Tod, der am Heck sitzt, dem wesentlichen sakralen Element des mythologischen Schiffes. Im Mittelteil des Schiffes, dessen Symbolik auf das Irren zwischen Tod und Auferstehung hinweist, sind der Maler und Luzifer dargestellt. Letzterer starrt sein Opfer mit durchdringendem Blick an und wünscht sich seiner Seele zu bemächtigen. Sein allgemeines Äußeres zeigt deutlich jene Merkmale, die diese mythologische Gestalt besitzen muß.

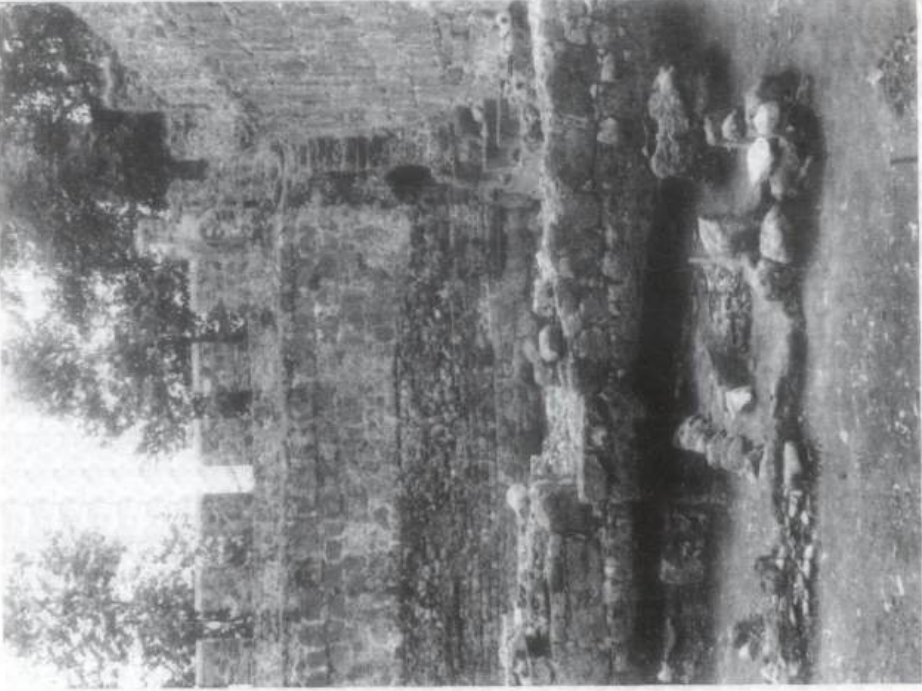
Auch in der europäischen und teilweise in der russischen Malerei jener Zeit, ganz zu schweigen von der symbolistischen Poesie und den georgischen Symbolisten selbst,



b. Zentraler Teil der Festung: Reste von Bauten aus der Mitte des 2. Jhs. n.Chr.



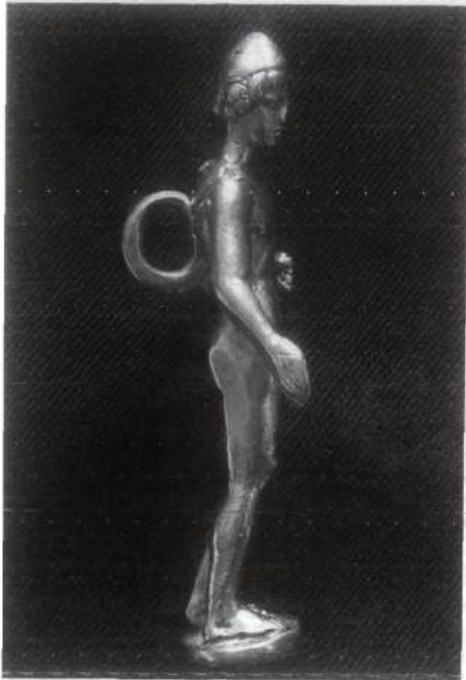
a. Kanalisation und Wasserversorgungssysteme



b. Südwestecke der Festung: Brennofen und Werkstatt für Ampho-



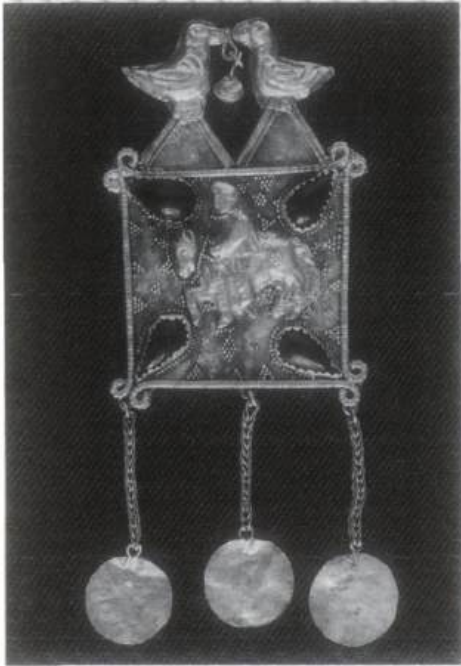
a. Södter: Kanalisation und Wasserversorgungssysteme verschiedener Zeit



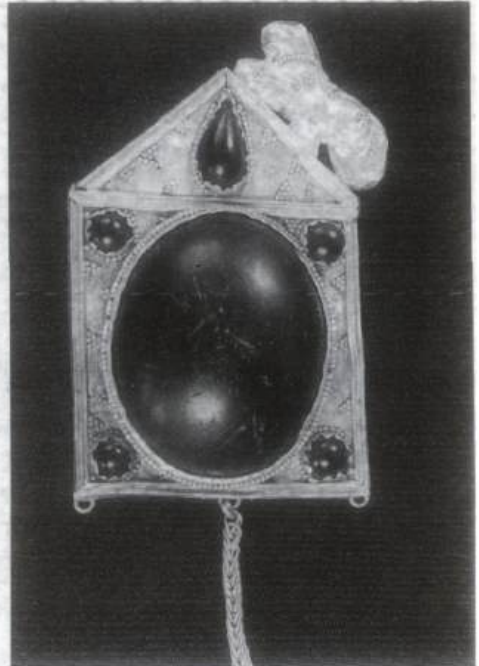
b. Stauette aus Gold



c. Goldene Phalera



a. Goldene Schnalle



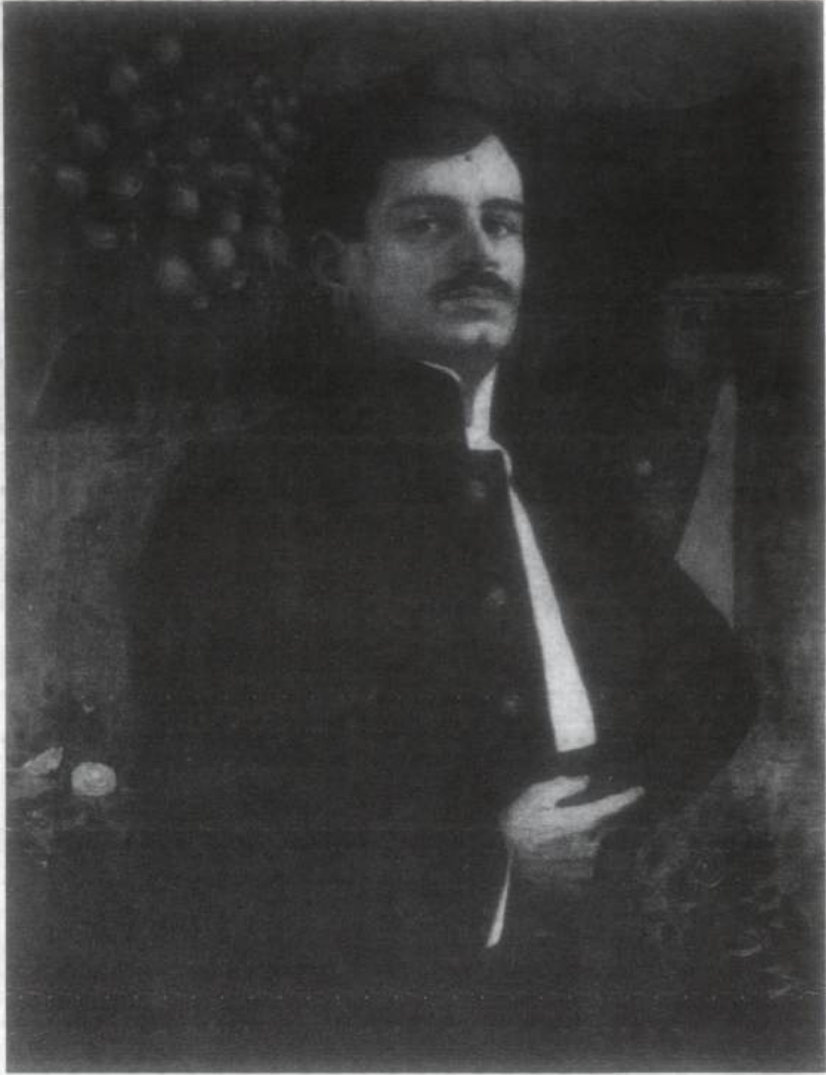
b. Goldene Schalle



c. Gestempelte Ziegel



Davit Kaqabaze: Selbstbildnis mit Granatäpfeln, 1913
(Staatliches Georgisches Kunstmuseum)



Davit Kakhabaze: Selbstbildnis in Grau, 1917
(Staatliches Georgisches Kunstmuseum)



Lado Gudiašvili, Selbstbildnis mit Gazellen, 1919
(Staatliches Georgisches Kunstmuseum)



Salva Kikoze, Selbstbildnis »Zur Erinnerung an einen vorzeitig ums Leben gekommenen Freund«, 1919–1921 (Staatliches Georgisches Kunstmuseum)

ist eine gewisse ikonographisch-thematische Einheitlichkeit festzustellen (Wrubels »Pan« 1879, Tretjakow-Galerie; Stucks »Pan« 1908, Privatsammlung, Hilberstad; Wrubels »Dämon« 1890, Tretjakow-Galerie; Stucks »Luzifer« 1890, Nationalmuseum Sofia; Wrubels »Flug des Faust und des Mephistopheles« 1896, Tretjakow-Galerie). ~~Wir beabsichtigen nicht, die Unterschiedlichkeit in der Interpretation dieser Sujets~~ darzulegen. Wir konstatieren lediglich die Tatsache der Analogien im Sujet, was seinerseits auf solche Erscheinungen dieser Epoche deutet, auf die in der Forschung schon oft hingewiesen wurde: auf den Dämonismus, den Symbolismus, die Melancholie, die Mystik. In diesem Zusammenhang ist interessant, daß schon in der Romantik, die eine »unversiegbare Quelle« der Kunst an der Wende vom 19. zum 20. Jh. war, Carolina Michaela Schiller Schellers Frau als »Frau Luzifer« bezeichnete.

Die Ermittlung der semantischen Bedeutung der bildnerischen Motive von Kikoze Selbstporträt und die inhaltliche und kompositionelle Interpretation des Bildes bestätigen, daß das Leitmotiv das Thema des Todes und das seelische Empfinden des Gegensatzes von Verderben und christlicher Erlösung ist.

Den symbolischen Ausdruck erzielt Kikoze im Rahmen der Stilistik der realistischen Malerei. Er schafft die Realität nicht mit formaler Sprache um wie viele europäische Maler zu dieser Zeit, sondern mit dem Mittel der Einbringung von Natürlichem und Erdachtem und Phantastischem. Im Vergleich mit anderen hat er den narrativen Sujetcharakter bewahrt. Aber seine formale Sprache erfährt bereits eine Transformation, weil in seiner künstlerischen Sprache das Prinzip der Vereinigung verschiedener stilistischer Merkmale wirkt: die natürliche Wahrnehmung der Welt, die natürliche Überzeugungskraft der Bewegung, das Eingehen auf den Impressionismus, doch die graphische Dominante der formalen Sprache bestimmt die Flächigkeit und Dekorativität der Komposition. Für sein Selbstporträt ist die Stilistik des Jugendstils kennzeichnend – das Prinzip des Farbflecks, der Linie und der Flächigkeit. Bekanntlich besitzt die Stilistik des europäischen und des russischen Jugendstils an der Wende vom 19. zum 20. Jh. eine große Bandbreite. In Rußland und einigen Ländern Europas formte sich der neue Stil fast gleichzeitig mit früher bestehenden Kunstströmungen und nicht danach, zugleich waren die Positionen des Realismus in Rußland recht stabil. Damit ist zu erklären, daß für die Malerei des russischen Jugendstils keine so extreme Stilisierung charakteristisch ist, wie es in anderen europäischen Schulen der Fall war. Šalva Kikoze aber steht in erster Linie in der Tradition der russischen Malerei. Die das Autoporträt des Künstlers kennzeichnende Symbolik der Gestalt ist mittels seiner formalen Sprache beinahe auf die konkrete Bedeutung reduziert. Trotz der Kompliziertheit der Gedanken und Gefühle des Malers tritt bei Kikoze ebenso wie bei dem deutschen Jugendstilmalers Stück auf einen Blick das allegorische Wesen des symbolischen Denkens zutage.

Die Selbstbildnisse aller drei Maler sind sowohl hinsichtlich ihrer inhaltlich-ideellen Struktur als auch der Stilistik der Form untrennbar mit der europäischen und russischen Kunst an der Wende vom 19. zum 20. Jh. verbunden. Zugleich zeigt sich in diesen Autoporträts die schöpferische Individualität des einzelnen Künstlers, die unterschiedliche Position in der Welt, ihr Wille und die künstlerische Ausstrahlungskraft, die diesen Bildern eine besondere Färbung verleihen.

In Kačabazes Selbstporträts ist das emotionale Prinzip vom Verstand kontrollierbar, sein Schöpfungsakt durchläuft das »Fegefeuer« der theoretischen Forschung und

der Ästhetik des Künstlers. Im Unterschied zu den anderen stützt er sich nicht auf die intuitive Erkenntnis der Welt. Auf ideell-weltanschaulicher Ebene verwirft Kaçabazı wie die Maler seiner Zeit den Naturalismus und Mechanismus, aber in der von ihm geschaffenen künstlerischen Welt ist die Bedeutung des rationalen Prinzips groß. Unter diesem Gesichtspunkt ist er stärker mit den Traditionen der humanistischen Kultur verbunden. Zwar zollt er in den von uns betrachteten Selbstporträts den Tugenden seiner Zeit Tribut, doch auch hier herrscht der Mensch in der Welt, ist er der Herr seines Lebens und Strebens.

Ganz allgemein charakterisiert die Kunst dieser Zeit, worauf viele Wissenschaftler hinweisen, das Empfinden einer besonderen Selbstüberzeugtheit des Künstlers. Der Künstler befindet sich bald in Melancholie oder in der Welt des Traums, bald herrscht er dagegen über die Welt. Nach Ansicht von Hofstätter⁴ ruft dies das Problem einer Art Selbstgenuß, Selbstgefälligkeit und »Narzißmus« hervor, das der Hauptimpuls für die Interpretation der Selbstporträts dieser Zeit ist. Kaçabazıs Selbstbildnisse beinhalten unstrittig einen gewissen Grad an Genuß und Ästhetisierung, doch gleichzeitig erscheint in ihnen eine Art mannhafte Fügung, eine innere Mobilisierung, zugleich sind diese Gefühle gewissermaßen verborgen und beherrscht. Solch ein Charakter der Äußerung von Emotionen ist jener Moment der Ästhetisierung, der insgesamt den Jugendstil kennzeichnet, und ist, wenn auch nur in geringem Maß, für Kaçabazıs gesamtes Schaffen charakteristisch.

Gudiaşvilis Schaffen ist durch die intuitive Erkenntnis der Welt bedingt. In seinem Selbstporträt zeigt sich wie im Werk seiner Frühzeit deutlich das elementare, intuitive, spontane Prinzip. Bei Gudiaşvili ist ebenso wie bei anderen Malern des Jugendstils ein besonderer »Biologismus«⁵ des künstlerischen Bildes erkennbar, Mensch und umgebende Welt bilden eine organische Einheit. In seinem Schaffen spielt der Symbolismus eine große Rolle, der seinerseits eine Folge des romantischen Weltempfindens des Künstlers ist. Gudiaşvilis Selbstporträt und seine Malerei dieser Zeit haben zum Unterschied von der Graphik, wo eine sarkastisch-groteske Tendenz in Erscheinung tritt, einen träumerischen Anstrich.

Bei Kikoze ist das emotionale Prinzip durch den Geist vermittelt. Die für sein Selbstbildnis charakteristische melancholische, mystische Stimmung erzeugt eine gewisse Balance zwischen Sein und Nichtsein, zwischen Wirklichkeit und Phantasie, was gleichfalls ein Kennzeichen des Jugendstils ist. Bei ihm ist die natürliche Wahrnehmung zugunsten der Schaffung eines neuen »graphisch-dekorativen« Systems überwunden.

Die Überschau gestattet die Aussage, daß die allgemeinen Merkmale des Jugendstils in diesen Selbstbildnissen unter verschiedenen Aspekten in Erscheinung treten.

⁴ Hofstätter, H. H.: Geschichte der europäischen Jugendstilmalerei, Köln 1963.

⁵ Sternberger, D.: Über den Jugendstil und andere Essays, Hamburg 1956.

Goldie Blankoff-Scarr

Einige Überlegungen zum Wertesystem der Georgier

Im Laufe der letzten Jahrzehnte haben interdisziplinäre Studien sowohl in den Natur- als auch in den Geisteswissenschaften den Wissenschaftlern einen tieferen Einblick in das materielle und geistige Wesen des menschlichen Daseins ermöglicht.

Mikrokosmische Bewertungen können dazu beitragen, Elemente aus verschiedenen Wertesystemen als allgemeingültig oder auch als spezifisch für eine gegebene Kultur darzustellen. In diesem Zusammenhang hat die georgische Kultur Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Aus diesem Grund kann der Versuch, die Kultur dieses kleinen, aber bemerkenswerten Landes zu untersuchen, die Forscher dazu anregen, axiologische Studien auch in anderen Regionen durchzuführen. Dies würde unseren gemeinsamen Kenntnisstand auf einem Gebiet erweitern, das uns sowohl als Individuen als auch als Mitglieder der Gesellschaft betrifft.

Bevor die Voraussetzungen der vorliegenden Untersuchung kurz skizziert werden, scheint es angebracht, unter anderem auf die Veröffentlichungen des verstorbenen D. S. Lixačëv, *Zametki o russkom* hinzuweisen, in denen der Autor versucht, die unnachahmlichen und typischen Aspekte des russischen Charakters sowie die Entwicklung russischer künstlerischer Werte nachzuzeichnen¹. 1982 hat G. Asatiani in drei Heften von *Literaturnaja Gruzija* versucht, die georgischen Verhältnisse zu beschreiben mit besonderer Berücksichtigung der Art und Weise, wie die georgische Literatur als Spiegel und Triebkraft beim Ausdruck und bei der Herausbildung von Grundhaltungen fungierte².

Mysterien haben die Menschheit schon immer fasziniert, und seit der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, dem Zeitalter des Sturms und Drangs, Herders und der Vorromantiker, und später in der Epoche der Romantik, haben sich Wissenschaftler dem Studium dessen gewidmet, was damals Nationalcharakter genannt wurde. Obwohl sich die Terminologie seitdem verändert hat, hat dieses Thema nichts von seiner Aktualität und Relevanz eingebüßt.

Im 20. Jh. haben sich verschiedene wissenschaftliche Disziplinen schnell entwickelt, die entscheidend zur Untersuchung von Wertesystemen und axiologischen Haltungen beitragen können. Die Fortschritte auf den Gebieten der Ethnologie, Ethnopsychologie, Ethnosozio­logie, Ethnolinguistik, Ethno­geschichte, Philosophie, Anthropologie, Literaturwissenschaft und Kunstgeschichte können geschickt dazu

¹ Lixačëv, D.: *Zametki o russkom*, 2. Aufl., Moskau 1984. ds.: *Le caractère national des Russes*, in: *Sciences Sociales* 3 (1991), 83–88.

² Asatiani, Guram: *O gruzinskom*, *Literaturnaja Gruzija* 7 (1982), 176-186; 8 (1982), 147-175; 9 (1982), 81-133.

verwendet werden, so weit wie möglich die Art und Weise zu beleuchten, wie diese Werte in den verschiedenen Bereichen menschlicher Aktivität, vor allem aber in der Kultur, zum Ausdruck kommen. In Wahrheit liegt das Urwesen dieser Wirklichkeit – sowohl objektiv als auch subjektiv – an den Schnittstellen dieser oder möglicherweise auch anderer Disziplinen.

Jede universelle Qualität in der Kunst, der Literatur und der Musik beruht auf einem nationalen oder ethnischen Erbe. Das kollektive Gedächtnis spielt eine entscheidende Rolle bei der Bewahrung und Überlieferung dieses Gutes. Dies gilt in gleichem Maße für die Musik, die Literatur, das Kino und alle anderen Ausdrücke der bildenden Künste.

In den letzten 15 bis 20 Jahren haben Ethnologen das Phänomen untersucht, das »personalisiertes ethnisches Bewußtsein« genannt wird und das L. M. Drobiževa³ in Anlehnung an B. D. Parygin⁴ und A. A. Kožanov⁵ als »die Wahrnehmung der eigenen ethnischen Bande durch das Individuum und seine Haltung diesen Banden gegenüber« zu definieren versucht. Dieses Bewußtsein ist einer der Bestandteile in der Struktur der Selbstdarstellungen.

Obwohl die Untersuchung ethnischen Selbstbewußtseins ein heikles Anliegen ist, sind vergleichende Studien durchgeführt worden, die in erster Linie die gegenwärtigen Einstellungen der in Tbilisi lebenden Georgier gegenüber bestimmten anderen ethnischen Gruppierungen berücksichtigen. Es ist auffällig, daß die Georgier in jeder Kategorie eine tiefe Bindung zu ihrer Sprache zum Ausdruck bringen. Laut J.V. Artunian erklärten über 80% der befragten Georgier, daß ihre Bindung zur eigenen ethnischen Gruppe in erster Linie auf der Sprache, zu 70% auf Sitten und Gebräuchen und zu fast 50% auf der Kultur beruhe. Hier muß jedoch der soziale Status der Befragten berücksichtigt werden. Gebildete Personen, Berufstätige und Personen mit häufigem Kontakt zu Angehörigen anderer ethnischen Gruppen weisen naturgemäß ein vollständigeres und bewußteres Repertoire identifizierender Merkmale auf. Es liegt andererseits aber auch auf der Hand, daß diese Unterschiede nicht nur dem sozialen Stand der Befragten zuzuschreiben sind. Die Identitätsfindung der Georgier ist somit ein spezifisches Phänomen. Ethnosoziale Untersuchungen haben gezeigt, daß ungefähr die Hälfte der georgischen Bevölkerung – auch in städtischen Gebieten – georgische Hochzeitsrituale bevorzugt; 73% schätzen die Familientradition und 61% die traditionelle Eltern-Kind-Beziehung⁶. Fast 70% der Befragten gaben an, georgische Volksmusik und georgische Volkstänze nicht-georgischer Musik und nicht-georgischen Tänzen vorzuziehen; 99 % gaben Georgisch als ihre Muttersprache an, 90 % sprechen es zu Hause, 80% am Arbeitsplatz⁷. Es gibt aber vor allem unter Jüngere eine Tendenz zu mehr Zweisprachigkeit sowie zu

³ Drobiževa, L. M.: *Culture et rapports entre nationalités*, in: Sciences Sociales 1 (1988), 46–56.

⁴ B.D. Parygin: *Osnovy social'no-psixologičeskoj teorii*, Moskau 1971, 128-129.

⁵ A.A. Kožanov: *Metody izučenija nacional'nogo samosoznanija (Tezis)*, Moskau 1978.

⁶ J.V.Arutunian : *O nekotoryx tendencijax kul'turnogo sblizenija narodov SSSR na etape razvitogo socializma*, in: Istorija SSSR 4 (1979), 102-103.

⁷ *Čislennyi sostav naselenija SSSR*, Moskau, 1984, 124.

gleichberechtigteren Familienbeziehungen. Die Muttersprache und insbesondere die georgische Kultur werden auch im täglichen Leben aufrechterhalten⁸.

Die Grundhaltungen der Georgier gegenüber ihren traditionellen georgischen Werten haben bei den verschiedenen Berufs- und sonstigen Gesellschaftsgruppen an Bedeutung gewonnen. Forscher haben beobachtet, daß ethnisches Selbstbewußtsein – das aus einer Nation bzw. einem Ethnos entstandene kulturelle Bild – eine Art Feedback-Reaktion auslösen kann, die zur Schaffung neuer Formen des künstlerischen Ausdrucks mit einer ethnischen Spezifität führt.

Eine alles umfassende ethnische Kultur ist die Grundlage für ethnisches Selbstbewußtsein sowie die Verkörperung des kollektiven Gedächtnisses einer Nation. Diese Betrachtungen der sozialen und geschichtlichen Praxis, der Kenntnisse der überkommenen Normen, Werte und Bewertungen definieren nicht nur ein Element des ethnischen Selbstbewußtseins, sondern auch die Vorstellungen einer Herkunfts- und Schicksalsgemeinschaft, einer Territorialität. Je besser ausgebildet ein Individuum ist, desto deutlicher wird seine Haltung gegenüber der eigenen ethnischen Zugehörigkeit sein⁹.

Die städtische *Intelligenz* steht zweifelsohne an vorderster Front in diesem Kampf um die Wiederbelebung spezifischer Elemente des georgischen Wertesystems, dessen Grundlage und Quelle keineswegs verschwunden sind, das aber seit seiner Entstehung in ständiger Entwicklung gewesen ist. Wenn das kreative Potential verschiedener Völker auf diese gleiche Art und Weise zum Ausdruck gebracht werden würde, wären diese Völker im Grunde genommen nicht verschieden.

Im Prinzip ist es möglich, eine ähnliche Untersuchung über jede beliebige ethnische Gruppe durchzuführen. Doch wir wollen unsere Aufmerksamkeit Georgien zuwenden und versuchen, die geistigen Quellen kennenzulernen, die Künstler, Schriftsteller und Musiker inspiriert haben, so daß ihre Werke, die durch ihr persönliches Talent gekennzeichnet sind, einzigartige Elemente aus dem Wertesystem der Georgier weiter tradieren, die schon lange von Generation zu Generation weitergegeben worden waren.

Wie oben erwähnt, ist ein Wertesystem eine sich entwickelnde, dynamische Menge individueller Elemente, die auf verschiedene Art und Weise als Antwort auf objektive und subjektive Faktoren interagieren. Das georgische künstlerische Genie war in der Lage, das, was es assimiliert hat, mit dem, was schon ein Teil seines Wesens war, zu vermischen und somit etwas Neues und Einzigartiges zu schaffen.

Die frühesten Einflüsse auf die georgische Kultur stammen im wesentlichen aus dem Osten; westliche Einflüsse wurden jedoch so glatt einverleibt, daß es oft unmöglich ist, die Grenzen zwischen dem, was ursprünglich ist, und dem, was assimiliert wurde, zu bestimmen. Der historische Rahmen für die Schaffung einer distinktiven Eigenschaft des Ausdrucks in der georgischen Kultur entstand lange vor der Einführung des Christentums im 4. Jahrhundert. Ausgrabungen in Trialeti haben Stücke aus dem zweiten Jahrtausend v. Chr. zu Tage gebracht, unter anderem einen goldenen Becher mit Filigranarbeit und Edelsteinen. Objekte hellenistischer Provenienz und Inspiration werden jedes Jahr an verschiedenen Orten Westgeorgiens

⁸ Drobiževa, a.a.O., 49.

⁹ Drobiževa, a.a.O., 54.

– beispielsweise in Vani – gefunden. Rund um Mxeta sind Stücke sassanidischer Silberarbeit ausgegraben worden.

Nachdem Georgien die großen Errungenschaften der östlichen Kultur assimiliert hatte, kam es mit der Einführung des Christentums näher an Europa und wurde zu einem Kanal von Interaktion. Außerdem waren es gerade diejenigen Eigenschaften der christlichen Religion, die für die breite Bevölkerung auf spiritueller, ästhetischer und emotionaler Ebene am attraktivsten waren, die letztendlich von der georgischen Kultur assimiliert wurden. Elemente wie Auserwähltheitsanspruch, Intoleranz und Fanatismus sind der georgischen Lebensanschauung jedoch immer fremd geblieben.

Die Georgier, die, verglichen mit ihren östlichen Nachbarn, keine Asiaten, verglichen mit Europäern aber auch keine »Westler« sind, befinden sich am Kreuzpunkt der Interaktionswege an denen sich manche kulturelle Strömungen überlappen. Abgesehen vom Christentum kommen sowohl die östlichen als auch die westlichen Einflüsse auf die georgische Kultur bekanntlich meist aus Persien im Osten und aus der Türkei im Südwesten. Diese Einflüsse waren Ergebnis der Eroberungen und Beherrschung Georgiens durch diese fremden Mächte im Laufe der Jahrhunderte. Es gab darüber hinaus auch zahlreiche persönliche Kontakte zu Schriftstellern, Künstlern, Musikern und anderen Intellektuellen aus Rußland, Frankreich, Deutschland und anderen Ländern. Die Arbeit Gudiašvilis im 20. Jh. ist ein gutes Beispiel dafür. Während seiner Jugend studierte und malte er in Paris, wo er Kontakt zu georgischen (E. Axvlediani und D. Kaķabaze) und nichtgeorgischen (A. Modigliani) Künstlern unterhielt. Die Werke Gudiašvilis sind französisch und georgisch inspiriert, im wesentlichen sind sie jedoch einzigartig georgisch, in vielen Fällen auf eine tiefe Art universell und durch das persönliche Genie ihres Schöpfers gekennzeichnet. Ein besonders deutliches Beispiel ist seine Lithographieserie über das, was man »die Unbill des Krieges« nennen könnte, und die uns an J. Callot und F. Goya erinnert. Schriftsteller, Maler und Musiker werden bald als »westliche«, bald als »östliche«, bald als »Grenzgänger« betrachtet, wie es bei Ilia Čavčavaže oft der Fall war.

Wie G. Asatiani hervorhebt, wäre es eine grobe Vereinfachung des Sachverhaltes zu behaupten, daß »Ost« plus »West« gleich »Georgisch« wäre, denn der Schlüssel zum georgischen Nationalcharakter liege gerade in der Mischung und der Synthese von Ost und West in seinem eigenen Gewebe. Ich würde dem hinzufügen, daß diese Synthese immer in dem Schmelztiigel stattfindet, in dem vergangenen Errungenschaften vom georgischen Temperament assimiliert wurden.

Was sind die hervorstechenden Merkmale des georgischen Nationalcharakters, der Kern seines Wertesystems? Die Literatur ist ohne Zweifel unsere Hauptinformationsquelle, und die früheste Erwähnung dieser Thematik finden wir in Vaxuštī Bagrationis Traktat über »Sitten und Gebräuche der Georgier« aus dem 18. Jh.:

»Sie sind sauber und gepflegt. Sie halten ihre Pferde, Waffen und Ausrüstung in gutem Zustand. Sie sind geschickt und athletisch, süß in der Zunge, flink und leidenschaftlich, tapfer und stark im Kampf, aber auch bereit, darin ihr Herz zu verlieren, so wie sie es auch in anderen Bereichen ihrer Tätigkeit tun. Sie sind großzügig und geizen nicht herum und leben in den Tag hinein, ohne sich Sorgen um den morgigen Tag zu machen; sie lieben Gesang und Musik und sind geschickte Kalligraphen; manche von ihnen haben eine gute Stimme und verschiedene andere

natürliche Gaben. In Religion und Sprache sind sie eins mit den Kartlern, aber sie sind in ihrer Art zu reden lebendiger«¹⁰.

Außerdem sind »...sie gastfreundlich gegenüber Gästen und Fremden und haben eine fröhliche Laune; wenn zwei oder drei von ihnen zusammenkommen, sind sie nie darüber räthlos, wie sie sich amüsieren sollen; sie sind freigebig mit ihrem eigenen Eigentum und mit dem anderer Leute; sie sind intelligent, schnell von Begriff und lernbegierig... Sie unterstützen einander auf treue Art und werden eine Gefälligkeit immer in Erinnerung behalten und sie belohnen. Ebenfalls werden sie jede Beleidigung genau erwidern. Sie wechseln schnell von guter in schlechte Laune, sind dickköpfig, ehrgeizig, fähig sowohl zu Schmeichelei als auch zu Beleidigungen...«¹¹.

Es handelt sich hier selbstverständlich um grobe Verallgemeinerungen, die als solche zu verstehen sind, denn kein Individuum kann in seiner Persönlichkeit einem derartigen Stereotyp entsprechen.

An einer anderen Stelle weist Prinz Vaxušti auf die grundlegenden und sekundären *Widersprüche* im Rahmen eines einzelnen Nationalcharakters hin. Um solche Elemente zu verstehen wie das Streben nach Ruhm, Geselligkeit, Gastfreundschaft, Freigebigkeit, Solidarität, Ehrgefühl, Frauen- und Familienkult, Ehrfurcht vor den Älteren – Eigenschaften, die die Georgier zu einem gewissen Maß mit anderen kaukasischen Völkern teilen –, ist es aufschlußreich, sie im Zusammenhang mit der Dualität des menschlichen Daseins zu betrachten.

Georgische Schriftsteller haben am deutlichsten diesen Schlüssel zur georgischen Natur dargestellt, der auch das Wesen des menschlichen Lebens selbst berührt. In Šota Rustavelis epischem Meisterwerk *Vepxistqaosani* finden wir die vollständigste und genialste Reflexion über diese Dualität. Dieses weltweit anerkannte Meisterwerk gilt als Höhepunkt der Darstellung der Grundzüge des georgischen Nationalcharakters und des georgischen Wertesystems. Zehntausende von Seiten sind über dieses Monumentalwerk geschrieben worden, die jetzt die Grundlage eines vergleichsweise neuen Wissenschaftsgebiets, der Rustwelologie, bilden. Im Rahmen des vorliegenden Artikels können nur die allgemeinen Züge dieser Thematik erörtert werden.

Die Idee der *Dualität* kann als Gegenüberstellung verschiedener Begriffe ausgedrückt werden: These – Antithese, Idee – Form, göttlich – materiell, Seele – Körper, Einheit – Unendlichkeit. Für Rustaveli spiegelt Göttlichkeit auf der einen Seite Einheit, auf der anderen Seite Verschiedenheit wider. Spiritualität muß im Irdischen ihre Inkarnation finden. Diese Einheit von Gegensätzen muß dialektisch aufgefaßt werden, da sie die Quelle der inneren Dramatik des georgischen Charakters ist. Eines der vielen Leitmotive in diesem Werk ist der Gegensatz zwischen verschiedenen Arten der Liebe, der hehren Liebe etwa gegenüber der irdischen Liebe. Rustaveli hat selbst »nichts anderes als irdisches Fleisch und die Schönheit seiner Leidenschaften«, des brutal Sensuellen und der vulgären Liebe verherrlicht, welche eher mit ausschweifender Lüsternheit gleichzusetzen ist.

¹⁰ Vaxušti: *Ayçera sameposa sakartvelosa*, hrsg. und ins Französische übers. von M. F. Brosset, St. Petersburg 1842, 338–343 (vgl. Lang, D. M.: *A Modern History of Georgia*, London 1962).

¹¹ a. a. O., 62–65.

Važa Pšavela ist ein direkter geistiger Nachkomme Šota Rustavelis, und zusammen bringen sie am besten die organische Einheit von »Seele und Körper«, d. i. von »Geistigem und Materiellem«, sowie die durch diese Einheit entstandene dialektische Spannung zum Ausdruck. Der sich selbst beschränkende Ausdruck dieser beiden gegensätzlichen Kräfte verhindert, daß die eine die andere »auflöst«. Die beiden Pole von etwa »beschränktem Idealismus« und »beschränktem Realismus« sind, philosophisch gesehen, Grundbegriffe. In »Schlangenesser«, »Aluda Ketelauni« und »Gast und Gastgeber« sehen wir den Konflikt zwischen den heiligen Traditionen der Vergangenheit, dem Kult der militärischen Tapferkeit und der männlichen Ehre einerseits und der Suche nach einer höheren Wahrheit andererseits, die die Menschen von der Notwendigkeit befreien sollte, einen gehaßten Feind zu haben, Rache zu nehmen und Blut zu vergießen.

Važa Pšavelas Werke sind heute zeitgemäßer, denn im 19. Jh., als sie geschrieben wurden, da niemals in der Geschichte der Mensch seine Umwelt derart mutwillig und verantwortungslos zerstört hat als jetzt. Der Autor plädiert auf eine schillernde und bewegende Art für Respekt und Liebe gegenüber der Natur sowie für ein harmonisches Zusammenleben mit allen Lebewesen, auch mit den Mitmenschen. Er preist die Gastfreundschaft und verurteilt die Blutrache, auch wenn diese bei den kaukasischen Völkern schon jahrhundertlang eine tief verwurzelte Tradition ist.

Eine Aufzählung einiger der Kernwerte kann unsere Sinne zu einer tieferen Wahrnehmung der verschiedenen Ausdrucksformen der georgischen Kultur führen. In der Antike waren Georgier berühmt für ihr militärisches Geschick und dienten oft fremden Herrschern als Söldner. Die absolute Mehrheit aller nichtgeorgischen Quellen bezeichnet sie als »furchtlos«. Stärke und Lebenskraft wurden sowohl als moralische als auch als physische Qualitäten kultiviert, der Durst nach Erfolg, nach Sieg hat möglicherweise seine Quelle in der im Mittelalter stark entwickelten Rittertradition. Es gibt außerdem im georgischen Geist unverkennbar Züge eines Don Quijote. Einem Georgier ist es auch sehr wichtig, wie er anderen erscheint, denn er fühlt sich ständig beobachtet von einer unsichtbaren Zuschauerschaft. Schwunghaftigkeit ist ebenfalls eine Ingredienz im Verhalten der Georgier.

Glück wird konsequent angestrebt und als erreichbares Ziel betrachtet. Es ist einer der Hauptwerte und wird von klassischen Philosophen als eine Zusammensetzung von Wahrheit, Schönheit und Güte betrachtet, die die spirituelle Vollkommenheit des Menschen bestimmt. Geteilter Überfluß ist eine Äußerungsform des Glücks: Die georgische Tafel ist eine seiner Inkarnationen. Trinksprüche haben zum Ziel, das Wünschenswerte, das Ideelle mit dem Wirklichen, dem Existenten, zu vereinen. Der Georgier ist kein Einzelgänger; Einsamkeit ist nicht seine Sache. Er will Glück schaffen und es mit anderen in einem Zustand der *Harmonie* teilen. Das beste Beispiel dafür ist die georgische polyphone Chormusik, wo das Zusammenspiel der Stimmen wesentlich für die Harmonie des Ganzen ist, das vom unentbehrlichen Kontrapunkt geschaffen wird.

Georgienreisende wären enttäuscht, wenn sie im vorliegenden Artikel keinen Hinweis auf die Gastfreundschaft finden würden. In der Tat, als Vaxušti bemerkte, daß „Georgier gegenüber Gästen und Fremden freundlich gesonnen sind“, hat er auf eines der hervorstechendsten Merkmale des georgischen Nationalcharakters hingewiesen, das im Wertesystem der Georgier verankert ist. Die traditionelle

georgische Tafel, deren Vorsitzender ein demokratisch gewählter *Tamada* (Zerimonienmeister) ist und die *Supra* genannt wird, hinterläßt bei jedem, der sie erlebt hat, einen immerwährenden Eindruck. Die *Supra*, so voll beladen mit traditionellen Gerichten der georgischen Küche sowie Weinflaschen wie sie ist, ist wie 'eine Kufisse für die theatrale Inszenierung von Gastgeber und Gästen.' Alle Anwesenden begeben sich auf eine Art Flug zu den Sphären der Philosophie, der Dichtkunst, des Anekdotenerzählens ... Der *Tamada* wacht über das Toasten, das nach klar definierten ritualisierten Regeln stattfindet¹². Ausländische »Überlebende« einer georgischen *Supra* haben auf jeden Fall etwas, wovon sie ihren Kindern und Enkelkindern erzählen können.

Freundschaft und Freigebigkeit sind zwei eng miteinander verbundene Werte, die einen hohen Stellenwert in der moralischen Hierarchie haben. Wie viele von uns es erlebt haben, ist die georgische Tafel ein Altar der Freundschaft, erleuchtet durch eine warme Freigebigkeit. Niemand würde die Behauptung bestreiten, daß »ein Georgier ohne Freunde kein Georgier« sei. In einem Freund sucht der Georgier jemanden mit Qualitäten, die komplementär zu seinen eigenen sind, wie es bei Avtandil und T̄ariel der Fall ist, den Helden aus Rustavelis *Vepxistqaosani*.

Neben der Freundschaft in der Wertehierarchie finden wir Mitgefühl, Mitleid und dessen Ausdruck. Es ist in der Absicht, Mitleid zu erregen, daß ein Georgier über sein Mißgeschick sprechen wird, und er kann dabei sogar seinen Schmerz übertreiben. Er kennt keine Scheu vor dem, was in anderen Kulturen als Mangel an Zurückhaltung gelten könnte. Es ist das Gemeinschaftliche im Mitgefühl, das seine Natur sucht und von dem er meint, einen Anspruch darauf zu haben und das er gern bereit ist, anderen zu spenden. Mitleidsbekundungen, die auf seinem Urwesen beruhen und die von christlichen Lehren auch noch verstärkt werden, sind für den Georgier typisch. In der Literatur ist das Ende von Važa Pšavelas epischem Poem »Schlangenesser« der klassische Inbegriff der georgischen Mitleidskonzeption.

Toleranz ist eine Fazette von Mitleid, denn Verständnis und Mitleid entwaffnen Haß. Die Georgier sind stolz darauf, daß ihre Geschichte im Gegensatz zu der anderer christlicher Länder nicht durch religiöse Verfolgungen und Streitigkeiten geprägt wurde. Menschen vieler Glaubensrichtungen und Milieus haben in diesem gastfreundlichen Land ihr Himmelreich gefunden.

Es ist unmöglich, eine erschöpfende Liste aller Höhepunkte des georgischen Charakters zu geben, aber es wäre unverzeihlich, einen bei anderen Völkern nicht sehr häufigen Charakterzug des Georgiers zu verschweigen, nämlich seine Fähigkeit, über sich selbst zu lachen.

Die Dualität, die Zweideutigkeit, ja die Mehrdeutigkeit und die Komplexität des georgischen Wertesystems machen ein Mosaik aus, das aus den verschiedenen Quellen entstanden ist, die die Georgier im Laufe der Geschichte an ihre ursprüngliche Kultur assimiliert haben. Ein einziges Element daraus zu entfernen, würde die gesamte Zusammensetzung zerstören. Geographische, historische, soziologische und psychologische Argumente können nie die ganze Geschichte erzählen. Die menschliche Natur fordert jede Formulierung heraus.

¹² D.A.Holisky: *The Rules of the Supra or How to Drink in Georgian*, in: Annual of the Society for the Study of Caucasia 1 (1989), 22-40.

Wie finden die oben aufgeführten Haltungen, Bestrebungen und Werte ihren Ausdruck in der Kunst? Wenn wir uns in die Blütezeit der georgischen Kultur – ins 10. bis 14. Jh. – versetzen, werden wir feststellen, daß sich bereits damals die Originalität, für die das Land überall Anerkennung gewonnen hat, abzuzeichnen begann. Auf der Grundlage ihrer verschiedenen Quellen (der byzantinischen, orientalischen und westlichen) konnte die georgische Kunst ihre eigene Synthese in der Architektur, in der Malerei, in der Emailkunst, im Kunsthandwerk und in der Ikonenmalerei schaffen.

Die ersten Denkmäler der klassischen georgischen Architektur stammen aus der zweiten Hälfte des 10. Jhs. Die Kathedralen von Oŝki (950–960), Bagraťs in Kutaisi (ca. 1003), von Samtavisi, Alaverdi, Sveti-Cxoveli und anderen legen Zeugnis ab vom goldenen Zeitalter des mittelalterlichen georgischen Königreichs mit seiner stratifizierten, aristokratischen Sozialstruktur, an deren Spitze starke, zentral regierende Fürsten standen. Die präzise angeordneten und sehr feinen Reliefverzierungen an diesen Bauwerken berücksichtigen sowohl das Klima als auch das südliche Licht. Solche Erwägungen sind auch im Kunsthandwerk präsent, bei der Anfertigung von Luxusgütern und insbesondere in der Ziselierung, die in gewisser Hinsicht auf der alten Tradition der Metallverarbeitung beruht, die in der Bronzezeit überall im Kaukasus entstanden ist. Die perfekten klassischen Linien, die Eleganz der dünnen Säulen an den Fassaden, die stromlinienförmigen, senkrechten Proportionen sowie das geometrisch angebrachte Flechtwerk von Verzierungen, das an den Apsiden von Oŝki (ca. 10. Jh.), Gelati (frühes 12. Jh.), aber vor allem in Sveti-Cxoveli, Alaverdi, Samtavisi und Iķorta zu finden ist, sind Konkretisierungen der georgischen Schönheitsideale, die durch ein komplexes, die spirituelle Bestimmung dieser Bauwerke unterstreichendes System von Symbolen verstärkt werden. Obwohl sie uns an byzantinische, aber auch an romanische Kirchen im Westen erinnern, sind sie in gewisser Hinsicht aufgrund ihrer senkrechten Formen Vorboten der großen gotischen Kathedralen Europas.

Der Geist dieser Blütezeit der georgischen Kultur findet im Stein dieser Bauwerke ebenso seine Verkörperung wie in Rustavelis Dichtung aus dem 12. Jh.; das Gleichgewicht und die Harmonie der Verse entsprechen dem Gleichgewicht und der Harmonie architektonischer Formen.

Seit dem Mittelalter ist Georgien Opfer unzähliger Eroberungen und Schicksalsschläge gewesen, was einen ungünstigen Einfluß auf seine kulturelle Entwicklung hatte. Nichtsdestoweniger hielt es in fast allen Lebensbereichen an seinem Wertesystem fest, was in der modernen Kunst gleichfalls seinen Niederschlag findet.

Die Malerei Pirosmanis ist sowohl in ihrer Thematik als auch in deren Behandlung unverkennbar georgisch: Die Tafelszenen, seine wohlwollende, fast zärtliche Satire, seine kindliche Wiedergabe von Tieren, die sie fast wie Spielzeug aussehen lassen – all das spiegelt Züge des Nationalcharakters wider.

Davit Kaķabaze war ein Wegbereiter der modernen Kunst. Obwohl er mit großem Geschick die Farben der bretonischen Landschaft erfaßte, ist er in der Tiefe seines Herzens Georgier geblieben, sogar in Paris. Dies trifft noch mehr auf Elene Axvlediani zu, deren Emotionalität zwei primäre Quellen hat: Sie ist sowohl Georgierin als auch eine Frau! Jeder Georgier ist mit der umfangreichen und

mannigfaltigen Produktion Lado Gudiašvilis vertraut. Er dürfte als universeller gelten als seine Zeitgenossen. Seine satirischen Zeichnungen erinnern an Callot, Goya, Daumier und Hogarth, aber selbst Gudiašvilis Werke haben einen unverkennbaren georgischen Zug. Man bemerke seine Sensualität, seine Lebensfreude, seine Bewunderung der Linien, seine Themen! Außerdem sind gewisse Menschen, die in seinen Malereien dargestellt sind, nur in Georgien anzutreffen!

Es ist unmöglich, alle Künstler des 20. Jhs. zu nennen, deren Werke einen einzigartig georgischen Geist widerspiegeln. Außer den bereits erwähnten können noch die Brüder Očiauri sowie der junge Dato K̄raçašvili aufgeführt werden. Letzterer starb im Alter von 17 Jahren und hinterließ – in einer Vielzahl von Arbeiten – ein außerordentlich bewegendes Zeugnis seines vom georgischen Erbe genährten persönlichen Könnens.

Dieser Überblick wäre unvollständig, wenn er nicht den Beitrag der georgischen Filmkunst zur Darstellung und Erhaltung des georgischen Wertesystems berücksichtigen würde. Es ist das unverkennbar georgische Gepräge dieser Filmkunst zusammen mit deren Wiedergabe universeller Werte, die sie in Europa so populär gemacht haben. Es ist daher nicht überraschend, daß georgische Filme mehrfach bei internationalen Festivals ausgezeichnet wurden.

Dies ist offenkundig bei Filmen wie »Der Krug« (*kvevri*), »Die Stadt Anara« (*kalaki anara*), »Die erste Schwalbe« (*pirveli mercxali*), »Samanišvilis Stiefmutter« (*samanišvilis dedinacvali*), »November« (*giorgobis tve*), »Pastorale« (*paštoralis*), »Die Setzlinge« (*nergebi*), »Einige Interviews zu persönlichen Fragen« (*ramdenime interviu pirad sakitxebze*), »Der Flug der Sperlinge« (*beyurebis gadaprena*), »Der Fleck« (*laka*) und selbstverständlich auch bei der bemerkenswerten Filmtrilogie von Tengiz Abulaze »Das Flehen« (*vedreba*), »Der Zauberbaum« (*natvris xe*) und »Reue« (*monanieba*).

Im Zusammenhang mit letztgenanntem Kunstwerk ist es sehr wichtig, den subtilen, aber pointierten Hinweis auf die Bedeutung der Beziehung des Georgiers zur eigenen Mutter wahrzunehmen. Wir versetzen uns in die Szene, wo der Diktator Aravize und sein Gehilfe Doxopoulos auftreten. Beide stehen neben einem Fenster und überblicken einen Innenhof, wo ein Müllwagen mit 20 Personen parkte. Doxopoulos berichtet stolz, daß es ihm gelungen sei, die letzten Mitglieder einer gewissen Familie festzunehmen, die als »Volksfeinde« galten, und daß diese bald hingerichtet werden sollten. (Dieser Zwischenfall beruht auf wirklichen Tatsachen.) Der Diktator Aravize (der Name bedeutet »niemand«) blickt nach unten zu dem Müllwagen, wo alte Männer, Frauen und Kinder geduldig auf ihr Schicksal warten. Er wendet sich seinem Helfershelfer zu und fragt ihn dann mit ernster Stimme: *deda gqavs?* »hast du eine Mutter?«.

Diese Kunstwerke sind eng mit der georgischen Literatur sowie mit dem georgischen Nationalcharakter und Wertesystem verbunden. Ein anderes eklatantes Beispiel ist die georgische Adaptation von »Mein Onkel Benjamin« (*ar idardo* »Sei nicht traurig«), einem Roman des französischen Schriftstellers Claude Tillier aus dem 19. Jh., die vollkommen anders ist als die französische Version mit Jacques Brel.

Eine allgemeine pessimistische Aura kann zwar in allen Formen künstlerischen Schaffens festgestellt werden, aber sie kommt besonders deutlich in einer kleinen Anzahl Filme zum Vorschein, die im Laufe der letzten zehn Jahre gedreht wurden.

Sie sind insgesamt düster, tiefgründig und psychologisch komplex (vgl. *Orpheus' Tod* von G. Šengelaja). Eine mögliche Ausnahme – so zu sagen, ein Lichtblick – ist Nana Žanelizes Film *Das Wiegenlied*. Dieser Film ist inspiriert durch ein literarisches Werk des 19. Jhs. (Jakob Gogebašvilis *Die Macht des Wiegenliedes*) und zelebriert die Ideale eines harmonischen Zusammenlebens mit den Nachbarn – ein Thema, das in höchstem Maße aktuell ist und das letztendlich von Važa Pšavelas prophetischen Werken herrührt. Auf diese Weise illustriert dieser Film die traditionellen georgischen Werte.

Selbst bei Anwendung heuristischer Methoden werden die Magie und das Mysterium der durch menschliches Genie geschaffenen Schönheit Bestand haben. Sie werden weiterhin den objektiven Messungen und Wertungen der Wissenschaft und den Attacken der Kunstkritiker standhalten, wofür Lado Gudiašvilis Lithographie »Die Suche nach dem Geheimnis der Schönheit« ein treffendes Beispiel ist.

Jede universelle Qualität der hohen Kunst, der Literatur oder der Musik hat ihre Wurzeln im nationalen oder ethnischen Erbe. Das kollektive Gedächtnis spielt bei der Bewahrung und der Weitertradierung dieses Erbes eine grundlegende Rolle. Dasselbe gilt für die Musik, die Literatur, die Filmkunst sowie für alle Ausdrucksformen der bildenden Künste. Das kulturelle Erbe, das die erhabensten Elemente einer gegebenen Kultur bewahrt und weitertradiert, kann auch die Apanage derjenigen Menschen werden, die außerhalb der räumlichen Grenzen dieser Kultur leben. Direkt oder indirekt will große Kunst immer die ästhetischen, moralischen, ethischen und geistigen Fragen unserer Zeit aufwerfen und sucht dabei gleichzeitig Antworten auf die Frage, was gut, schön, wahr oder gerecht ist. Die georgische Kultur – wie übrigens viele andere Kulturen, darunter auch die deutsche – hat in vielen Aspekten ihres Wertesystems nachhaltig zur Klärung dieser existentiellen Frage beigetragen.

Es ist aber immer bemerkenswert, wenn eine kleine Nation einen außergewöhnlich großen Beitrag leistet. Jetzt am Anfang des dritten Jahrtausends werden die Menschen immer mehr auf den Weg der wirtschaftlichen Globalisierung gedrängt, was unweigerlich zu einer Nivellierung von unten und einer kulturellen Verarmung führt. Kleinere Nationen sind im stärkeren Maße bedroht als große und müssen deshalb besonders geschützt werden. Die in den Werken Rustavelis, Važa-Pšavelas, Čavčavažes, Čeretelis, G. Tabizes, N. Dumbazes, in den Filmen von T. Abulaze propagierten Werte stimmen mit den Werten eines anderen Vertreters einer kleinen Nation überein: des Kirgizen Čingiz Aitmatov. In der Tat besteht zwischen Aitmatov und den genannten georgischen Künstlern eine Konvergenz auf höchstem Niveau im Ausdruck grundlegender menschlicher Werte.

Humanistische Ideale werden in der Basis der Gesellschaft von Individuen mit außergewöhnlich breitem Horizont und scharfem Einblick konzipiert. Solche Werte sind für immer gültig und bilden ein Bollwerk gegen die *Mankurtisierung* der Mehrheit der Menschheit¹³.

In den zwanziger Jahren des 20. Jhs. forderte Davit Kaķabaze die georgische Intelligenz auf, ihre kulturellen Bande zu den fortschrittlichsten Strömungen

¹³ Č. Aitmatov: *Dolže veka dlitsja den*, in *Novyj mir* 11 (1980), Kap. 6, 67–78. Als *mankurt* wird im Werk Aitmatovs ein willenloser Sklave bezeichnet (A. d. Ü.).

künstlerischen Schaffens anderer Länder neu zu knüpfen. Der Preis, der für die größere Freiheit der Kontaktaufnahme mit anderen Kulturen und deren Nutzbarmachung zu zahlen ist, ist leider oft der Verfall in verspätetes Epigontum und zu kommerzieller Spekulation. Andererseits sind das georgische Wertesystem und die georgische Kultur als zusammenfassetes Ganzes durchaus in der Lage, Quelle und Grundlage einer eigenständigen Entwicklung in der Kunst und in allen anderen Formen des kulturellen Ausdrucks zu sein.

Die wichtigsten Richtlinien für eine zukünftige Blüte der georgischen Kultur könnten folgende sein:

1. Bewußte Wahrnehmung und Erhaltung der georgischen Spezifik durch eine Wiederentdeckung und Neubewertung der Schlüsselemente des georgischen Wertesystems, wie diese in der säkularen Tradition verkörpert sind;
2. Anregung direkter Kontakte zu den kulturellen Errungenschaften anderer Länder (wie dies bei Gudiašvili, Kačabaze und Axvlediani der Fall war);
3. Förderung und Unterstützung individueller Talente.

Ein Teil der obigen Erwägungen dürfte auch auf andere Kulturen anwendbar sein, denn in vielen Teilen der heutigen Welt sind Wertesysteme in ständiger Wechselwirkung, sie geraten unter Druck und müssen sich verändern, so daß der Erhalt wichtiger Werte im Selbstverständnis eines Volkes nicht länger eine entscheidende Rolle spielt. Wertesysteme werden, falls sie nicht bewußt verteidigt werden, in zunehmendem Maße Opfer der sanften Erosion einer entmenschlichten Aggression.

Die Herausforderung ist heute größer denn je, und ihr muß mit wachsender Wachsamkeit begegnet werden sowie mit dem Willen, den mentalen Widerstand zu überwinden, der bei den Menschen durch die Omnipräsenz einer standardisierten Massensubkultur mit ihren destruktiven Nivellierungs- und Verarmungseffekten entstanden ist.

Was kann nun insbesondere über die Folgen der dramatischen Veränderungen, die in den letzten zehn Jahren in Georgien stattgefunden haben, für das axiologische Gewebe, das wir als »georgische Lebensweise« kennengelernt haben, gesagt werden?

Extreme Situationen bringen die besten und auch die schlechtesten Charakterzüge eines Individuums zu Tage. Die wirtschaftlichen und politischen Bedingungen sind die Voraussetzungen für die täglichen Verrichtungen eines Menschen. Das Verschwinden der relativen Stabilität und Sicherheit, die vor der Unabhängigkeitserklärung 1991 in Georgien herrschten, schufen eine instabile und chaotische Situation, in der viele Teile der Bevölkerung nicht länger in der Lage waren, ihre materiellen Grundbedürfnisse zu befriedigen. Es ist nicht zu vermeiden, daß eine schwierige wirtschaftliche Lage Einfluß auf die Optionen und Entscheidungen eines Menschen ausübt und letztlich auch die Mentalität der Menschen prägt. Um die Kultur auf einem hohen Niveau zu halten, sind ein hohes Maß an persönlicher Anstrengung und öffentliche Gelder notwendig.

Es ist daher nicht überraschend, daß das georgische Wertesystem angesichts der andauernden wirtschaftlichen Krise unter ständiger Bedrohung ist. Die Auswanderungsquote ist seit 1921 niemals so hoch gewesen wie jetzt. Georgier verlassen ihr geliebtes Land in erster Linie aus wirtschaftlichen, nicht aus politischen

Gründen, wie dies früher der Fall war. Die materielle Grundlage des Überlebens ist bedroht, und diejenigen, die im Kulturbereich arbeiten, sind am stärksten betroffen.

Auf der anderen Seite ist eine winzige, aber mächtige Schicht von Millionären, den sogenannten »Neu-Georgiern«, entstanden, die mit ihrem persönlichen Reichtum nichts unternehmen, um die allgemeine wirtschaftliche Lage zu verbessern oder die harten Lebensbedingungen der breiten Masse zu lindern. Die traditionellen georgischen Werte gehören offensichtlich nicht zu den Prioritäten dieser Millionäre. Es scheint kein Geld vorhanden zu sein, um beispielsweise die alten Denkmäler des Landes zu restaurieren.

Das allgemeine Klima des Pessimismus, das derzeit in Georgien herrscht, kommt in allen Formen künstlerischen Schaffens zum Ausdruck, zeigt sich aber besonders deutlich in der geringen Anzahl der Filme, die im vergangenen Jahrzehnt gedreht wurden. Die meisten davon sind trübe und psychologisch komplizierte Produktionen wie beispielsweise »Orpheus' Tod« von G. Šengelaja. Eine Ausnahme ist »Das Wiegenlied« von Nana Žanelize. Dieser Film ist inspiriert von der georgischen Literatur des 19. Jhs. (und zwar von I. Gogebašvilis »Iavnanam ra hkmna«) und zelebriert das Ideal einer harmonischen Koexistenz mit den Nachbarn – ein äußerst aktuelles Thema, das von den großartigen und prophetischen Werken Važa Pšavelas herrührt. Dadurch illustriert dieser Film auf besondere Weise die traditionellen georgischen Werte.

Den zahlreichen objektiven Gründen zum Verzweifeln zum Trotz gibt es subjektive Gründe, die unseren Glauben an die Fähigkeit der Georgier nähren, ihre Kultur und ihr unersetzbares Wertesystem zu erhalten. In der Tat stellen alle Aspekte der georgischen Kultur einen einzigartigen Beitrag zur großen Schatzkammer menschlicher Errungenschaften auf unserem unruhigen Planeten dar.

LITERATUR

- Asatiani, G. 1982. O gruzinskom (in: Literaturnaja Gruzija, 7 : 176–186, 8: 147–175, 9: 81–135)).
- Čiladze, P. 1988. Radi žizni (in: Literaturnaja Gruzija, 5: 106–124).
- Kakabadze, D. 1989. Paris (1920–23) (in: Literaturnaja Gruzija, 4 : 174–199).
- Lang, D. M. 1962. A Modern History of Georgia, London, 18–22.
- Lixačev, D. S. 1991. Le caractère national des Russes (in: Sciences Sociales, 3 : 83–88).
- Lixačev, D. S. 2000. Reflections on the Russian Soul, Central European University Press.

REZENSIONEN

Kenčošvili, N.: Indoeti kartul c̣qaroebši, Tbilisi: Akad. G. Čeretlis saxelobis aγmosav-
letmcdneobis inšitūti 1999, 176 S. Besprochen von B. Christophe, Jena.

Das vorliegende Werk behandelt unterschiedliche Aspekte der georgisch-indischen Beziehungen von der Antike bis zur Gegenwart. Es beginnt mit einer ausführlichen quellenkritischen Studie über die verschiedenen Bezeichnungen für Indien, die in der älteren georgischen Literatur vorkommen, sowie über die Bedeutungen, die diese Bezeichnungen mitunter haben können. Es geht dann weiter mit einem Überblick über die Beziehungen zwischen Georgien und den verschiedenen auf dem indischen Subkontinent angesiedelten Kulturen in vor- und frühgeschichtlicher Zeit, der neben archäologischen auch linguistische Fakten berücksichtigt. Im dritten Kapitel ist vom Bild Indiens in der älteren georgischen Literatur die Rede. Hier spielt vor allem die altgeorgische Adaptation der Buddha-Legende, die unter dem Titel »Balavariani« bekannt ist, erwartungsgemäß die Hauptrolle. Indienbezogene Aspekte anderer Werke – wie etwa des »Tamariani«, einer im 12. Jh. zur Ehre von Königin Tamar verfaßten Ode – werden hier ebenfalls ausführlich dargestellt. Das vierte Kapitel ist ganz der Rolle Indiens im berühmten Epos des Šota Rustaveli »Vepxistqaosani« gewidmet. Weiter untersucht der Autor im fünften Kapitel seines Werkes indienbezogene Episoden aus georgischen Chroniken sowie aus Märchen und Sagen. Besondere Aufmerksamkeit wird hier der von Sulxan-Saba Orbeliani verfaßten Sammlung »Die Weisheit der Lüge« gewidmet. Zum Schluß stellt der Autor einige Artikel und Beschreibungen über Indien zusammen, die vom Ende des 19. Jhs. bis Anfang des 20. Jhs. in Tbilisi erschienen und im vorliegenden Buch zum Teil im vollen Wortlaut abgedruckt sind.

Auch wenn einige der in diesem Werk geäußerten Gesichtspunkte – wie der Autor selbst zugibt (S. 13) – etwas spekulativ anmuten mögen, handelt es sich hier um ein überaus interessantes und lesenswertes Buch, dessen Übersetzung ins Englische – auch mit Blick auf die Fachöffentlichkeit in Indien – ein dringendes Desiderat wäre, zumal es dem Autor gelungen ist, sonst schwer zugängliche Informationen auf äußerst anschauliche Weise zusammenzutragen und kritisch zu werten.

Suttner, Bertha von: Kartvelebtan da sakartveloši, herausgegeben, übersetzt und eingeleitet von Nodar Kačabaže, Tbilisi: Kačkasiis saertašoriso kułturuli programebis biuro 1999, 89 S. – Besprochen von Maria Sauna, Venedig.

Im Mittelpunkt des kleinen Bandes »Mit Georgiern und in Georgien« steht der neun-jährige Kaukasusaufenthalt (1876–1885) der berühmten österreichischen Friedenskämpferin, Schriftstellerin, Journalistin, Pazifistin und ersten weiblichen Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner. Er enthält Auszüge aus ihren autobiographischen »Memoiren« (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart 1909), die Nodar Kačabaže,

Professor für Germanistik an der Universität Tbilisi, ausgewählt und aus dem Deutschen ins Georgische übertragen hat.

1876 kam Bertha von Suttner zusammen mit ihrem Mann Artur nach Georgien. Sie folgten einer Einladung der Fürstin von Mingrelien Ekaterine Dadiani, die Bertha von früheren gemeinsamen Kurvergnügungen in Homburg von der Höhe kannte. Für die Suttners, die sich kurz zuvor heimlich hatten trauen lassen, war diese Reise von Anfang an mehr als bloß eine Hochzeitsreise. Es war die Suche der frisch Vermählten nach einem Zufluchtsort vor der verstimmtten Verwandtschaft des Gatten, die Bertha, da diese um sieben Jahre älter als Artur und zuvor Gouvernante seiner Schwestern gewesen war, nicht als seine Frau akzeptieren wollte. Tatsächlich bezeichnet Bertha von Suttner die Zeit im Kaukasus auch mehrmals als »Zeit der Verbannung«. Trotz dieser Umstände und finanziell beschränkter Möglichkeiten waren es aber, wenn auch abenteuerliche, doch glückliche und höchst schöpferische Jahre. Bertha und Artur wurden eben hier u. a. zu Schriftstellern und Korrespondenten, wobei der Einfluß der georgischen Natur und Wildnis gerade auf das schriftstellerische Schaffen Arturs nicht zu unterschätzen ist.

Während der neun Jahre lebten die Suttners abwechselnd in Gordi, der mingrelischen Sommerresidenz der Fürstin Dadiani, in Kutaisi, in Tbilisi und in Zugdidi, wo sie überall wegen ihrer lebenswürdigen Wesensart auf die Sympathie der Georgier stießen und Aufnahme und Unterstützung fanden. Ihrerseits schlossen auch die Suttners Land und Leute ins Herz. Die monatelange tägliche, fleißige Arbeit an der Übertragung des »Vepxistqaosani« von Šota Rustaveli ins Deutsche und Französische kurz vor ihrer endgültigen Rückkehr nach Österreich kann dabei als Zeugnis der Liebe zu Georgien und seiner Kultur betrachtet werden. Bei dieser leider unveröffentlichten Übersetzung handelt es sich zudem um die erste deutsche überhaupt.

Mit dem Buch N. Kaķabazes werden nun die Erlebnisse dieses Aufenthaltes, wie er sich in der Erinnerung der Bertha von Suttner darstellt, auch dem georgischen Leser zugänglich. Und obwohl es sich nur um Fragmente einer Autobiographie handelt, gelingt es N. Kaķabaze durch die ausführliche Einleitung, den Zusammenhang nicht verlorengelassen zu lassen. Der georgische Leser kann sich auf diese Weise ein Bild von den Verdiensten und dem Leben dieser außergewöhnlichen Persönlichkeit machen und insbesondere davon, wie Bertha von Suttner Georgien erlebt hat.

Gelaschwili, N. (Hrsg.): Georgische Erzählungen des 20. Jahrhunderts, Frankfurt am Main: Suhrkamp Taschenbuch Verlag 2000, 299 S. – Besprochen von Jens Jäger, Jena.

Mit diesem Band wird dem deutschsprachigen Leser ein neues Stück georgischer Literatur zugänglich. Er enthält 26 Erzählungen von insgesamt 18 georgischen Gegenwartsautorinnen und -autoren, die meisten unter ihnen erstmals ins Deutsche übertragen. Im Nachwort gibt die Herausgeberin Naira Gelaschwili einen Überblick über die georgische Literaturgeschichte, und abschließend finden sich biographische Notizen zu den Autorinnen und Autoren der Anthologie wie auch zu Übersetzerinnen und Übersetzern.

Der Band beginnt mit einer Erzählung von Otar Tschcheidse, dem, so die Herausgeberin, »Patriarchen der gegenwärtigen georgischen Literatur«. Ihm folgen immer

jüngere Autorinnen und Autoren. Alle erzählen von ihrer Heimat, und der Leser bekommt aus der Sicht verschiedener Schriftstellergenerationen Einblick in das Georgien der Gegenwart. Die verarbeiteten Themen sind dabei so vielfältig wie das Land und seine Bewohner selbst: der landschaftliche Zauber, die Ehrfurcht und Verbundenheit der Menschen gegenüber einer oft als beseelt verstandenen Natur, Volksglaube, Bräuche und Sagen, das einfache Leben auf dem Lande genau wie das sozial vielschichtige Stadtleben. Kaleidoskopisch gewinnt der Leser eine Vorstellung von diesem Land und in besonderem Maße dem augenblicklichen Georgien, denn viele Erzählungen handeln im Kontext der jüngsten politischen und ökonomischen Veränderungen und ihrer gesellschaftlichen Folgen. Die Probleme, mit denen Frauen in einer traditionellen Männergesellschaft zu kämpfen haben, bilden einen weiteren thematischen Schwerpunkt innerhalb der Anthologie.

Die Übersetzer sind mit Ausnahme der gerade auf dem Gebiet der georgischen Literatur so verdienstvollen deutschen Übersetzerin Kristiane Lichtenfeld allesamt namhafte georgische Germanisten. Die Texte, im übrigen von der Verlagsredaktion nachbearbeitet, lehnen sich eng am Original an, die individuelle Sprache der einzelnen Autoren bleibt dadurch erhalten, was den Leser allerdings manchmal auch etwas befremdet. Sprachliche, kulturelle und geographische Gegebenheiten in Text bzw. Handlung der Erzählungen, die sich nicht ohne weiteres erschließen lassen, werden aber durch Fußnoten weitestgehend erläutert.

Ein lesenswertes Buch, in dem man viel über Georgien erfährt und sich zugleich einen Überblick über die jüngeren georgischen Erzähler verschaffen kann.

Gogoçuri, G.: Germanuli romanikuli poeziis antologia (Anthologie der deutschen romantischen Lyrik), Tbilisi: Merani 1999, 575 S. Besprochen von U. Rieger, Jena.

Mit der Herausgabe der vorliegenden Gedichtsammlung schafft der Übersetzer ein qualitativ hohes Überblickswerk zur deutschen romantischen Lyrik, das auf den ersten Blick besonders durch seine übersichtliche zweisprachige Darstellung besticht. Das umfangreiche Werk bietet ein breites Spektrum an Vertretern der deutschen Romantik und schließt neben den bekanntesten Dichtern dieser Epoche wie z. B. neben den mit Werken quantitativ am höchsten vertretenen Eichendorff, über Brentano und Chamisso auch die weniger bekannten Poeten mit ein und streift sogar einige dieser Literaturströmung nur am Rande zugehörige Dichter (z. B. Heine) durch eine gezielte Auswahl an Gedichten.

Das Vorwort von Nodar Kaçabaze stellt eine Einführung in die Geschichte der deutschen Romantik des frühen 19. Jahrhunderts dar, die mit der Umgestaltung der »Schule des Realismus« beginnt, und gibt aufgrund der ausführlichen Darstellung dem Leser die Möglichkeit der genauen Einordnung der vorgestellten Dichter in den kulturhistorischen Hintergrund. Zu beachten ist besonders die Ansicht Kaçabazes, daß die Charakteristik der deutschen Romantik im Gegensatz zu anderen europäischen Romantik-Strömungen (z. B. der französischen oder spanischen) der philosophisch-moralische sowie ethische Ansatz der Dichter ausmacht und wie beispielsweise bei Novalis oder Schlegel die Tendenz zur Soziologie bzw. Anthropologie sichtbar wird.

An anderer Stelle wird eine weitere Besonderheit der deutschen Romantik hervorgehoben: die spezielle symbolische Ausdrucksweise der Dichter, welche die Expressivität der Sprache erweitert und ihr die Möglichkeit einer geradezu phantastischen Imagination gibt (»Des Knaben Wunderhorn«).

Auch der durch die Gestaltung hervorgerufene Effekt der fast zum Vergleich auffordernden Gegenüberstellung der deutschen Gedichte zur georgischen Übersetzung wird in der Einleitung aufgegriffen und weitergeführt. So vergleicht Kačabaže Dichter der deutschen Romantik mit Vertretern dieser Kunst- und Literaturströmung im Georgien. Er führt als Beispiel die ähnliche Themenwahl und Ausdrucksweise in den Werken Novalis' und Baratašvilis an. Doch sollte man bei der Betrachtung der Lyrik unter diesen Aspekten beachten, daß die georgische Romantik eine größere Nähe zur Volkslyrik bzw. zu Volksliedern aufweist, als es in der Ausdrucksweise deutscher romantischer Lyrik zu finden ist.

Neben der großen Auswahl an bearbeitetem Material sollte man jedoch nicht vergessen, die hohe Qualität der Übersetzung zu erwähnen. Eher gilt es die Kunstfertigkeit der Übersetzung hervorzuheben, denn es ist Gogočuri nicht nur gelungen, den Inhalt in angemessener lyrischer Form zu transformieren, sondern auch die für die romantische Lyrik so typischen rhetorischen Figuren wie Metaphern, Metonymien und Wortspiele aus dem Deutschen in das Georgische zu übertragen. Man sagt, daß die georgische Sprache schon aufgrund ihres sprachlichen Potentials die Fähigkeit zum besonderen poetischen Ausdruck in sich trägt, doch muß man zugeben, daß der Übersetzer diese meisterhaft anzuwenden weiß.

Ebenfalls zu erwähnen sind die vom Übersetzer am Ende des Buches angefügten Kurzbiographien von über zwanzig der in dieser Anthologie aufgeführten Dichter. Sie geben dem Leser im Zusammenhang mit der Einleitung und dem poetischen Werk einen in sich geschlossenen und ebenso äußerlich wie inhaltlich ansprechenden Überblick über die Lyrik der deutschen Romantik und stellen für den Wissenschaftler einen weiteren nützlichen Anhaltspunkt auf dem Gebiet der vergleichenden Literaturwissenschaft dar.

BERICHTE

Devī Dumbaze, Tengiz Iremaze

Neuplatonismus und Subjektivität.

Bilaterale Konferenz georgischer und deutscher Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen Tabaxmela/Tbilisi 6.–9. Oktober 1998

Im Oktober 1998 wurde in Tabaxmela und Tbilisi eine viertägige georgisch-deutsche philosophische Konferenz zum Thema „Neuplatonismus und Subjektivität. Von Plotin zum deutschen Idealismus“ veranstaltet. Ihre Organisation lag in den Händen des Lehrstuhls für philosophisch-theologische Grenzfragen der Ruhr-Universität Bochum (Theo Kobusch) und des Lehrstuhls für Geschichte der Philosophie an der Ivane-Žavaxišvili-Staatsuniversität Tbilisi (Guram Tevzaze) sowie der Akademie der Wissenschaften Georgiens. Eines der Ziele der Konferenz war die Thematisierung gemeinsamer geistiger Traditionen in Georgien und Deutschland im Rahmen einer aktuellen philosophischen Fragestellung, nämlich der Subjektivitätsdebatte. Als Beispiel hierfür dienten unter anderem die mittelalterlichen Kommentare zur „Elementatio theologica“ des Neuplatonikers Proklos Diadochos, die so namhafte Persönlichkeiten wie Ioane Petrici oder Berthold von Moosburg verfassten. Neuplatonischem Gedankengut wurde aber auch bei Thomas von Aquin, Meister Eckhart oder Nikolaus von Kues mit Blick auf das Subjektivitätsproblem nachgegangen.

1. Die Rezeption des neuplatonischen Denkens in der „Elementatio theologica“ des Proklos durch Berthold von Moosburg erörtere gleich eingangs der Bochumer Philosoph *Burkhard Mojsisch* in seinem Vortrag „Die Theorie des Intellekts bei Berthold von Moosburg. Zur Proklosrezeption im Mittelalter“. Mojsisch gab zunächst eine kurze Übersicht über die geistige Situation, in der Berthold lebte und verknüpfte mit dessen Namen den Versuch, die neuplatonische Philosophie im lateinisch-sprachigen Westen gegen die Vorherrschaft des Aristotelismus wiederzubeleben.

Gegenstand des Interesses waren für den Autor in diesem Fall besonders Bertholds Anmerkungen zu den Propositionen 160-183, in denen er seine Theorie des Intellekts entwickelt. Dazu übernahm er offenkundig die Theorie des tätigen Intellekts von Dietrich von Freiberg, der diesen nicht nur als Bewußtsein, sondern zugleich als Selbstbewußtsein beschreibt, das heißt als Einheit von Ursprung, Vorgang und Ergebnis des Erkennens in einem einzigen, intuitiv fassbaren Punkt. Die Tätigkeit des Intellekts ist damit prinzipiell eine gegebene, „passive“. Der mögliche Intellekt, den Dietrich in seinem „Tractatus de origine rerum praedicamentalium“ ebenfalls entwickelt, bleibt bei Berthold dagegen ohne Resonanz; für ihn ist der Intellekt immer

dynamisch oder wie er sagt: intentional. Auch der verwirklichte mögliche Intellekt, den Dietrich noch unterscheidet, bleibt bei Berthold unberücksichtigt, nach Mojsischs Meinung, weil dieser Aspekt bei Proklos fehlt und weil in der Dominikanerschule die Passivität des Intellekts in Geltung war.

2. Den Gedanken des georgischen Philosophen Ioane Petrici (11./12. Jh.) zur „*Elementatio theologicae*“ widmete anschliessend *Guram Tevzaze* (Tbilisi) seinen Vortrag über „Die Kategorie der Subjektivität in Joane Petricis Kommentar zu Proklos“. Dem Vortragenden ging es dabei vor allem um die Demonstration des Neuen, das aus der Verbindung des christlichen Denkens mit dem neuplatonischen Denken entstanden ist. Für Joane bildete beides keinen Gegensatz, weil jenes die höchsten Weisheiten der Menschheitskultur in sich vereinigt. Tevzaze wies zunächst an zahlreichen Beispielen nach, daß das neuplatonische Denken den Begriff der Person im Sinne eines verantwortlichen Subjekts, der für das Christentum wichtig ist, zwar als solchen nicht kennt, der damit gemeinten Sache aber durchaus Aufmerksamkeit schenkt. Nach dem neuplatonischen Weltbild strebt bekanntlich alles, was aus dem All-Einen hervorgegangen ist, wieder zum Ursprung zurück. Was den Menschen betrifft, ist dieses Streben wesentlich ein bewußtes, zielgerichtetes. Es ist somit keine statische, sondern eine dynamische Größe. Hier zeigen sich Nähe zu Bertholds Proklos-Interpretation. Kaum zufällig behandelt Joane deshalb das Problem der Subjektivität im Rahmen seiner Erkenntnistheorie; die Stufen des Erkennens stehen in Analogie zu den Stufen der Rückkehr des Geschaffenen zum All-Einen. Als Konsequenz entwickelt Joane eine Verantwortung des Menschen für das eigene Leben, den Mitmenschen, sein Volk und die Welt, eine Auffassung von der Bestimmung des Menschen, die im Mittelalter nicht gerade verbreitet ist, aber ihren paulinischen Hintergrund kaum verbergen kann.

3. In dem Vortrag „Dionysios Ps.-Areopagita in den mittelalterlichen Kommentaren zur *Elementatio theologica* des Proklos“ von *Lela Aleksize* (Tbilisi) wurde das Verhältnis dreier mittelalterlicher Proklos-Kommentatoren zum Areopagiten untersucht: dem (möglicherweise unechten) des Nikolaos von Methone (12. Jh.), des Joane Petrici (11./12.Jh.) und Bertholds von Moosburg (14. Jh.). Die beiden ersten vertreten die östliche Tradition des Christentums, Berthold die westliche. Für Nikolaos ist der Areopagite, nicht Proklos eine Autorität. Sein Ziel ist es, den polytheistischen Charakter vor allem der Trinitätslehre des Proklos zu entlarven. Daher geht er in seiner Kritik an diesem so weit, daß er dem Areopagiten Proklos selbst dann gegenüberstellt, wenn zwischen beiden Positionen gar kein Unterschied besteht. Von Vorteil für die Forschung ist freilich die Korrektheit der Zitate bei Nikolaos, die mithilft, die Texte des Areopagiten zu identifizieren. Im Unterschied zu Nikolaos ist Bertholds Ziel nicht die Konfrontation, sondern die Demonstration des Einklangs beider Lehren. Nach Ansicht der Referentin ähneln sich Bertholds „*Expositio*“ und die „*Refutatio*“ des Nikolaos in vielfacher Hinsicht. Bei Ioane Petrici dagegen ist der Areopagite gar nicht erwähnt. Lela Aleksize zufolge war das Publikum in Georgien zu seiner Zeit auf die Rezeption des Proklos nicht vorbereitet; diese bereitete Joane erst durch seine Übersetzung der *Elementatio theologica* vor. In seinem Kommentar verwendete er deshalb mehr nichtchristliche Quellen und hütete sich, durch das Erwähnen des

Areopagiten sein Ziel zu behindern. Ein Eingehen auf die Subjektivitätsproblematik war in diesem Beitrag nicht intendiert.

4. *Theo Kobusch* (Bochum) stellte sich in seinem Vortrag über „Bedingte Selbstverursachung. Zu einem Grundmotiv der neuplatonischen Tradition“ die Aufgabe, eine auf den ersten Blick unvereinbare These – etwas ist sekundär und doch dessen Ursache – durch die Entwicklung des Begriffs der *causa sui* zu erklären. Bei Plotin ist *causa sui* ein Prädikat Gottes, des Einen, „quod in se est et per se concipitur“. Er spricht auch vom Einen als dem „Herrn seiner selbst“, bei dem Wollen und Sein aneinander teilhaben. Diese Tradition reicht bis in die Neuzeit. Doch daneben erfährt – bereits bei Iamblichos und Proklos – diese Plotinsche Position eine Kritik, insofern die Begriffe Selbstverursachung oder Selbstkonstitution zur Bezeichnung endlicher (!) Freiheit werden: Etwas ist, was es ist, durch sich selbst und zugleich bedingt durch die ersten Ursachen, d. h. es ist nur bedingt selbstverursacht. Dies gilt – und hier verknüpfte der Referent die spezielle Erörterung mit der Gesamtthematik – vornehmlich für das menschliche Ich oder Subjekt. Woraus folgt, daß neuplatonisches Denken so einfüchtig für eine autonome Subjektivitätsbestimmung nicht zu referieren ist, wie das mancherorts geschieht. Weiten Raum nahm nach dieser Grundlegung die Untersuchung des Begriffs der bedingten Selbstverursachung im christlichen Mittelalter ein, so bei Meister Eckhart im Kontext der Problematik des freien Willens und der Unterscheidung von empirischem und intelligiblem Ich; so bei Nikolaus von Kues, Marsilio Ficino oder Giovanni Pico della Mirandola. Kobusch zeigte, daß diese Tradition auch noch bei A. Schopenhauer und J. Frauenstädt fortwirkt, wobei hier die bedingt-selbstverursachte Subjektivität insbesondere für die moralische Freiheit des Menschen gilt.

5. *Beate Suchla* (Gießen) sprach danach über „Subjektivität und Ethik bei dem christlichen Neuplatoniker Dionysios Areopagita“. Am Beginn des Vortrags stand dessen erkenntnistheoretische Position, derzufolge alle wesentliche Erkenntnis nur subjektiv, d. h. nur für den Erkennenden von Bedeutung ist. Unter diesem Gesichtspunkt untersuchte die Referentin die beim Areopagiten anzutreffenden Fallibilitätsaussagen und ihre Funktion für sein Gottesverständnis. Gott teilt sich dem Menschen in dreierlei Gestalt mit: als absolutes Subjekt durch sein Wort, als absolutes Subjekt durch seine objektiven Offenbarungen und als absolutes Subjekt, das dem erschaffenen Wesen Erkenntnis seiner verleiht. Unverkennbar steht hinter dieser Triade das Trinitätssymbol. Die dritte der Offenbarungen, die Erkenntnisbefähigung des Menschengeistes durch den Gottesgeist konstituiert den Menschen als Subjekt. Was dies bedeutet wird sichtbar an der Beziehung des Menschen zu sich selbst und zu andern Menschen. Die Relation des Menschen zu sich selbst enthält dabei drei Momente: die Entdeckung des Selbst als kontingentes Subjekt, als ein bedingt freies Subjekt und als Gott suchendes Subjekt. Die Beziehung des Menschen zu andern Menschen aber auch zur Umwelt wird deutlich am Grad der Liebe, die in ihr waltet. Die Referentin unterscheidet von daher Eigenliebe, Nächstenliebe und ekstatische Liebe. Die letztgenannte entgrenzt das Subjekt menschlichen Seins und Handelns und eröffnet die Begegnung mit dem Subjektsein Gottes. Derart umfasst die Ethik des Areopagiten alle Seinsstufen und zielt darauf, alle im Blick auf die Gotteserkenntnis zu bewähren.

6. *Mixeil Maxaraze* (Tbilisi) unterschied in seinem Vortrag „Das mystische Erkennen Gottes bei Plotin und Pseudo-Dionysios Areopagita“ den weiten religiösen Gehalt des Begriffs Mystik von dessen enger philosophisch-intellektueller Auffassung, dem sog. Mystizismus und zeigte auf, welchen Platz der letztere in Plotins Lehre einnimmt. Zugleich wies der Vortragende auf die mystizistischen Elemente in Plotins Philosophie und der Theologie des Areopagiten hin. Den mystizistischen Charakter der Philosophie Plotins nannte Macharadze insofern intellektuell, weil der Prozess der Erkenntnis Gottes bei ihm als streng logischer Vorgang begriffen wird. Dabei ist die Negation der göttlichen Prädikate die entscheidende Voraussetzung auf dem Weg zu diesem Ziel. Allerdings wies der Referent auch auf gewisse christliche Elemente in diesem Prozess hin, so die Begrenzung des Intellekts hinsichtlich einer Einung von Mensch und Gott, welche als Intuition beschrieben wird, und die Anerkennung des Gebets als Mittel des Aufstiegs zu Gott. Eine Verstärkung dieser Sicht erkannte der Referent in der Lehre des Areopagiten von der doppelten Negation, die kraft des vereinten Negativen zum Positiven findet. Er sah hier eine Parallele zur Lehre Plotins vom Aufstieg der Seele zum All-Einen, bei der Kataphatik und Apophatik als Methoden ebenfalls unzugänglich bleiben und das wahre Erkennen des göttlichen All-Einen erst auf einer dritten Stufe, der mystischen Schau gelingt, also der mystischen Einung als Ende aller Gottesbegriffe.

7. Der Rekonstruktion der neuplatonischen Theorie des Gebets widmete sich der Vortrag von *Michael Erler* (Würzburg): „Selbstfindung im Gebet. Integration eines Elements epikureischer Theologie in den Platonismus der Spätantike“. Seine Hauptthese lautete: Der neuplatonischen Theorie des Gebets bei Proklos liegen auch gewisse hellenistische Vorstellungen zugrunde. Denn zwei einander entgegengesetzte Positionen erscheinen als Ausgangspunkte für diese Theorie: Einerseits eine Weiterentwicklung der Lehre Platons von der „Sorge um das unsterbliche Selbst“ des Menschen mit dem Ziel der Annäherung an Gott (cf. „Timaios“); andererseits der stoische bzw. epikureische Gesichtspunkt von der „Vervollkommnung des sterblichen Ich“, der aus der materialistischen Grundstimmung dieses Denkens hervorgeht. Für Epikur sind die Mittel zur Vervollkommnung des Menschen zwar ähnlich wie bei Platon: *theoria*, Moral und Religion. Aber sie dienen nicht der Gewinnung der Unsterblichkeit, sondern der eudaimonia als einer Disposition der Seele für das richtige und natürliche Verhalten im Leben. Die Erörterung des Integrationsprozesses dieses spätantiken philosophischen Elements in die Lehre des Proklos vom Gebet eröffnete Erler mit der Untersuchung von dessen Argument gegen die Aporie des Gedankens vom unendlichen Regressus des Gebets beim Epikureer Hermachos. Da das Ziel des Gebets und sein Nutzen in ihm selbst liegen und nicht außerhalb von ihm, so Proklos, kommt das Gebet durch seinen bloßen Vollzug zur Erfüllung; es erreicht Gott in dessen Offenbarungen und ist keine an einen transzendenten Gott gerichtete Bitte, die hinsichtlich ihrer Erfüllung offen bleiben muß. Damit gewinnt in der Gebetstheorie des Proklos noch ein anderer Aspekt entscheidende Bedeutung: der anagogisch-soteriologische. Proklos unterscheidet drei Phasen des Gebets: Sammlung, Verknüpfung und Einung der Gedanken im Selbst. Das Gebet tritt hier also in einer propädeutischen Gestalt der Meditation in Erscheinung. Es dient zwar dem ewigen Heil des Menschen, aber für dieses Heil hat die Sorge um das sterbliche Selbst konstitutive Bedeutung.

8. *Tina Dolize* (Tbilisi) versuchte in ihrem Beitrag „Der Begriff der Bewegung in der Gotteslehre Gregors von Nyssa“ zwei gegensätzliche Positionen zum Verständnis der Subjektivität Gottes am Beispiel des Bewegungsbegriffs darzustellen. In der griechischen Philosophietradition vor Plotin, z. B. bei Platon („Parmenides“, „Sophistes“), öszilliert die Theorie der Bewegung (*kinēsis*) noch uneinheitlich zwischen Metaphysik und physischer Welt. Bei Plotin dagegen haben wir es mit einer begrenzten, aber eindeutigen Verwendung des Begriffs zu tun. Denn dem absoluten göttlichen All-Einen könnte nur im absoluten Sinn „Bewegung“ zugesprochen werden, was bedeutete, das All-Eine als ruhenden Punkt (*stasis*) im Weltall zu begreifen. Dieser Vorstellung widerspricht jedoch der zentrale Gedanke der Emanation, der die wirkliche Welt als Bewegung aus dem All-Einen hervorgehen läßt. Woraus folgt, daß die emanative Bewegung des Göttlichen ein defizienter Modus des Göttlichen sein muß. Ganz anders stellt sich die Sache in der Lehre Gregors von Nyssa dar. Hier wird zur Charakterisierung der dreieinigen Subjektivität Gottes neben dem Prädikat der Ruhe (*stasis*) komplementär auch das der Bewegung (*kinēsis*) verwendet. Gott ist trinitarisch beides, ruhendes Eines und dreifaltiges Handeln als Schöpfer, Erlöser und Vollender. Damit befreit Gregor den Bewegungsbegriff von seinen physikalisch-diskurshaften Konnotationen. Dies entspricht biblischem Denken. Eine ähnliche Sicht begegnet uns auch bei Gregor von Nazianz und Johannes von Damaskus.

9. *Jens Halfwassen* (Heidelberg) widmete seine Studie über „Die Einheit des Selbstbewußtseins und der Zirkeleinwand. Zur subjektivitätstheoretischen Bedeutung von Hegels Interpretation der Nouslehre Plotins“ einer philosophiehistorischen Rekonstruktion von zwei konstitutiven Momenten jeder Subjektivitätstheorie. Von diesen zwei Momenten ist das erste die Antwort auf die Frage, wie die Einheit des Selbstbewußtseins mit seinem Gegenstands- oder Weltgehalt zu vermitteln ist, das zweite die Antwort auf die Frage, wie die Einheit des Selbstbewußtseins trotz der Pluralität seiner Strukturelemente geartet ist. Beide Momente sind miteinander verwandt. Zugleich hatte Halfwassens Vortrag systematischen Charakter, denn er wollte die schon bei Plotin gegebene Möglichkeit der Widerlegung des von der idealistischen und nachidealistischen Philosophie breit thematisierten Zirkeleinwands gegen die Subjektivität — welcher in der unendlichen Iteration der Selbstthematization des Denkens besteht — darstellen. Hegel selbst weist in seinen Berliner „Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie“ auf die grundlegende Ähnlichkeit und auf den Unterschied seiner Position zur Nouslehre Plotins hin. Der Referent gab in zwei Schritten zuerst Plotins Konzeption der Selbstbeziehung des Denkens als in der Transzendenz begründeter Einheit der beweglichen Ideen wieder und verglich sie mit der Lehre Hegels vom selbstbezogenen Denken als absoluter Subjektivität. Die Affinität beider Positionen besteht darin, daß Plotin die transzendente Begründung des Selbstbezugs des Denkens gleichsam in Vorwegnahme von Hegels Begriff der „konkreten Allgemeinheit“ gestaltet und die Struktur der Selbstentfaltung des diskursiven Denkens gleichsam in Vorwegnahme von Hegels Konzept der „konkreten Totalität“. Allerdings gilt für Plotin im Unterschied zu Hegel nur das selbstbezogene Denken als einheitliche intellektuelle Anschauung, während das diskursive Denken defizient ist. Was sodann die unterschiedliche Lösung des Zirkeleinwandes angeht, geschieht diese bei Plotin dadurch, daß sich das Denken beim Erfassen seiner ursprünglichen Inhalte, also der Ideen in ihrer untrennbaren Viel-Einheit, in demselben Akt zugleich als

Selbstbezug begreift. Im Gegensatz dazu geht Hegels dialektische Methode von einem Begriff des spekulativen Denkens aus, der das diskursive Denken ein- und nicht ausschließt. Zwar begreift auch bei Hegel das Denken sich selbst noch nicht in jedem Moment als seine Einheit, also nicht als absolute Subjektivität, aber jeder einzelne Moment des Denkens ist spekulativ „aufgehoben“ im vollendeten Selbstbezug als dem Telos seiner.

10. *Mamuḡa Beriašvili* (Tbilisi) hielt seinen Vortrag über „Meister Eckharts ontologischer Begriff der ‚Eigenschaft‘ und seine onto-soziologische Entfaltung in R. Musils Roman ‚Der Mann ohne Eigenschaften““. Eigenschaft kann bei Eckhart interpretiert werden als einzelne Bestimmtheit, in der und durch die das reale Seiende in der Welt existiert. In diesem Sinne ist sie nicht nur dessen immanentes Merkmal, ähnlich einem Akzidenz, sondern auch dessen zu transzendierendes Merkmal im Blick auf den Prozess des Werdens alles Seienden und insbesondere des Selbstwerdens des Menschen. Derart steht der Begriff der Eigenschaft bei Eckhart im Einklang mit Hegels Bestimmung des real existierenden Seienden, das in der Welt ist, um sich gegen anderes Seiendes und für sich selbst in seiner Eigenart zu bewähren. Dem Begriff kommt bei Eckhart und Hegel zugleich erkenntnistheoretische Bedeutung zu. Nach Ansicht des Referenten kann dem um seine Eigenart besorgten menschlichen Seienden oder Subjekt im fundamental-ontologischen Sinne Heideggers das bloße Vorhandensein als ein in der Welt seiendes Man gegenüber gestellt werden, das eigenschaftslos oder gar eigenschaftsfeindlich ist. Der Entschluß zu seiner eigenen Existenz muß auf dem Hintergrund dieses negativen Seinsmodus gewonnen werden. Das erscheint nach Heidegger möglich, weil die ontologischen Strukturen, die Existenzialien in ihrem Zusammenhang verstanden werden müssen. Musil nun entfaltet diesen Gedanken in seinem Roman onto-soziologisch. Ulrich, der Held, ist infolge seiner ungezählten Seinsbeziehungen mehr oder minder nivelliert: er muß, ob er es will oder nicht, die im Sozium bestehenden Regeln berücksichtigen, also mit Heideggers Worten, der Stimme des Man folgen. Das Man braucht diese Regeln für seine Stabilität. Ulrich versucht sich dieser Gefangenschaft zu entziehen, um seine eigene Existenz, sein Ich-Sein zu gewinnen. Doch es gelingt ihm nicht. Subjektivität als Eigenschaftlichkeit des Existierens ist nur in der Preisgabe des Man zu erreichen. Aber zu solcher Preisgabe – oder Gelassenheit, um mit Eckhart zu sprechen – ist Ulrich nicht bereit.

11. „Der Mensch im Kreislauf des Seins. Vom Neuplatonismus zur Subjektivität bei Meister Eckhart“ betitelte der holländische Wissenschaftler *Walter Goris* (Köln) seinen Vortrag. Er setzte sich darin das Ziel, die Vielfalt der Lehren des Mystikers im Begriff der Subjektivität zu verknüpfen. Grundlage hierfür ist nach seiner Meinung: das neuplatonische Verständnis des Menschen als eines aus dem All-Einen hervorgegangenen und zur Rückkehr zum All-Einen berufenen dynamischen Wesens. Bei Eckhart entspricht dem die Beziehung des Menschen als geistbegabtes Wesen zum göttlichen Geist und seine Berufung zur vollen Gottesgemeinschaft. Eine solche Sicht ist zwar seit Paulus dem theologischen Denken nicht fremd, doch es widerspricht diesem Denken normalerweise, daß die Zuwendung Gottes zum Menschen in eine Möglichkeit der Vervollkommnung umgedeutet wird. Eckhart öffnet die Tür zu dieser Möglichkeit durch zwei Momente: Er definiert das Ich-Subjekt in einer gewissen Distanz zum übrigen Geschaffenen und er versteht Gott als das absolute Ich-Subjekt, „

das in Jesus Christus seine Subjektivität offenbart hat in der Welt, um durch ihn alle Subjekte zur Gemeinschaft mit sich heimzurufen. Die Kehre ist also christologisch begründet, nicht anthropologisch. Sie hat die Ineins-Setzung von Subjektivität und Wahrheit zur Folge. Goris erkennt hier eine Vorwegnahme des Kierkegaardschen Satzes: „Die Wahrheit ist die Subjektivität“.

12. *Markus Enders* (München) erforschte in seinem Beitrag über „Selbsterkenntnis im ‚Seelengrund‘ als Gotteserkenntnis“ den Zusammenhang von Selbsterkenntnis und Gotteserkenntnis bei Heinrich Seuse. Vor allem dessen „Büchlein der Wahrheit“ lag dabei zu Grunde. Gestützt auf den Areopagiten und Meister Eckhart beschreibt der deutsche Mystiker hier das erste Prinzip alles Wirklichen: das absolute Einssein und Einfachsein des göttlichen Lebens. Von da aus entwickelt er seine Idee von der Exemplarursache alles Geschaffenen im Gott, das heißt vom exemplarischen präexistenten Sein der Schöpfung und aller Geschöpfe im göttlichen Leben. Hier waltet platonisches Denken. Jeder Mensch ist von daher ein Ausdruck seines präexistenten Exemplars, des Gottmenschen, und erlebt in der *unio mystica* primär sein duplex esse. Seuse gibt nach Enders' Meinung auf diese Weise dem geschöpflichen Seinsstand mehr Gewicht als etwa Eckhart oder Tauler. Der mystische Reditus führt bei ihm nicht zur Aufhebung oder Auflösung des menschlichen Selbst in Gott, sondern zu dessen Vollendung oder Vollkommenheit in dem präexistenten Menschen, dem Christus, und durch ihn in Gott.

13. *Helmut Meinhardt* (Gießen) sprach über „Singularität, Spontaneität, Subjektivität im Sein und Erkennen bei Nikolaus von Kues.“ Seine Intention war es, den Begriff des Menschen als eines Individuums schon beim Cusaner nachzuweisen, im Unterschied zur These von H. Blumenberg, der diese Charakterisierung als eine typische Entdeckung der Neuzeit betrachtet. Im ersten Teil des Vortrags erörterte der Autor auf der Grundlage der Lehre von der „*docta ignorantia*“, der „gelehrten Unwissenheit“, die Unmöglichkeit exakter Gotteserkenntnis. Ursache ist für Nikolaus das Verständnis alles Seienden als eines „*contractus*“, das heißt eines bestimmten, singulären, unwiederholbaren Geschaffenen, welches in absolutem Gegensatz zur Universalität Gottes steht. Diese Sicht hat aber durchaus positive Aspekte, insofern zur Bestimmtheit jedes solcherart Seienden seine unverwechselbare Würde gehört, beim Menschen sein Subjektsein im Kontext von Familie, Volk, Heimat u. a., das ihn einmalig charakterisiert. Sodann erörterte Meinhardt anhand von dessen Schrift „*De coniecturis*“ („Über die Mutmaßungen“) den Charakter der menschlichen Ratio als des einzigen Mittels, Genauigkeit (*praecisio*) im Urteilen zu erreichen. Hier scheint ein Einfluß Proklosschen Denkens vorzuliegen. Denn wie bei diesem liegt der Grund der Exaktheit solch urteilender Erkenntnis im transzendentalen Prinzip des Urteils selbst, also dessen Vorgegebenheit. Alle andere Erkenntnis des Menschen trägt Konjunktur- oder Mutmaßungscharakter, besonders die über metaphysische Inhalte. Meinhardt formulierte vier defiziente Merkmale mutmaßender Erkenntnis: sie ist wahr im Sinne einer Behauptung; sie ist wahr im Sinne bloßer Annäherung an die Wahrheit; sie ist wahr als Andersheit der Wahrheit und sie ist nur begrenzt kommunikel. Aber auch diese Defizienzen haben eine positive Seite: Konjekturale Erkenntnis ist innerweltlich kreativ, spontan und derart das wesentliche Element der Subjektivität bzw. Individualität. Am Ende seines Beitrags wies Meinhardt aufgrund der Schrift „*De pace fidei*“ des

Cusaners auf den Toleranzgedanken hin, der aus dem Verständnis des Menschen als eines Geschöpfes mit vielen Grenzen, also eines Individuums folgen müßte. Denn Intoleranz gründet stets in menschlicher Anmaßung, mehr sein zu wollen als zu sein.

14. *Mamuka Beriašvili* (Tbilisi) hielt seinen Vortrag über das Thema „Gibt es neuplatonische Elemente in Leibniz' Philosophie?“ Er ging dabei von dem Interesse des Philosophen aus, die zahlreichen wissenschaftlichen Entdeckungen seiner Zeit mit der Wahrheit der Theologie in Einklang zu bringen, also Glauben und Wissen, klassische und moderne Philosophie, die Autorität der Kirche und die Autorität der Wissenschaft zu versöhnen, die im Begriffe waren, sich als Gegensätze zu etablieren. Das neuplatonische Denken diente ihm dabei nach Meinung des Referenten als Mittler, weil es wie sein eigenes System monistischen Charakter hat, die Fähigkeit des menschlichen Denkens im universalen göttlichen Sein begründet, nur dem Guten Wirklichkeit zuspricht, das Böse als Mangel des Guten erklärt und den Menschen nicht als Krone oder Ziel der Schöpfung begreift. Trotz dieser Ähnlichkeiten hat das neuplatonische Denken nach Meinung des Autors keinen unmittelbaren Einfluß auf Leibniz ausgeübt. Daß er Plotin und seine Schule als abergläubisch und mystisch bezeichnete, zeigt seine Distanz zu beiden. Den Terminus „Neuplatonismus“, meinte der Autor abschließend, sollte man nur zur Bezeichnung der entsprechenden antiken Philosophenschule verwenden, um die Klarheit dieser Position nicht zu verwischen.

15. *Kaxa Kazitaze* (Tbilisi) schließlich überschrieb seinen Beitrag „Der Begriff der intellektuellen Anschauung im deutschen Idealismus und seine mittelalterlichen Quellen“. Er schlug damit noch einmal den Bogen zu Überlegungen vom Anfang der Konferenz. Da der Begriff der intellektuellen Anschauung nicht nur zwischen Hegel und Schelling umstritten war, sondern einen zentralen Begriff im deutschen Idealismus darstellt, erscheint es gerechtfertigt, den mittelalterlichen Quellen desselben nachzugehen. Der Autor setzte ein bei der von Kant eingeführten Unterscheidung von endlicher menschlicher und unendlicher göttlicher Anschauung. Letztere verwarf Kant bekanntlich und ließ nur die transzendental deduzierbaren, reinen Formen der Anschauung – z. B. den Raum und darin die Grundsätze der Geometrie, oder die Zeit – als von der Vernunft erfassbar gelten. Der Autor sah hier eine Nähe zum Begriff der intellektuellen Intuition bei Thomas von Aquino. Er wies im Zusammenhang auf die drei Arten der Erkenntnis bei Thomas hin, von denen die Gegenstände der dritten Art der reine Raum und die reine Zahl sind. In der Tat sind insofern die intellektuelle Intuition bei Thomas und die reine Anschauung bei Kant vergleichbar, als ihre Gegenstände nichtsinnhaft sind; allerdings besteht ein Unterschied in der Weise ihrer Gewinnung: bei Thomas sind sie transzendente Realitäten, bei Kant transzendental deduziert. Der Unterschied wird in Kants „Kritik der Urteilskraft“ deutlicher, wo die reine Anschauung übergeht in die Fähigkeit, im Besonderen das Allgemeine zu erkennen. Schelling geht noch einen Schritt weiter und versteht die intuitive oder intellektuelle Anschauung als die Fähigkeiten zur Erkenntnis der eigenen Identität. Hegel verwarf dagegen den Begriff der intellektuellen Intuition aufgrund des prozessualen Wesens des Philosophierens, das nicht am Anfang, sondern erst am Ziel mittels des Diskurses zu reinen Erkenntnissen gelangt.

Die Konferenz erbrachte zahlreiche interessante Aspekte im Kontext der gegenwärtigen philosophischen Diskussion zum Begriff der Subjektivität. Der Rückgriff auf die

Tradition neuplatonischen Denkens als einer der wesentlichen Wurzeln europäischer Philosophie erwies sich als fruchtbare Alternative zum stärker analytischen Ansatz angloamerikanischer philosophischer Schulen. Im Kern dieser Alternative steht die Einsicht in den dynamischen, offenen Charakter der Subjektivität, woraus immer oder wozu immer dieser seine Begründung erfährt. Darüber hinaus war die Konferenz ein neues Beispiel der guten, freundschaftlichen Zusammenarbeit zwischen deutschen und georgischen Wissenschaftlern, die weit in die Zeit vor der politischen Wende zurückreicht. So verwundert es nicht, daß als Ergebnis dieser Zusammenarbeit demnächst zwei gemeinsame Publikationen erscheinen werden: ein „Deutsch-Georgisches Philosophisches Jahrbuch“ (hrsg. von B. Mojsisch und M. Beriašvili) und „Pilosophiuri ganazrebani – Studien zur Philosophie“ (hrsg. von M. Beriašvili, M. Bilašvili und R. Jeck). Die Konferenzbeiträge sollen in einem Band der „Bochumer Studien zur Philosophie“ (hrsg. von Th. Kobusch und B. Mojsisch) erscheinen.

Veröffentlichungen der Jenaer Kaukasiologie 1990 - 2000

Das Fachgebiet Kaukasiologie an der Friedrich-Schiller-Universität Jena wurde 1961 von Gertrud Päscht, einer Schülerin Ferdinand Hestermanns, begründet. Die Wissenschaftlerin, zu deren großen, bleibenden Verdiensten ihre Arbeiten »Das Verbum finitum in der altgeorgischen Übersetzung des Markus-Evangeliums« (1937), »Der Mann im Pantherfell als Zeitdokument« (1970), »Über georgisches Heidentum« (1973), »Washa Pshawela und der Realismus« (1973), »Synkretismus und Orthodoxie im frühgeorgischen Christentum« (1974), »Probleme zur ethnischen Bestimmung der Georgier« (1974), »Zur Historizität der Vita Ninos« (1975), »Die Patristik und Georgien« (1977) sowie die Übersetzungen von K. Gamsachurdias Roman »Die rechte Hand des großen Meisters« und der altgeorgischen Chroniken »Die Bekehrung Kartlis« und »Das Leben Georgiens« zählen, fand in Marina Lortkipanidse-Piel, Steffi Macher, Bernardo Christophe und anderen fähige Nachfolger. Deren anerkennenswerter Tätigkeit in Lehre und Forschung ist es zu danken, daß das Fachgebiet weitergeführt werden konnte und sein fachliches Niveau bewahrte. Die wissenschaftlichen Arbeiten von Marina Lortkipanidse-Piel (»Ein Versuch der Funktionsdeutung des georgischen Charaktervokals e«, 1986, »Die Funktionen der Charaktervokale im Neugeorgischen und ihre Wiedergabemöglichkeiten im Deutschen«, 1987, usw.), Steffi Macher (»Struktur und Semantik der oberimerischen Hydronyme«, 1995, »Entwicklungstendenzen in der modernen georgischen Literatursprache«, 1996) und Bernardo Christophe (Bearbeitungen von altgeorgischen und abchasischen Textmaterialien, die im Internet unter titus.uni-frankfurt.de veröffentlicht wurden) schufen den notwendigen Forschungsvorlauf für die Lehrveranstaltungen. Ihre Leistungen führten zu einer Neubelebung des Faches und zu einer Intensivierung der Zusammenarbeit mit georgischen Wissenschaftlern. Dank ihrer Tätigkeit konnte das Fachgebiet seine Publikationstätigkeit in den letzten 10 Jahren fortsetzen und Anschluß an die Arbeit von G. Päscht finden.

Im vergangenen Jahrzehnt wurden folgende Titel veröffentlicht:

- H. Fähnrich: *Kurze Grammatik der georgischen Sprache*, München 1993 (Nachauflage der Ausgabe von 1986 u. 1987);
- H. Fähnrich: *An der silbernen Stirn der Erde, Reisen in Georgien*, Aachen 1993 ;
- H. Fähnrich: *Georgische Literatur*, Aachen 1993 ;
- H. Fähnrich: *Geschichte Georgiens. Von den Anfängen bis zur Mongolenherrschaft*, Aachen 1993 ;
- H. Fähnrich: *Georgische Schriftsteller, A-Z*, Aachen 1993 ;
- H. Fähnrich: *Grammatik der altgeorgischen Sprache*, Hamburg 1994 ;
- H. Fähnrich, S. Sardshwelase: *Etymologisches Wörterbuch der Kartwel-Sprachen*, Leiden/New York/Köln 1995 ;
- S. Sardshweladse, H. Fähnrich: *Altgeorgisch-deutsches Wörterbuch*, Hamburg 1999 ;
- H. Fähnrich: *Lexikon Georgische Mythologie*, Wiesbaden 1999.

Im selben Jahrzehnt erschienen mehrere Übersetzungen kartwelischer Folklore:

Märchen aus Swanetien, Konstanz 1992 ;

H. Fähnrich: *Ein Wort zur rechten Zeit, Georgische Sprichwörter*, Aachen 1994 ;

Lasische Märchen und Geschichten, Aachen 1995 ;

Märchen aus Georgien, München 1995 ;

Georgische Sagen und Legenden, Blieskastel 1998.

Zudem wurden in der *Kaukasien-Reihe* der Friedrich-Schiller Universität folgende Beiträge veröffentlicht:

Mingrelische Sagen, Aus dem Georgischen von H. Fähnrich, Jena 1997 ;

H. Fähnrich: *Gedanken zur kartwelischen Rekonstruktion*, Jena 1998 ;

Chroniken der georgischen Königin Tamar, Aus dem Georgischen von S. Sardshweladse und H. Fähnrich, Jena 1998 ;

H. Fähnrich: *Georgische Toponymie*, Jena 1998 ;

H. Fähnrich: *Kleines Udisch-Deutsches Wörterverzeichnis*, Jena 1999 ;

Mose Choneli: *Amirandaredshaniani*, Deutsch von S. Sardshweladse und H. Fähnrich, Jena 1999 ;

Abchasische Volksdichtung, Deutsch von H. Fähnrich, Jena 2000 ;

Giorgi Mertschule: *Das Leben des Grigol von Chandsta*, Deutsch von S. Sardshweladse und H. Fähnrich, Jena 2000 ;

H. Fähnrich: *Kartwelischer Wortschatz, Ergänzungen zum Etymologischen Wörterbuch der Kartwelsprachen*, Jena 2000 ;

Zwischen Felsen und Geschichten, Erzählungen aus Georgien, Deutsch von H. Fähnrich, Jena 2000.

**Die Titel der Kaukasien-Reihe können per e-Mail direkt vom Fachgebiet Kaukasio-
logie der Friedrich-Schiller-Universität bestellt werden (x9chbe@rz.uni-jena.de).**

Verzeichnis der Autoren

Arsenišvili, I.	Universität Tbilisi
Blankoff-Scarr, G.	Institut Supérieur de l'Etat de traducteurs et interprètes Bruxelles
Cherchi, M.	Universität Chicago
Christophe, B.	Universität Jena
Dumbaže, D.	Universität Tbilisi
Fähnrich, H.	Universität Jena
Gamqrelize, T.	Akademie der Wissenschaften Tbilisi
Iremaže, T.	Universität Tbilisi
Jäger, J.	Universität Jena
Kağabaze, N.	Universität Tbilisi
Kaxiže, E.	Wiss. Zentrum Batumi
Krebernik, M.	Universität Jena
Kviciani, I.	Universität Tbilisi
Magarotto, L.	Universität Venezia
Mamulaze, Š.	Wiss. Zentrum Batumi
Mühlfried, F.	Universität Hamburg
Narimanišvili, G.	Archäologisches Forschungszentrum der Akademie der Wissenschaften Tbilisi
Rieger, U.	Universität Jena
Sauna, M.	Universität Venezia
Šanšašvili, N.	Archäologisches Forschungszentrum der Akademie der Wissenschaften Tbilisi
Saržvelaze, Z.	Universität Tbilisi
Xalvaši, M.	Wiss. Zentrum Batumi
Žavaxišvili, N.	Universität Tbilisi